KE
84
18984

HDI
HW 3CMY 1

KE
18984

Frau Agna

Von **Heinz Tovote** ſind im gleichen Verlage bis zum April 1901 erſchienen:

Moderne Liebestragoedie:

Im Liebesrauſch. Berliner Roman . .	15. Auflage
Mutter! Roman	7. Auflage
Frühlingsſturm. Berliner Liebesroman	9. Auflage
Das Ende vom Liede. Roman . . .	11. Auflage

Frau Agna. Roman . . . . . 6. Auflage

Jeder Band geh. M. 3,50; geb. M. 4,50

Der Erbe. Roman . . . . . 8. Auflage

Fallobſt. Wurmſtichige Geſchichten . .	10. Auflage
Ich. Nervöſe Novellen	11. Auflage
Heimliche Liebe. Novellen	17. Auflage
Heißes Blut. Novellen	12. Auflage
Abſchied. Novellen	10. Auflage
Die rote Laterne. Novellen	6. Auflage

Yvette, von Guy de Maupaſſant. Ueberſetzung . . . . . 6. Auflage

Jeder Band geh. M. 2; geb. M. 3.

Heinz Tovote

Frau Agna

Roman

Sechste Auflage

Berlin W
F. Fontane & Co.
1901

KE189B4

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Alle Rechte
besonders das der Ueberſetzung
vorbehalten

Digitized by Google

I.

Frau Agna legte seufzend die Decke mit den großen secessionistischen Blumen, an der sie gearbeitet hatte, auf das japanische Tischchen und saß nun müßig, tief vergraben in die seidenen Libertykissen der niederen Chaiselongue.

Ihre reichen blonden Haare hatten sich gelöst, die Schildkrotkämme lagen achtlos auf dem antiken Moscheeteppiche zu ihren Füßen; und mit großen Augen, diesen seltsam flimmernden Blicken, die so manchen Maler schon verführt hatten, seine Kunst vergeblich an dem weichen, schmalen Gesicht mit den tiefen blauen Augen zu versuchen, träumte sie lässig in die erste Dämmerung des frühen Herbstabends.

Die Thüren zum Garten standen weit auf; man konnte die Bäume und durch das hohe schmiedeeiserne Gitter auf die Matthäikirchstraße sehen, wo vereinzelt ein Fußgänger auftauchte oder ein Wagen rasch vorüber jagte.

Braun und welk fiel das Laub von den Kastanien, einzelne Zweige waren schon ganz leer, nur die Taxus und Lebensbäume zeigten noch ihr dunkles Grün; blutrot hing das Weinlaub um die Pfeiler

der Terraſſe und über den Querbalken des Laubenganges.

Der Herbſt ſtimmte ſo melancholiſch. Und ſie fühlte ſich vereinſamt und von aller Welt verlaſſen. Die ſchöne Frau Agna langweilte ſich.

Ihr Mann, der Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrat und vortragender Rat im Miniſterium, Ernſt Cordelius, war wieder ſeit vier Tagen mit dem Miniſter auf Reiſen, allein das war es nicht, was ſie traurig ſtimmte.

Nach dem wochenlangen Aufenthalte in Skodsborg war ſie noch immer nicht an ihre ſtille Häuslichkeit gewöhnt. Es fehlte ihr etwas. Das Leben um ſie herum in dem behaglichen däniſchen Seebade, das Lachen und Lärmen in den Nebenzimmern fehlte hier; das Rennen und Rufen der Kellner und dann der ſingende Wind, der vom Meere kam und an allem rüttelte, was nicht ganz feſt war.

Alles ging dort ſeinen regelmäßigen Gang, während ſie daheim ſich gleich wieder um die geringſten Kleinigkeiten ihres Hausweſens zu ſorgen hatte. Immer an den folgenden Tag denken, ohne des Tages ſelbſt froh zu werden. Das laſtete auf ihr.

Und ſo fühlte ſie ſich müde und unluſtig und hockte energielos in den weichen Daunenkiſſen.

Sie hatte die Empfindung: es könne auf der Welt nichts ſchöneres geben, als recht angenehm krank zu werden, eine Krankheit ohne Schmerzen und häßliche Medizinen, behaglich, von leiſer Sorge umgeben, bei verhängten Fenſtern im Bette zu liegen und an nichts zu denken.

Aber sie konnte sich das nicht vorlügen oder nur den anderen einreden, daß sie krank sei. Sie verstand sich schlecht auf das Lügen, und doch quälte sie sich zwei lange Jahre schon mit der größten Lüge, die es im Leben einer Frau geben konnte.

Niemand hatte sie je gefragt; mit Worten hatte sie es nie abzuleugnen brauchen. Ihr Mann, der hatte kaum ein Auge mehr für sie, dem lag einzig das Wohl des Staates am Herzen.

Manchmal litt sie darunter, aber dann beschwichtigte sie ihr Ehrgefühl mit sophistischen Gründen, und gleich war alles wieder vergessen und gut.

Ihre Mattigkeit war so groß, daß ihr selbst die Nadel schwer ward und mit dem feinen Seidenfaden träge ihren schlanken Fingern entglitt.

Sie mußte sich ein paar neue Herbsttoiletten bestellen. Aber die Modekupfer lagen vergessen auf dem Tischchen und den seltsam geformten englischen Mahagonisesseln. Sie fühlte keinerlei Ehrgeiz, sich hübsch anzuziehen. Im Augenblick war es ihr ganz gleich. — Für wen auch? Damit ein paar Freundinnen eine Viertelstunde des Neides verbrachten, daß ihrer schlanken Figur alles stand?

Ein trauriger Vorzug, an den sie seit zehn Jahren, den zehn langen Jahren ihrer Ehe gewöhnt war, vom ersten Tage an, da sie, kaum neunzehnjährig, mit ihrer großen Mitgift das stille Pfarrhaus verließ, wo die Mutter ihr nur die einfachsten Kleider gestattet hatte, um im vornehmen Westen zur Erkenntnis zu kommen, daß Mädchenträume fast nie in Erfüllung gehen.

Wie lange das her war; auch an einem ſolchen Herbſttage! —

Dieſe herbſtliche Stimmung mit den braunen Tönen that ihr ſo wohl, dies ſanfte Sterben in der Natur, ungewiß verſchwommen, ein langſam ſchmerzloſes Hindämmern, ohne nüchterne Klarheit.

Sie liebte die harte Deutlichkeit der Dinge nicht, auch über ihre eigenen Handlungen und deren letzte Gründe mochte ſie ſich nie völlig klar werden.

Das that den Nerven ſo gut, ganz ſtill in der Dämmerung zu ſitzen und zu träumen; wie die Schatten ſich langſam vertieften und aus den Winkeln des Gemaches die Nacht weich hervorquoll gleich ſchwarzem Nebel, bis das letzte Himmelslicht durch die hohen Fenſter mit den dunklen, ſchweren Vorhängen fiel, und dann in dem Blattgewirr der Bäume und Weinranken der blaßgrüne Schimmer der Straßenlaternen auftauchte. —

Eine Thür ging, dann klopfte es leiſe.

Frau Agna rückte ſich in den Kiſſen zurecht.

Das Mädchen kam; mit ſuchendem Blicke ſtand ſie auf der Schwelle, bis ſie im Halbdunkel des Zimmers die zuſammengekauerte Herrin entdeckte. Leiſe, um die Stille nicht zu unterbrechen, ſagte ſie:

— Gnädige Frau, Herr van Jonge.

Sie wollte aufſpringen, ihr Herz ſchlug wild, ihre Mattigkeit glitt von ihr ab; der Name wirkte wie ein Peitſchenhieb, aber ſie beherrſchte ſich und ſagte in ihrem ruhigen Tone, als ſei es nichts:

— Führen Sie den Herrn hier herein, Martha!

— Soll ich Licht machen, gnädige Frau?

— Nein, noch nicht; nur draußen.

Mit einem Ruck ſchnellte ſie jetzt aus den Kiſſen, raffte ſich auf gleich einer Verſchmachtenden, der der labende Trank gereicht wird, ſtrich haſtig an ihrem Kleide herunter, glättete das Haar zu einem Knoten, mit einem flüchtigen Blicke nach dem Spiegel, wo ſie nur eben noch den Umriß ihrer Geſtalt ſehen konnte; dann trat ſie mit einem Lächeln auf den Lippen in die offene Thür, und ſo, dunkel gegen den noch hellen Abendhimmel, während der Salon ſchon ganz im Dämmer lag, erwartete ſie ihn . . .

All ihre Mattigkeit war abgeſchüttelt, jeder Muskel an ihrem ſchlanken Körper zitterte; erwachend reckte ſie ſich in den ſchmalen Hüften, mit ſehnſüchtig neugierigen Augen, die heiß in dem blaſſen Geſichte brannten. —

Sie hatte ihn erſt morgen zurück erwartet.

Nun war er da, und die ganze Welt trug mit einem Schlage ein anderes Geſicht. Das Leben war wieder lebenswert, ſie fühlte ſich nicht mehr krank. Noch war ſie jung, und das Blut rollte verlangend durch ihre Adern, ein warmer, quellender Strom.

Sie hörte ſeinen Schritt, ſuchend in dem dämmerigen Salon, dann kam er feſt auf ſie zu.

Sie lehnte an dem Thürpfoſten, die Augen halb geſchloſſen, weil das Blut ihr wild in den Schläfen ſchlug; aber als er vor ihr ſtand und ſie ihn anſah, ſein Geſicht mit einem konventionellen, faſt verlegenen Lächeln, da ſchwand ihr jäh die Freude; ihre Züge erſtarrten, wie prickelnde Eiskörnchen lief es ihr durch

die Adern, ihre halb erhobenen Hände, die sich ihm entgegen strecken wollten, glitten matt und kraftlos herab. —

Sie erwachte aus einem bestrickenden Traume zu nüchterner Wirklichkeit, als er so ruhig und gemessen auf sie zutrat und ihr förmlich die Hand küßte, obwohl das Mädchen längst die Thür geschlossen hatte.

Mit einem Schlage war sie eine andere. Ganz steif reckte sie sich in ihrer mädchenhaften Schlankheit. Völlig Herrin ihrer selbst, hatte sie sich sofort in die veränderte Lage gefunden.

Sie kannte ja seine Stimmungen, und sie hatte es sich geschworen, nie anders zu sein, als er erwartete. Diese Klugheit des Anschmiegens hatte sie gelernt.

Wie er wollte; dann war sie eben ganz Dame, auch für ihn, Rolf van Jonge, die Frau Agna Cordelius.

— Entschuldigen Sie, lieber Freund, begrüßte sie ihn, daß ich Sie im Halbdunkel empfange, aber das Licht thut meinen Augen weh; — wenn es Ihnen nicht zu kühl auf der Terrasse ist, dann leisten Sie mir wohl ein wenig im Freien Gesellschaft. Sie haben gewiß viel von Ihrer Reise zu erzählen.

Nun verblüffte ihn ihr ruhiger, kalter Ton. Er ärgerte sich, und zugleich that es ihm leid; denn er mußte ihr wohl zu schroff gezeigt haben, daß er nicht in Liebesstimmung zu ihr kam, sondern ernsthaftes mit ihr besprechen wollte.

Dabei empfand er die stolze Genugthuung, wie sie seine feinste Stimmung richtig erkannte. Und so

blieb er ruhig bei dem einmal angeſchlagenen förmlichen Tone, begann von ſeiner Fahrt zu erzählen und klagte über das ſchlechte Wetter, das er die ganze Zeit über gehabt.

Während ſie über gemeinſame Bekannte plauderten, beobachteten ſie ſich beide voller Neugier und quälender Erwartung, wie dieſe Unterredung ſich weiter geſtalten würde.

Agna hatte ſich in einem der bequemen Korbſeſſel, die auf der Terraſſe ſtanden, niedergelaſſen; plötzlich zog ſie, obwohl der Abend mild und warm war, fröſtelnd die weiche, römiſche Decke enger um ihre Knice. Eine innerliche Kälte ſchüttelte ſie.

Sie ſchwiegen und ſahen an einander vorbei. Und ohne Zuſammenhang, mit einem Seufzer, wie zu ſich ſelbſt, ſagte Rolf van Jonge:

— Ja ja, man wird alt! . . .

Sie blickte auf und mußte doch lächeln, während ſie ihn voll betrachtete. Dieſes glatte, junge Geſicht mit den lebhaften Augen und dem kecken Schnurrbarte, der offiziersmäßig hochgebürſtet war, die ſehnige, energiſche Figur, das kurzgeſchnittene volle Haar, dieſe jugendliche Friſche — und er redete von Altwerden.

Wie er da vor ihr ſaß in ſeiner kraftvollen Jugendlichkeit und Eleganz, da empfand ſie wieder, was ſie gleich an ihm ſo angezogen hatte. Faſt gleichaltrig, fühlte ſie ſich ihm verwandt. Gleich anfangs hatte ſie im Gegenſatze zu ihrem Manne in ihm den Kameraden geſehen, der ſie verſtand in ihrem friſchen

Empfinden, in ihren Forderungen, die sie an die Welt stellen konnte. Sie bewunderte ihn, wie er keck zugriff, ohne zu zaudern. —

Aus dem Dunkel der Vergangenheit tauchte die Szene ihrer ersten Begegnung auf: die Rennbahn in Hoppegarten, der weite grüne Rasen, die flatternden Fähnchen, diese wogende Menschenmasse, die überfüllten Tribünen mit den hellen Toiletten der Damen, den bunten Uniformen; darüber der lachende Sonnenschein und die abgerissenen Töne der Musik, die der Wind lustig über die weite Ebene jagte.

Ihr Vetter Hans Gilsa hatte ihn ihr auf ihr Bitten hin gebracht, als Jonges Fuchs als Erster durchs Ziel kam.

— Hans, stell' ihn mir vor, ich möchte so gern einmal einen Sportsman in der Nähe sehen.

Der Vetter hatte die Hacken zusammengeschlagen, an die Mütze gefaßt und war ihn holen gegangen. Sie sah, wie er an ihn herantrat, wie Jonge lachend und abwehrend die Hand hob; aber dann ließ er sich überreden, schlendernd war er mit auf die Tribüne gekommen und ließ sich ihr vorstellen, die ihn voller Interesse betrachtete und bald angeregt mit ihm plauderte.

Während des ganzen Renntages war er kaum mehr von ihrer Seite gewichen, unter dem Vorwande, sie in die Geheimnisse des grünen Rasens einzuweihen.

Sie fühlte, wie er die Augen nicht von ihr ließ, wie er freudig überrascht, fast erschrocken war, als er sie gesehen.

Gegen ihre Gewohnheit war ſie liebenswürdiger zu ihm als ſonſt zu einem Menſchen. —

Ein paar Tage ſpäter kam er mit Hans, um auch dem Herrn Geheimrat Cordelius offiziell ſeinen Beſuch zu machen, und von da ab war er ſtändiger Gaſt in der Villa der Matthäikirchſtraße.

Frau Agna gefiel mit jedem Tage mehr die Unerſchrockenheit, mit der Rolf van Jonge gegen alles vorging, was ihm in den Weg trat. Darin verriet ſich noch immer der ehemalige Offizier.

Der Geheimrat konnte ſelten auf den erſten Blick zu einem feſten Entſchluſſe kommen; alles mußte erſt nach jeder Richtung hin weislich erwogen und beſprochen werden, und Agna ſollte jedesmal die letzte Inſtanz ſein; ſie ſollte entſcheiden, und dabei war es ihr durchaus unbequem, die Verantwortung zu übernehmen. Es machte ſie ganz krank.

Von Jugend auf hatte ſie nur gelernt, zu gehorchen.

Im Pfarrhauſe ihrer Eltern hatte niemand nach ihrer Meinung gefragt, die Mutter beſtimmte, und damit war die Geſchichte ein für allemal entſchieden. Der Vater lebte einzig ſeinem Berufe und miſchte ſich in häusliche Dinge gar nicht ein.

So konnte ſie ſich anfangs in ihre neue Stellung nur ſchwer finden, und ihre ſtete Antwort war: Ganz wie du willſt. Mir iſt es wirklich einerlei.

Da trat ihr ein Mann im Leben entgegen, der wußte, was er wollte; der ſeine Zeit nicht mit nutzloſen Grübeleien hinbrachte, weder über das, was geſchehen ſollte, noch was geſchehen war.

Kaum, daß er Fuß in ihrem Hauſe gefaßt hatte, als er auch ſchon zu beſtimmen anfing. Dieſes mußte ſo ſein, jenes ſo; und alles mit einer Beſtimmtheit, die keinen Widerſpruch aufkommen ließ.

Ohne es zu empfinden, kleidete ſich Agna, wie er es chic fand; auf ihren Tiſch kamen eine ganze Reihe neuer Gerichte, die er einführte; ſie dachte oder ſprach zum wenigſten über Kunſt und Litteratur wie er, und traute ſich kaum mehr einzugeſtehen, daß ihr die geliebten Klaſſiker viel ſympathiſcher waren, als alle dieſe Neuerer, deren Brutalitäten ihr ſcheues Empfinden oft verletzten. —

Den letzten Sommer hatte ſie mit Elly in Skodsborg zugebracht, während Rolf eine Vergnügungsfahrt mit einem der großen Hamburg-Amerikadampfer nach dem Orient unternommen hatte. Die laue Oſtſee mochte er nicht; vor allem hatte er keine Neigung, dem verſammelten Volke ihre Freundſchaft, an deren Lauterkeit ihre Bekannten mit wenigen Ausnahmen glaubten, dem Klatſche der in einem Bade doppelt böswilligen Allgemeinheit preiszugeben.

In ihrer Einſamkeit hatte Agna von Rolf nur Anſichtskarten erhalten, mit freundſchaftlichen Grüßen und knappen Mitteilungen, wohin die Reiſe ging.

Er ſchrieb höchſt ungern, während ihr erſt wohl war, wenn ſie ihre Gedanken und Empfindungen zu Papier bringen konnte. —

Oft, wenn ſie mit Rolf zuſammen geweſen war, fühlte ſie, kaum daß ſie ſich getrennt hatten, das Bedürfnis, ihm noch etwas mitzuteilen; ſchon am andern Morgen erhielt er einen langen Brief von ihr, worin

ſie ihm alles ſagte, was ſie vergeſſen hatte, wo ſie flüchtig berührte Dinge eingehend erörterte und richtig ſtellte, und mit Fragen und Gedanken kam, die ſie laut auszuſprechen ſich nicht getraute.

So hatte ſie auch während ihres Sommeraufenthaltes in Skodsborg eine Unzahl von Briefen an ihn geſchrieben, die ſie nicht abſenden konnte; Tagebuchblätter über ihr äußeres und inneres Leben, die in ihrer Schreibmappe lagen und ihm bei ſeiner Rückkehr den Beweis liefern ſollten, wie ſie beſtändig ſeiner gedacht hatte, in der langen öden Zeit ſeines Fortſeins. —

Unerwartet kam er zurück. Ein taumelnder Schreck hatte ſie erfaßt, als das Mädchen in ihre Träumereien hinein plötzlich den Namen genannt hatte.

Nun ſtand er ganz anders, ein Fremder, vor ihr als ſie ihn in ihrer Erinnerung hatte.

Er war braun gebrannt; ſeine ſcharfen Augen blickten mit einer ſicheren Ueberlegenheit, die ihr ſonſt ſo gefallen hatte, ihr aber heute weh that. Es lag etwas feindſelig Fremdes in ſeinem ganzen Weſen, das ſie verlegen machte.

Die Thränen waren ihr nahe, weil er es fertig brachte, ſie zu behandeln, als ſei ſie ihm eine gleichgiltige Bekannte; aber ſie bezwang ſich und ſagte ruhig:

— Haben auch Sie die Entdeckung gemacht, daß der Menſch alt wird? . . .

Er blickte erſtaunt auf, denn er fühlte ſehr wohl die Ironie aus ihrem Tone heraus.

Gegen ihren Willen klang es froſtig, faſt ſpöttiſch aus ihrem Munde, und er antwortete daher kühl:

— Nein, nein, Scherz beiſeite: man wird alt, und es ſcheint mir höchſte Zeit, daß man daran denkt, ſich zu rangieren.

Nun wußte ſie alſo, worauf er hinaus wollte. Es gab ihr einen ſchmerzhaften Stich, daß ihr faſt der Atem ſtehen blieb, ſo unerwartet traf es ſie.

Rangieren wollte er ſich! — Das hieß doch mit dürren Worten: er wollte ſich verheiraten und kam, um mit ihr zu brechen. Er gab ihr den Abſchied. Sie konnte gehen, da er ihrer überdrüſſig geworden war.

Blaß und ſteif ſaß ſie da, in banger Erwartung, was weiter kommen würde, aber er ſchwieg, als ſollten ſeine Worte erſt richtig wirken, ſah über den Balkon fort auf die Straße, wo jetzt die erſten Laternen brannten und die Wagen mit ihren gelben und roten Lichtern auf dem geräuſchloſen Asphalt dahinrollten, daß man nur das harte Klappern der Pferdehufe hörte. Der graue, trockene Herbſtſtaub wirbelte auf und drang über den Garten bis zu ihnen her, daß ſie hüſtelnd das Taſchentuch an die bebenden Lippen führte.

Ein Junge ging, laut und gellend einen Marſch pfeifend, an dem Gitter hin und ſchlug mit einem Stocke gegen die Eiſenſtäbe, daß es ratterte. —

— Ernſthaft, gnädige Frau, fuhr er fort, indem er eingehend ſeine Stiefelſpitzen betrachtete, — ſo ſeltſam das im Munde eines ſcheinbar eingeſchworenen Junggeſellen klingen mag, es kommt der Tag, wo man eine Art Sehnſucht ſpürt, aus der ſtändigen Einſamkeit herauszukommen.

Sie antwortete nicht, ſondern lächelte nur ſchmerzlich für ſich hin; denn ſie hatte bisher nichts davon gewußt, daß er ſich jemals einſam gefühlt hatte. Er ſtand im regſten geſellſchaftlichen Verkehr, hatte ſeine Freunde und führte ein vergnügtes Leben in der Großſtadt. Nur wenn er nichts anderes vor hatte, war er zu ihnen gekommen.

— Wie allein man eigentlich daſteht, das iſt mir erſt auf meiner Reiſe recht zum Bewußtſein gekommen, wenn man in fremder Stadt ganz auf ſich geſtellt iſt, angewieſen auf die Zufallsbekanntſchaften, die man im Waggon oder im Hotel macht. Wenn man ziellos durch die Straßen bummelt und den ganzen Tag mit keinem Menſchen außer dem Kellner ſprechen kann, daß einem die Zähne wehe thun, weil man den Mund höchſtens einmal öffnet, um zu gähnen.

— Ah, Sie ſind Philoſoph geworden!

— Das bin ich eben nicht, denn ſonſt . . .

— Nun, ich dächte, an Geſellſchaft hat es Ihnen doch noch nie gefehlt.

— Geſellſchaft — Geſellſchaft! — gewiß . . . aber ſchließlich möchte man mehr, als immer blos empfangen, ohne jemals geben zu können. Das rechte iſt das nicht.

— Und was, glauben Sie, iſt das rechte?

— Liebe Freundin, ſehen Sie . . .

Er blickte auf und rückte ein wenig näher, während ſie ſich tiefer in ihren Stuhl zurücklehnte und halb die Augen ſchloß, weil eine Schwäche ſie anwandelte und es ihr wie das ferne Rauſchen und Brauden des Meeres in den Ohren klang.

Sein Ton war wärmer, als er jetzt fortfuhr:

— Liebe Freundin, Sie wiſſen, wie ich Sie ſchätze und verehre, — Sie wiſſen, wie viel Sie mir geweſen ſind in all dieſer Zeit, wie dankbar ich Ihnen ſein muß — aber . . . Sie entſinnen ſich wohl, wie Sie mir beſtimmt erklärt haben, daß Sie nie aus dieſem Hauſe, nie von Ihrem Kinde fortgehen würden.

Es war in der erſten Zeit ihrer Bekanntſchaft geweſen, als er ſie gefragt hatte, ob ſie imſtande ſei, Mann und Kind zu verlaſſen, um ihm zu folgen. Da hatte ſie die ungewiſſe Zukunft an ſeiner Seite vor ſich geſehen und energiſch den Kopf geſchüttelt.

Nein, dazu fand ſie nicht den Mut, dazu war ſie doch zu feige. Vor ihrem Vater hätte ſie ſich noch mehr gefürchtet und geſchämt als vor ihrem Manne. Und dann ſollte ſie Elly verlaſſen? — Jetzt weniger als je, ſeit ſie in dem Kinde zum erſtenmale in dieſem Jahre eine Gefährtin gefunden. Mit dieſem achtjährigen Dinge ließ ſich vortrefflich plaudern. In dem ſtillen Badeorte entdeckte ſie ihr Kind; nein, jetzt konnte ſie nicht gehen. Wohin auch? —

Sie hatte viel über ihn und ſeinen Charakter nachgedacht und ihn mit ihrem Manne verglichen, der ſtill ſeinem Berufe nachging und ihr gern jede Freiheit ließ; der alles gut hieß, was ſie that, zufrieden, wenn er ſeine Ordnung hatte.

Wozu ſollte ſie ihr behagliches, ſtilles Leben in geordneten Verhältniſſen aufgeben, um einer unſicheren Zukunft willen, wenn ſich dieſe Zukunft durch ihr Vermögen auch ſorgenfrei geſtaltete.

Rolf van Jonge war nicht der Mann, um ein beſchauliches Leben zu führen. Ihm war nur wohl, wenn er alle ſeine Nerven anſpannte, wenn Unruhe und Aufregung um ihn herum herrſchten, wenn er handeln und ſich bethätigen konnte.

Er ſuchte die Gefahr, wo er ſie fand, er lief ihr nach und hatte ſie endlich am Spieltiſche gefunden. Als ſeine Pferde ihm Unglück über Unglück brachten, fing er an zu ſpielen, und obwohl er ihr oft verſprochen, davon zu laſſen, wußte ſie, daß er dieſe Verſprechung nicht gehalten, daß er grade im letzten Jahre manche Nacht am grünen Tiſche verbracht hatte.

Ein paar mal ſchon hatte er faſt ſein Letztes im Spiel gelaſſen, aber immer wieder war er der äußerſten Gefahr entgangen, und die Welle des Gewinns hatte ihn noch jedesmal wieder hochgehoben.

Ihr Leben an das ſeine ketten — nein! Um aller Welt die Augen zu öffnen, was einmal geweſen war, das konnte ſie nicht; das war zu viel verlangt. Vor dem Widerwärtigen und Häßlichen graute ihr, der Skandal hätte jede Empfindung in ihr beſchmutzt oder getötet.

Und ſo dachte ſie milder über ihn, wollte ihm entgegenkommen und ſagte, um ihm zu helfen:

— Alſo rund heraus: Sie denken ſich zu verheiraten.

Er hob zögernd die Schultern und ſagte langſam:

— Ich weiß nicht — ich weiß vor allem nicht, ob . . .

— Weshalb ſagen Sie nicht ruhig, was Sie ſagen wollen?

— Sehen Sie, liebe Freundin . . .

— Nun, ich danke Ihnen vor allem dafür, daß ich nicht erſt von anderen davon höre, ſondern Sie ſelbſt als Erſter mir von Ihren Plänen ſprechen. Nun aber, Rolf — dann bitte ganz ehrlich; — dann ſagen Sie mir alles und martern Sie mich nicht mit Ungewißheiten. Sie ſelbſt haben mich gelehrt, jeder Gefahr ins Auge zu ſehen.

Sie war jetzt ganz Herrin ihrer ſelbſt, alles was ſie dachte und empfand, hatte ſie unterdrückt, es exiſtierte im Augenblicke nicht für ſie.

— Ich habe Sie immer für eine überaus kluge und vernünftige Frau gehalten, Frau Agna — dennoch ſcheint es mir faſt beſſer, ich ſchweige noch.

— Wozu? — Die Wahrheit erſchreckt mich nicht, nur das Geheimnisvolle macht mich krank. Alſo wo haben Sie ſie kennen gelernt. Wohl auf Ihrer Fahrt jetzt? — Oder iſt es eine Berliner Bekanntſchaft.

— Beides, Frau Agna.

— Nun und . . .

— Und zum erſten Male iſt mir der Gedanke gekommen. Die gemeinſchaftliche lange Fahrt, wenn man Tag für Tag bei einander iſt, läßt ſolche Gedanken aufkeimen. Der rechte Augenblick ſcheint ſich mir zu bieten, und ſo weiß ich nicht, was die Zukunft über mich entſcheiden wird. —

— Dann will ich wünſchen, daß ſie Ihnen gutes bringen möge, ſagte ſie nach einer Weile ſich erhebend. Was Sie mir ſagen, ſetzt mich nicht in Erſtaunen, es

überraſcht mich nur augenblicklich; wenn ich auch gewußt habe, daß dieſe Stunde eines Tages kommen würde. Daß ich Ihnen nicht hindernd im Wege ſtehen werde, wiſſen Sie; und ſo möge denn, was ich auch leide, Ihnen zum Glück gereichen.

Er hatte ſich gleichfalls erhoben, ein wenig erſtaunt, wie ruhig ſie war. Voller Bewunderung und in aufquellender Dankbarkeit nahm er ihre Hand, die er erleichtert an die Lippen führte.

— Wie gut und wie klug Sie ſind, Frau Agna!

— Finden Sie? . . .

— Ich danke Ihnen, Agna, daß Sie es mir nicht ſchwerer machen, als es iſt.

Nach einer Pauſe fragte ſie:

— Iſt ſie hübſch?

Er mußte lächeln.

— Was man ſo hübſch nennt, ja.

— Und natürlich reich.

— Ich glaube ja, ſogar ſehr.

— Nun alſo! — und Sie lieben ſie.

— Lieben, Agna? — Ich finde ſie lieb; ich halte ſie für einen guten Kameraden, und ich glaube, daß ſie zu mir paßt und wir uns verſtehen werden.

— Ich wünſche es Ihnen. Nur eins — weshalb haben Sie mir kein Wort davon geſchrieben? —

— Wie konnte ich das? Eigentlich iſt es erſt meine Schweſter geweſen, die dieſe Gedanken in mir zur Reife gebracht hat. Sie wiſſen doch, ich kann meine Gefühle und Gedanken nur ſchlecht zu Papier bringen. —

Sie waren an die Stufen herangetreten, die in den Garten führten, und langſam ging ſie die breite

Treppe hinunter. Er folgte ihr wortlos in das Dunkel des Gartens, ſtumm ſchritt er neben ihr, durch die ſchmalen Wege, auf denen die erſten herbſtlich geſtorbenen Blätter lagen.

An der niederen Eiſenpforte blieb ſie ſtehen und lehnte ſich müde an das Gitter.

— Werden wir Sie in nächſter Zeit noch ſehen?

— Gnädige Frau, ich weiß nicht . . . .

— Das mögen Sie halten, wie Ihnen gut ſcheint. Nur eins möchte ich Ihnen noch ſagen: So weh Sie mir heute auch gethan haben — ſeien Sie überzeugt, daß ich Ihrer nicht im böſen gedenken werde. — Leben Sie wohl!

Sie reichte ihm läſſig die Hand, die er mit einer aufrichtigen Bewegung an die Lippen führte, und wie um Verzeihung bittend, ſagte er leiſe:

— Frau Agna! . . .

— Leben Sie wohl! —

Sie entzog ihm ihre Hand, denn ſie fühlte, wie ihre Kraft und Selbſtbeherrſchung zu Ende gingen.

Stumm ſenkte er noch einmal den Kopf.

Ihre ganze Haltung, der Ernſt ihres Geſichtes bedeutete ihm, daß ſie allein ſein wollte.

Tief zog er zum Abſchied den Hut, während ſie kaum die Stirne zum Dank neigte — dann verſchwand er hinter der Mauer des Nebengartens. —

*

Sie ſtand noch immer an derſelben Stelle.

Es durchfröſtelte ſie plötzlich, daß ſie zuſammenſchauerte. Die eingebrochene Nacht ſchien ihr bitterkalt, und ſie wandte ſich müde dem Hauſe zu.

Schwarz und dunkel wie ein Grabgewölbe lag der Salon vor ihr, aus dem sie gekommen war. Sie griff neben der Thür nach dem Umschalter, und jäh flutete ein Strom hellen Lichtes von der elektrischen Krone und den lichtspendenden Broncefiguren der Ecken durch das hohe Zimmer, daß die Helle ihren brennenden Augen schmerzend weh that.

Sie hatte das Gefühl, als sei es totenleer um sie herum geworden, als sei sie allein in einem ausgestorbenen Hause. Ein Grauen beschlich sie.

Sie wollte zu Elly hinüber, aber sie fürchtete sich, allein zu gehen, und so klingelte sie denn. Aber niemand hörte; erst beim zweiten Male kam das Mädchen endlich. Sie gab Martha einen Auftrag, nur um zu empfinden, daß es Leben war, was sie umgab, daß nicht ein quälender Traum sie schreckte, aus dem sie nicht erwachen konnte.

Mit dem Mädchen ging sie auf den Korridor hinaus und zu ihrem Kinde.

Elly kam ihr jubelnd entgegengesprungen und bat und bettelte, Mama solle doch bei ihr bleiben. Sie kriegte gleich ihr Abendbrot.

— Schön, Elly, da werde ich dir zusehen.

— Ach, Mama, Mama! —

Sie flog der Mutter an den Hals, herzte und küßte sie, daß sie sich ihrer gar nicht erwehren konnte, und ganz aufgeregt erzählte sie, was sie den Tag über getrieben und gelernt hatte.

Aber dieses hastige und muntere Geplauder that ihren aufgeregten Nerven weh, und sie hörte bald

gar nicht mehr, gab falſche Antworten auf die Fragen, bis Elly es merkte und plötzlich ſtill wurde.

Nun mußte ſie gut zureden, daß Elly nicht ganz ſtumm blieb. Sie hatte eben Kopfſchmerzen, und da durfte ſie nicht ſo lärmen.

Elly hing mit ſchwärmeriſcher Liebe an der Mutter, vor allem ſeit der Zeit in Skodsborg.

Jetzt war ſie wieder ganz in den Händen ihrer Franzöſin, die ſie ſehr ſtreng hielt. Bei Tiſch durfte ſie auch nicht viel reden. Der Vater liebte das nicht. Und dabei drängten ſich in ihrem Köpfchen in heilloſer Unordnung die Gedanken und Fragen, auf die niemand ihr Antwort gab.

Agna mußte ſie antreiben, daß ſie ihre Milch trank und ihre Brötchen aß; wie befreit atmete ſie auf, als das Kind endlich fertig war. Trotz aller Bitten blieb ſie nicht länger; ihre Kopfſchmerzen ſeien ſo ſtark, daß ſie ſich legen müßte, und ſo machte ſie ſich los und ging auf ihr Zimmer. —

In die weichen Kiſſen der kleinen Chaiſelongue gedrückt, nahm ſie ein Buch vor, rückte die grün verſchleierte elektriſche Lampe zurecht und wollte leſen; aber ſie hielt das Buch verkehrt, bis es in das graue chineſiſche Ziegenfell glitt, in deſſen langen Zotten es mit ſeinem gelben Umſchlage ausgebreitet liegen blieb.

Sie barg die Augen in der Hand, die Augen, die ihr ſo brannten und aus denen doch keine erlöſende Thräne quoll.

Eine ganz andre Traurigkeit als zuvor hatte ſich ihrer bemächtigt, eine Troſtloſigkeit, die ſich endlos vor ihr dehnte.

Sie hatte geglaubt, Elly könne ihr etwas ſein. Aber ihr fehlte, was bei den meiſten Frauen ſo ſtark ausgeprägt war, die viel geprieſene Mutterliebe.

Da draußen hatte ſie ſich mit ihrem Kinde prächtig verſtändigt, hier zu Hauſe war das alles anders. Sie erfüllte ihre Pflichten auf das genaueſte, ſie würde ihr Kind nie verlaſſen, ſie hing an ihm; und wenn Elly krank war, wich ſie nicht von ihrem Bettchen.

Aber ihr ganzes Leben mit all ſeinen Wünſchen, all ſeinen verſteckten Hoffnungen wurde doch nicht davon ausgefüllt.

Ihr Leben hatte einen Inhalt gehabt, ihre Gedanken eine Beſchäftigung, daß ſie alles andere darüber vergeſſen hatte.

Das ſollte nun für immer vorbei ſein. Alles war vorbei!

Früher hatte jede Geſellſchaft ihr Freude gemacht, ſie hatte geflirtet und kokettiert und war zufrieden geweſen, wenn ihr dieſes Leben auch manchmal eintönig ſchien. In den letzten Jahren hatte ſie auch das verlernt.

Eine tiefe Empfindung, eine ernſte Leidenſchaft hatte ſich ihrer bemächtigt und erfüllte ſie, beherrſchte all ihre Gedanken und Thaten — ein Rauſch, dem ſie beſinnungslos alles geopfert hatte, was eine Frau zum Opfer bringen konnte.

Aus anfänglicher Freundſchaft war alles langſam erwachſen. Wenige Monate war es erſt her, ein kurzer Frühlingstraum! Der Sommer hatte ſie getrennt. Der Herbſt brachte ſchon das Ende. —

Nicht einen Augenblick hatte sie bedacht, welche Gefahren sie lief. Gleich einer Nachtwandlerin war sie am Abgrunde hingegangen.

Sie hatte nicht daran denken wollen, daß dieser Traum eines Tages aus sein würde, sie hatte sich ihre Zukunft absichtlich nicht klar gemacht.

Plötzlich stand sie nun am Ende! . . Und sie fühlte die Gewißheit, daß sie den Weg nicht zurück finden würde; gleich einem Wanderer im Hochgebirge hatte sie sich verstiegen, es gab kein rückwärts, aber auch kein aufwärts mehr. Sie konnte sich auf den öden Fels hocken und verhungern.

Rings war alles mit dichten Nebeln verhängt, und so blieb ihr nichts, als hoffnungslos die Hände vor das Gesicht zu schlagen, um die grauenvolle Oede nicht sehen zu müssen, aus der sie keine Rettung fand.

II.

Als Rolf van Jonge die Gartenthür hinter sich ins Schloß fallen ließ, atmete er tief auf.

Gott sei Dank, daß das vorüber war.

Als er an dem Nebengarten war, klopfte er voller Selbstbewunderung, wie geschickt er das gemacht hatte, mit dem Stock sich an das Bein und stieß einen leisen Pfiff wohliger Genugthuung aus. Das war ja alles weit besser gegangen, als er sich gedacht hatte.

Digitized by Google

Eigentlich hatte er auf eine tragiſche Scene mit Thränen und Schluchzen gerechnet, — und nun war die kleine Frau bewundernswert ſtandhaft geblieben.

Da hatte er ſie vielleicht doch unterſchätzt; oder ſollte er am Ende gar nur ihr Spielzeug geweſen ſein, das ſie achtlos aus der Hand legte? Allein dem widerſprach ihr ganzes Verhalten, vor allem ihre vielen Briefe, die ſie ihm im Laufe der Zeit geſchrieben hatte.

Sie hatte ſich entſchieden viel und ernſthaft was aus ihm gemacht. Um nichts und wieder nichts ſetzte eine Frau ſich nicht Gefahren aus, die mit der Entdeckung auch ihr Verderben beſiegelten. —

Er ſtand jetzt am Matthäikirchplatz, in dieſer tiefen Stille, die auf dem weiten, aber ungepflegten Platze herrſchte.

Aus einem der Kirchenfenſter fiel ein matter Schein, und ganz fremdartig hob ſich der eckige Turm mit ſeiner Galerie ab, zwiſchen all den nüchternen grauen Häuſern, die ſo kahl wirkten.

Er wandte ſich dem Tiergarten zu, überſchritt den Reitweg, ging eine Strecke auf der Alleeſeite, und, da es ganz dunkel war, ſetzte er ſich, nachdem er ſich vorher umgeſehen, ob es auch niemand bemerkte, auf eine der hier im Halbkreiſe ſtehenden Bänke.

Auf dem Fahrdamm raſten die Lichter der Wagen an einander vorbei, dazwiſchen ſchoſſen die grellen Lichtpunkte der Radlaternen hin, fortwährend ſchreckte das grelle Klingelzeichen.

Drüben in einer Villa waren vereinzelte Fenſter hell, und gedämpft hörte er ein Klavier.

Sein Auge hatte ſich an das Dunkel gewöhnt, und da ſah er auf einer Bank ein Paar, das ſich an einander drängte und eng umfaßt hielt. Das Mädchen hatte die Augen geſchloſſen und den Kopf matt auf die Schulter des Mannes gelegt, der mit einem ſchiefen Blick auf die ſich Anſchmiegende herabblickte.

Rolf ſah ſich das Bild mit viel Wohlgefallen an. Es war immer dasſelbe. In ſolchen Augenblicken waren ſelbſt die ſtärkſten Frauen die unterliegenden, die ſich freiwillig ergaben.

Und er dachte an die mannigfachen kleinen und großen Abenteuer, die es in ſeinem Leben gab, vom Tage an, da er das väterliche Gut verlaſſen und auf die Preſſe kam, weil er es in der Schule nicht weiter brachte.

Trotz der ſtrengen Bewachung fanden ſie Gelegenheit, allerhand tolle Streiche zu vollführen. Entweder in den kurzen freien Nachmittagsſtunden oder auch abends, wo ſie, trotz der hohen Mauern mit ihren gefährlichen Glasſcherben, ausbrachen. Es fand ſich immer ein Ausgang über die Höfe und durch die Hinterhäuſer nebenan, wo die Mädchen ihnen zuſahen, wenn ſie im Hofe ſpazieren gingen oder ihre Fechtſtunden hatten, und von wo ſie ihnen neugierig in die Fenſter guckten, wenn ſie beim Schein der Lampe über ihrem Penſum büffelten.

Endlich öffnete ſich dies halbe Gefängnis, und nach wenigen Wochen glücklicher Freiheit kam die Avantageurzeit, die ihm gleich den erſten bitteren

Begriff beibrachte, daß es mit der Ungebundenheit nicht weit her und es keineswegs zum beſten in dieſer Welt des Scheines beſtellt war. Aber dann ging es auf die Kriegsſchule, und endlich — endlich konnte er zum erſten Male ſich ſtolz in Epaulettes ſehen laſſen. — Es war ihm längſt klar geworden, daß auch der bunte Rock redlich verdient werden mußte. Es hieß arbeiten und wieder und wieder arbeiten, ohne aufhören, ohne ſonderliche Pauſen, in denen man Menſch ſein konnte. Das war ärger faſt als auf dem Penual, wo ſich wenigſtens in den Freiſtunden kein Menſch um einen kümmerte, während jetzt eine ganze Serie höchſt peinlicher Vorgeſetzter einem ſtändig auf dem Halſe ſaß, daß man ſelbſt mitten in der Nacht ſich keine Minute frei fühlte, ſondern immer unter der ſchärfſten Kontrolle. Und dieſe Beaufſichtigung war in dem kleinen ſchleſiſchen Neſt nicht ſchwer, wohin das Schickſal ihn verſchlagen hatte und von wo er die nächſten acht bis zehn Jahre ſchwerlich Ausſicht hatte, fort zu kommen. —

Eines Abends fand er ein Telegramm vor, daß ſein Vater einen Schlaganfall erlitten hatte und ſeine Anweſenheit dringend nötig ſei. Seine beiden Schweſtern, Anna und Grete, traf er ſchon am Sterbelager, und am andern Tage war es mit dem alten Herrn vorbei.

Damit hatte Rolf einen plauſibeln Grund, der Leutnantszeit Valet zu ſagen, und auf heimatlicher Scholle den großen Herrn zu ſpielen.

Allein abermals hatte er ſich verrechnet. Er war nicht mehr der junge Herr, der zu ſeinem Vergnügen

durch die Felder strich, der auf alle Obstbäume kletterte, die Mädchen in der Milchkammer erschreckte, und die Flinte über der Schulter, sich den ganzen Tag im Walde herumtreiben konnte. Mit den Spazierritten über die Aecker, den Besuchen auf Nachbarsgütern und vergnügten Kneipausflügen in das nahe gelegene Städtchen war es nicht geschehen, auch nicht, daß ein paar Freunde zu vergnügtem Poker von ihren Besitzungen kamen, um seinen Wein durchzuproben.

Außer der Sorge für den Weinkeller drängten sich hunderte von Fragen an ihn heran. Inspektor und Verwalter kamen und wollten dies und jenes wissen, für alles wälzte man ihm die Verantwortung zu, und er entschied denn auch schneidig, ohne viel auf den Rat der andern zu hören; Bücher mußten geführt werden, aus denen er nicht klug ward, und die doch nötig waren, denn die beiden Schwestern bestanden auf ihrer Abrechnung. Das konnte er ihnen nicht übel nehmen, das durften sie verlangen.

Dabei quälte ihn selbst das Mißtrauen, daß, weil er von diesen Dingen blitzwenig verstand, er an allen Ecken und Enden betrogen und übervorteilt werde. Ein niederträchtiges Gefühl, wobei man sich gottsjämmerlich vorkam.

Er hatte von der Landwirtschaft nur eine oberflächliche Ahnung, blos was er als Junge voller Neugier sich gelegentlich angeeignet hatte.

Und diese verteufelten neuen Maschinen, die der Vater angeschafft hatte, machten ihm Kopfzerbrechen. Alle Augenblicke war was damit los. Damit war der Alte entschieden mächtig hineingelegt. —

Zwei Jahre der Mißernte kamen, die ihm alle Freude an seinem neuen Beruf nahmen und ihn mit wachsender Sorge erfüllten.

Seine Schwester Anna, die einen Sommer über, während ihr Mann im Manöver war, auf dem Gute zugebracht hatte, setzte ihm nicht wenig zu, daß er arbeiten und lernen müsse. Aber er konnte doch jetzt nicht mehr auf die landwirtschaftliche Hochschule gehen! Und aus Büchern sich zu bilden, das war zu langweilig. Anna war es, die mit ihrem nüchternen Verstande riet, die ganze Geschichte zu verpachten.

Ein paar Vorwerke verkaufte er gut, alles übrige, mitsamt dem Herrenhause, wurde verpachtet; nur die eine Bedingung stellte er, daß ihm drei Zimmer im Seitenflügel blieben, wenn er sich einmal hierher zurückziehen wollte aus dem Leben der Großstadt, wohin er unter dem Vorwande, sich nach einer geeigneten Stellung umzusehen, übersiedelte.

Er verstand es, so rasch sich in die Großstadt einzuleben, daß er in gewissen Kreisen schon nach wenigen Wochen sich einen Namen gemacht hatte. Ueberall, wo man Geld verlieren oder gewinnen konnte, war er zu finden.

Er beteiligte sich an einem Rennstalle, trotz der Bitten Annas und ihres Mannes, die darin seinen sicheren Ruin sahen.

Anfangs war das Glück ihm günstig, so daß er bald den größten Teil seines Geldes flüssig machte; aber dann schlug es mit einem Male um. Verlust kam auf Verlust, und nur durch den Verkauf der Gäule rettete er sich noch; dafür verfiel er bald ganz

den Karten. Er wagte hohe Summen auf dem Rennplatze und höhere am Abend im Klub.

Er war gefürchtet wegen seiner Waghalsigkeit und seiner Ruhe, die ihn selten verließ; die Vernünftigen warteten nur auf den Augenblick, daß er sich den Hals brechen würde.

Vorsichtig genug, nicht alles daran zu setzen, ging er über eine gewisse Grenze nicht hinaus, so daß er sich hielt, wenn auch zu Anfang fast zwei Drittel seines Erbteiles darauf gegangen waren.

An große Ausgaben war er rasch gewöhnt, seine Lebensführung wurde immer luxuriöser, und wenn er an seine Zukunft dachte, so rechnete er auf eine reiche Partie, die ihn schließlich aus allem herausreißen mußte.

So leicht aber fand sich keine, die die Frau eines Spielers werden mochte.

Er sah es an seinen Zufallsbekannten, wie sie langsam kalt gestellt wurden und kein ernsthafter Mensch mehr mit ihnen rechnete.

Die jungen Mädchen wollten schon gar nichts von diesen Lebemännern wissen; diese frechen modernen Großstadtjöhren, die von Freiheit und materieller Selbständigkeit der Frau schwärmten, deren Ideal es war, einen Beruf zu haben und was in der Welt zu gelten, die ihn und seinesgleichen mit einem spöttischen Mißtrauen ansahen, das ihre eingebildete Ueberlegenheit ihnen verlieh. Es war verflucht schwer, mit solch einer kleinen Kröte sich zu unterhalten, man konnte sich scheußlich dabei blamieren; denn das mußte man ihnen lassen: gelernt hatten sie was, mädchenhafte

Scheu und Zurückhaltung fand man seltener, dafür ein oft scharfes Urteil, dem sie offenherzig Worte verliehen.

Aber ihre Zeit würde auch kommen; denn die verheirateten Frauen hatten um so mehr für Existenzen seiner Art über.

All die Frauen, die sich in ihrer Ehe verkannt fühlten und in der Wahl ihrer Männer sich getäuscht wähnten, dieser Männer, die von morgens bis abends schufteten, um ihnen die Sorglosigkeit ihrer Existenz zu sichern — diese Art hatte was für ihn und seines gleichen übrig. Das war das Revier, wo er wildern konnte.

Und dann Frauen, wie Agna Cordelius mit ihrem sensitiven Empfinden, mit ihrem Verlangen, jemandem, der ihnen imponierte, zu gehorchen, sich bezwingen zu lassen und blindlings zu thun, was ein vermeintlich Stärkerer ihnen befahl.

Ihm lag die Rolle des gewissenlosen Verführers von Beruf nicht. Er hatte sich für Frau Agna ernsthaft und lebhaft interessiert, wie nie zuvor für eine Frau. Seine Frage, ob sie ihren Mann nicht verlassen wolle, war ernsthaft bedacht. Ohne Zaudern hätte er sie geheiratet.

Er hatte sie auf seine Weise geliebt, und leicht war ihm der Entschluß nicht geworden, mit ihr zu brechen. Allein wenn aus seinen Plänen was werden sollte, die er auf der Orientreise geschmiedet hatte, durfte ihm nichts unerwartetes in die Quere kommen, keinerlei Hindernis von früher.

Schlimmeres gab es nicht, als eine Feſſel mit ſich zu ſchleppen, die einen im entſcheidenden Momente an der freien Entfaltung aller Kräfte hindern konnte.

Entglitt ihm dieſe Gelegenheit, dann war es vorbei mit der rettenden Heirat, dann konnte er endgiltig verzichten, — und er hatte wenig Luſt, ſo unterzugehen. Seine geſellſchaftliche Stellung war ihm viel wert.

In den klaren Momenten des Nachdenkens, wie jetzt nach dem entſcheidenden Bruche mit Frau Agna, wo er philoſophierend auf der Bank im Tiergarten ſaß und mit ruhigem Behagen die warme, feuchte Abendluft atmete, urteilte er ganz klar über ſeine Spielleidenſchaft; aber wenn der ſpäte Abend kam und damit die Langeweile, dann gab es für ihn kein anderes Mittel, die Zeit zu töten, als nach den Karten zu greifen; und wenn er ſie erſt in Händen hielt, wenn die eigentümliche Atmoſphäre des Spielſaales ihn umwehte, war es mit jeglicher Ueberlegung und allen guten Vorſätzen aus und vorbei. —

Heut abend aber wollte er vernünftig ſein, er mußte einen ausführlichen Brief an Miß Mabel Crawley ſchreiben und ihr auf allerhand Fragen, die ſie geſtellt hatte, Antwort geben.

Ihm graute davor, einen Abend allein in ſeiner Wohnung zubringen zu müſſen. Eine ſeltſame Unruhe trieb ihn hinaus, die Wände erdrückten ihn, die Langeweile kroch heran, er wußte daheim nichts anzufangen, und ſo lief er denn meiſt in das Apollotheater oder den Wintergarten, um ſich das zwanzigmal geſehene Programm zum einundzwanzigſten

Male anzuſehen, was immer noch weniger ſchrecklich war, als in ſeinen vier Wänden umzukommen. Und jedesmal endete es damit, daß er nach Mitternacht in irgend einem verſchwiegenen Salon ſich fand, wo die Karten und die Scheine wechſelnd hin und her flogen.

Heute abend hatte er zu thun; ſeine ganze Zukunft hing davon ab, aber grade deshalb war es ihm ſo unangenehm. Hätte er beſſer verſtanden, mit der Feder umzugehen, ſo würde ſein Leben ſich anders geſtaltet haben. Es war vieles daran geſcheitert, auf der Schule, in ſeiner Leutnantszeit, wo es ihm mit ſeinen Winterarbeiten immer ſchlecht ging, und auch auf dem Gute. Heute mußte er an Feder und Papier glauben.

Dieſe kleine Amerikanerin, mit der er auf dem Tennisplatze zwei-, dreimal geſpielt hatte, die ihm auf der Auguſte-Victoria ſo kameradſchaftlich entgegen getreten war, der nette alte Herr, der das Geld loſe in der Taſche hatte und ſeiner Mabel alles kaufte, was ſie wollte, dieſes raſſige kleine Frauenzimmer, die nicht ſo leicht unter zu kriegen war, gefiel ihm, und er wußte genau: Rolf van Jonge gefiel der Lady gleichfalls.

Nur von Muſik verſtand er nicht viel, aber da heuchelte er, das würde auch ſchon kommen; denn das war klar: wenn ſie nach Berlin kam, um ihre Klavierſtunden bei dem berühmten Komponiſten, von dem er übrigens noch nie gehört hatte, wieder aufzunehmen, konnte er ſich auf ganze Serien von Abenden gefaßt machen, an denen ſie ihn in die Philharmonie

und die Singakademie, oder in den Bechsteinsaal schleppen würde.

Er kannte diese Musiklokale von den Anschlagsäulen her, drinnen war er noch in keinem gewesen, die kleinste Singspielhalle war ihm lieber als der größte Konzertsaal. —

Eigentlich mußte er sich inzwischen orientieren, das war sogar ein guter Gedanke, sonst blamierte er sich später.

In der Philharmonie war er mal zu einem Maskenballe gewesen, außerdem lag sie in seiner Gegend. —

Er erhob sich endlich von seiner Bank und kam durch die Regentenstraße an den Kanal.

Am Ufer schlenderte er langsam hin, voller Genuß seine Cigarre rauchend. Vor der Potsdamer Brücke, die im Umbau war, blieb er stehen und sah eine Weile zu, wie in dem hellen Schein der elektrischen Lichter die Leute hier arbeiteten: Aus den Zillen wurden Sand und Steine gekarrt, mit Cement und Wasser ein Brei bereitet, der dann in großen Trichterröhren auf den Grund gebracht wurde. Riesige Dampframmen zischten und prusteten und trieben die Pfähle in den Grund, während eine ungeheure Baggermaschine, aus deren Kessel blutigroter Flammenschein fiel, kettenrasselnd ihre eisernen Körbe mit den scheerenförmigen Fangzähnen in das schwarze Wasser warf und voll triefenden Schlammes hoch in die Lüfte hob.

Weiter schritt er unter den breiten Platanen, deren Blätter auf dem dunklen Kanale schwammen, unter der Eisenbrücke der Vorortbahnen hin zum

Hafenplatz, wo in Reihen eng aneinander gedrängt die Kähne mit Kalk, Kohlen und Mauerſteinen lagen. Aus dem kleinen Fenſter und der Thür des Hinterdeckes ſchimmerte der gelbe Lichtpunkt der Petroleum lampe, hie und da bewegte ſich auf einem der Laufbretter noch eine Geſtalt, ſonſt liefen nur die Hunde wachſam hin und her, und von einem Kahne ſchallte das gleichmäßige aufſchlagen der Pumpe und das Geplätſcher des in den Hafen fallenden Waſſers.

Während er an den Eiſenbahnwagen vorbeiging, die am Hafen auf den Straßenſchienen ſtanden, hörte er die traurige Weiſe einer Handharmonika und eine leiſe ſingende Stimme, die einer Frau. Das hatte etwas ſo melancholiſches, daß er ergriffen ſtehen blieb und eine ganze Zeitlang lauſchte.

Dann ging er durch die Anlagen auf ſein Haus zu, aber als er emporſah, ſtockte er. In ſeinem Wohnzimmer war helles Licht. Er hatte Franz doch den ausdrücklichen Befehl gegeben, nie jemanden zu ihm einzulaſſen, wenn er nicht zu Hauſe war.

Eine ganze Weile blieb er an dem Spielplatze, wo die Kinder ihre Sandhaufen aufgeworfen hatten, und fragte ſich, weshalb wohl in ſeiner Wohnung Licht war; dann ging er raſch ins Haus.

Franz kam ihm ſofort entgegen, als er den Schlüſſel kaum in die Thür geſteckt hatte.

Eine Dame war vor etwa einer halben Stunde gekommen und wollte ſich durch nichts abweiſen laſſen; ſie hatte erklärt, ſie müſſe dem gnädigen Herrn ein paar Zeilen hinterlaſſen, und habe nicht eher geruht, als bis er ſie eingelaſſen, um ihren Brief zu ſchreiben.

Den Hut auf dem Kopfe, in hellem Aerger, wer ſo frech ſein konnte, öffnete er das Zimmer; aber ſofort ſchlug ſeine Stimmung um, und ganz vergnügt, ſo daß Franz, der horchte, voller Erleichterung aufatmete, ſagte er:

— Erna, du? . . .

Mit ihrem hellen Kleide, dem von blonden Haaren umrahmten blaſſen Geſichte, aus dem zwei helle fröhliche Augen ihn anlachten, ſtand ſie vor ihm, die Feder noch in der Hand, mit der ſie eben eine Zeile ihrem Briefe angefügt hatte.

— 'n Abend, Rolf! Störe ich dich? — Du, hat der Menſch draußen aber gebrummt, obgleich er mich doch ſchon bei dir geſehen hat, und du ihm damals extra geſagt haſt, du ſeieſt für mich immer zu ſprechen. Wenn du mich aber nicht brauchen kannſt, oder ich dir unbequem bin, brauchſt du es blos zu ſagen.

— Gott bewahre, woher kommſt du denn? —

— Ich, direkt von Petersburg.

— Nanu? —

— Ja, wir waren doch auf Gaſtſpiel da; aber nun will ich mich wieder ſolide hier niederlaſſen, und da gilt der erſte Beſuch dir, denn du biſt ſchließlich der einzige Menſch, zu dem ich Vertrauen habe, weil du dich mir gegenüber immer uneigennützig und fair bewieſen haſt.

— Sehr verbunden.

— Glaubſt du, ich könnte es je vergeſſen, wie du das arme kleine Mädel, das am verzweifeln war, gerettet haſt? — Und wenn ich auch ſchließlich mein Lehrgeld, und was für eins manchmal, habe bezahlen müſſen, ſo biſt du doch unſchuldig daran.

— Leider!

— Pfui, Rolf!

— Man iſt eben ein zu anſtändiger Menſch für dieſe Welt.

— Na, das ſtimmt nun auch wieder nicht. Aber jedenfalls komme ich, um dir mal wieder zu ſagen, wie dankbar ich dir bin.

— Sehr liebenswürdig.

— Ich wollte wirklich, ich könnte es dir beweiſen, daß das nicht blos Worte ſind, ſondern meine ehrliche Meinung iſt.

— Na, wer weiß, ob ſich nicht mal die Gelegenheit bietet; übrigens: ich gedenke, mich zu verheiraten.

— Ach, iſt nicht möglich. Du biſt doch nicht etwa ſchon verlobt?

— Weshalb? —

— Na, weil dein Diener mich nicht hereinlaſſen wollte, das hätte er ja blos zu ſagen brauchen, dann . . .

— Keine Spur.

— Sag mir's, um Gotteswillen. Dann gehe ich ſofort, ich will dir keine Verlegenheiten machen.

— Das thuſt du auch nicht. Soweit ſind wir noch nicht. Ich gehe ja blos mit dem Plane um; aber haſt du ſchon zu Abend gegeſſen?

— Nein.

— Eigentlich wollt ich heute abend was thun, aber . . .

— Was thun, Rolf? . . .

— Ja, was thun! — aber nun iſt mir's ganz lieb, daß du mir da hereingeſchneit biſt. Da brauche

ich es doch nicht. Da habe ich einen Grund, um auszugehen.

— Wenn du es so auffaßt, freilich.

— Ich könnte uns ja auch hier was anfahren laſſen, aber das hätte wenig Zweck, nicht wahr?

— Allerdings.

— Und da wir deine Wiederkehr begießen müſſen, iſt es wohl am geſcheiteſten, wir gehen in eine ſolide Weinkneipe.

— Ganz wie du willſt.

— Na, dann komm!

*

Nachdem er um Mitternacht Erna ſehr brav nach Haus gebracht und das Leben in der Friedrichſtraße ſah, meinte er: irgend was müſſe der Menſch noch vorm ſchlafengehen unternehmen, — und eine Stunde ſpäter ſaß er am Spieltiſch, hielt die Bank und hatte alles vergeſſen, was ſich im Laufe des Tages ereignet und was er ſich für dieſen Abend vorgenommen hatte; der Brief an Mabel Crawley wurde wieder einmal nicht geſchrieben.

III.

Als Rolf van Jonge am Morgen gegen vier Uhr den Klub verließ, gab er dem Portier das letzte Goldſtück, das er als unantaſtbar in dem Reſervetäſchchen ſeines Portemonnaies trug und winkte dem

verſchlafenen Droſchkenkutſcher ab, der auf den Anruf des Portiers dem Pferde ſchon die Schutzdecke abriß.

Die Hand mit dem Stocke tief in die Taſche des hellen Ueberziehers verſenkt, ſchlenderte er durch die Nacht ſeiner Behauſung zu.

Er gähnte nervös, wenn er an ſein ſchauderhaftes Pech dachte. So niederträchtig hatte er noch nie drin geſeſſen. Und kein Ausweg. Er hatte ſich monatlich zweihundert Mark feſtgelegt, die ihm regelmäßig am 28. ausgezahlt wurden. Die wurden nicht angerührt, hatte er ſich und der Schweſter geſchworen.

Da ſaß er nun auf dem Trockenen und konnte von ſeinen zweihundert Metern leben.

Als Zuſchuß in ſeiner Leutnantszeit für das ſchleſiſche Neſt wäre das einfach glänzend geweſen, da hätte er den Kröſus ſpielen können, aber hier in Berlin gab er die Summe ſeiner Wirtſchafterin, trotzdem er faſt nie zu Hauſe war, blos für Kaffee und Frühſtück.

Wäre er doch bei der Fahne geblieben, da galt man doch was, und ſelbſt die geſcheiteſten Leute vergingen voller Ehrfurcht vor der Uniform. Ein letzter Reſt war geblieben, wenn er in irgend ein Lokal kam oder ſich bei ſeinem Cigarrenfritzen ſeinen Bedarf kaufte, daß ihn die Kerle auf ſein ſchneidiges Aeußeres hin und weil er ſich abſichtlich ſo trug, noch als Herr Leutnant anredeten; die rechte Genugthuung hatte er nicht, denn es erinnerte ihn jedesmal daran, daß er es nicht mehr war.

Nee — das Leben war zu ekelhaft.

Die Straßenkehrer fegten vor ihm den Bürgersteig von Papier und Schmutz rein, und die Kehrmaschinen wirbelten ihren unheimlichen Staub auf. Vereinzelt zottelte eine Nachtdroschke durch die leeren Straßen, in denen nur noch die Hälfte der Laternen brannten; Milchwagen und Schlächterwagen jagten durch die Nacht, und ein paar ungeheure Frachtwagen, mit den messingbehangenen Gäulen, die man tagsüber nie sah, fuhren wohl nach Spandau oder Potsdam hinaus.

Ihn fror.

Diese niederträchtige Leere in seiner Brieftasche bedrückte ihn. Zum ersten Male hatte er so recht das gemeine Gefühl, daß man der Sklave seines Geldbeutels war, dieses Geldes, das wertlos schien wenn man am Spieltische saß, wo nur die Summe, lediglich die Ziffer im Vergleich zu anderen Zahlen eine vorübergehende Bedeutung hatte.

Erst wenn einem die lumpigen paar Mark fehlten, kriegte man einen Begriff vom Werte.

Zuweilen kamen ihm schon einzelne Arbeiter entgegen, wahrscheinlich Heizer und Maschinisten.

Er sah zur Uhr des Potsdamerbahnhofes hinauf. In einer halben Stunde gingen die ersten Frühzüge, da fing das Leben des Tages, die Arbeit wieder an, diese rastlose Arbeit, von der manche als von einer Lust sprachen und die er nicht kannte, an der er nicht Teil hatte.

Was sollte jetzt aus ihm werden, wo er keinen Pfennig mehr sein eigen nannte? . .

Er hatte unbar gespielt und morgen eine ganz nette Summe zu zahlen: das konnte gut werden.

Ein hundsmäßiges Pech verfolgte ihn aber auch. Auf eine noch ganz ungewisse Heirat würde ihm kein Mensch einen Thaler geben. Miß Mabel war in Amerika, und er saß hier in Berlin in den größten Schwulitäten.

Wer konnte wissen, ob die Lady nicht blos mit ihm geflirtet und drüben irgend einen Yankee hatte, dem sie ihre Hand und ihre Millionen bei ihrer Rückkehr gab. Aber dann hätte sie ihm wieder nicht geschrieben und allerhand neugierige Fragen gestellt, die er noch immer nicht beantwortet hatte.

Mechanisch setzte er einen Fuß vor den andern.

Im Dunkeln ging er die Treppe hinauf; ohne Licht zu machen, warf er seine Kleider auf einen Stuhl, legte das leere Portemonnaie neben die Uhr auf den Nachttisch, und eine Viertelstunde später schlief er fest wie ein Bär. —

IV.

Die Morgensonne schien hell ins Zimmer, als Rolf van Jonge totmüde erwachte, und lange nachdenklich in den Kissen liegen blieb.

Er gähnte, wenn er an die langsam hinkriechenden Stunden dachte, und den Brief, den er schreiben mußte.

Digitized by Google

Beim Frühſtück ſchmeckte ihm die Cigarre gar nicht. Er legte ſie wieder weg, und die Beine von ſich geſtreckt, beobachtete er ſeinen Franz, der das Geſchirr abräumte. Der war reicher und zufriedener als er. Was der wohl für ein Geſicht machen würde, wenn er ihm erklärte, daß er ſich nach einer anderen Stellung umſehen konnte, weil es hier nichts mehr zu verdienen gab.

Wenn er die Zelte abbrach und auswanderte? Irgendwo draußen ein Abenteurerleben anfangen. Selbſt das war nicht ſo einfach, denn zum Kellner oder Schuhputzer fühlte er keinen Beruf, und zu allem andern gehörte immerhin eine Hand voll Geld.

Das beſte war ſchon, er verheiratete ſich.

Wenn das Goldvögelchen ihm nur ins Garn ging — dann hatte er genug zu thun, es zu halten, damit es ihm nicht davonflog.

Das verfluchte Geld!

Nun konnte er auf die Suche gehen und von Haus zu Haus laufen, um die paar tauſend Mark aufzutreiben. —

Er war endlich losgezogen und ſchon beim zweiten guten Freunde; der erſte hatte ſeine Taſchen umgekehrt und ihn ſelbſt angepumpt. Mit einem Male hatte kein Menſch mehr Geld.

Außerdem mußte er ein paar hundert mehr haben, denn mit leeren Taſchen hatte es keinen Sinn, die Hand nach Gewinn auszuſtrecken, und er wollte es noch einmal wagen; vielleicht holte er heute den Verluſt wieder ein mit einem jener Schlager, wie früher manchmal, die ihn dann für Monate herausriſſen.

Endlich hatte er Erfolg.

Das machte ihn ſo vergnügt, daß er alles im roſigſten Lichte ſah.

✿

Als es Mitternacht war, nach einem endlos langen Tage, nahm Rolf van Jonge die Bank.

Er war im Gewinn. Mit kurzen Unterbrechungen floß ihm das Geld zu.

In Gedanken überſchlug er ſchon, wie er die Sache einteilen würde. Alle ſeine Verbindlichkeiten hatte er geregelt, auch die am Tage geliehene Summe bereits in ſeiner Bruſttaſche untergebracht, als plötzlich gegen Morgen, als alles um den Tiſch drängte, ſein Glück ſich wandte.

Schlag auf Schlag verlor er; erhebliche Summen ſtanden jedesmal im Spiel, und der anfängliche Gewinn begann zu zerrinnen.

Ihm war ein Gegner erſtanden, dem er bis dahin immer inſtinktiv aus dem Wege gegangen war.

Ein unanſehnlicher Menſch, ein Livländer, Axel Smilten, der vom Glück ſeltſam begünſtigt war und gegen den Rolf ſeit Monaten Mißtrauen hatte.

Geſtern abend zum erſten Male hatten ſie gegeneinander geſpielt. Jetzt nahm der Livländer wieder den Platz ein, den ein anderer Herr, der fertig war, eben verlaſſen hatte.

Die Gegenwart des Fremden irritierte Rolf, er fing an, unruhig zu werden. Immer fühlte er die halbverſchleierten Augen des Gegners auf ſich ruhen, als verberge er hinter den herabfallenden Lidern tückiſche Bosheit.

Seine Hände wurden nervös, seine Aufmerksamkeit verwirrte sich. Unausgesetzt war er jetzt im Verlust.

Alles verschwamm vor seinen Augen, die roten Möbel des Salons, das dunkle Grün des Spieltisches, — und die Lichter führten einen wilden Reigen auf, als wollten sie ihn necken und verwirren.

Vor sich hatte Rolf jetzt nur noch ein kleines Häufchen Gold; wieder schlugen die Karten zu seinen Ungunsten, zweimal versuchte er es noch, dann hatte er unbar fast sechstausend verloren.

Er stand auf. Gleichzeitig erhob sich auch der Livländer. Der Tisch war gesprengt.

Rolf stürzte hastig ein Glas Sekt hinunter. Er war wie trunken, obgleich noch kein Tropfen über seine Lippen gekommen war.

Auch das Geld aus der Brusttasche war draufgegangen. Nun war er ganz fertig.

Und dabei mußte man noch ein gleichgiltiges Gesicht machen, damit einem die anderen nicht ansahen, wie arg man in der Klemme saß.

— Na, Jonge, Sie sitzen hier und blasen Trübsal?

— Was soll man machen. Leer gebrannt ist die Stätte.

— Nanu, kann ich Ihnen helfen?

— Nein, Herstatt, das mute ich Ihnen nicht zu. Mit einer Kleinigkeit ist's nicht gethan, und Sie sind mir stets ein zu guter Freund gewesen. Das hilft auch nichts. Der verflixte Livländer ist mir in die Quere gekommen, und da weiß ich, ist's für heute abend vorbei mit mir.

— Sagen Sie mal, Jonge, glauben Sie, daß da alles in Ordnung iſt?

— Meinen Sie? — Ich habe es auch ſchon gedacht. — Wenn ich blos eine anſtändige Cigarre hätte, um meine Nerven zur Ruhe zu bringen.

— Was, Nerven haben Sie? — Na, da muß es weit mit Ihnen ſein. Inzwiſchen verſuchen Sie es mal mit dieſer hier.

Damit hielt er ihm ſeine Cigarrentaſche hin.

— Danke, Herſtatt, ich bin kein Unmenſch. —

— Und nun kommen Sie. Wir wollen uns den Herrn Axel Smilten mal auf's Korn nehmen. Er ſoll merken, daß wir ihm auf die Finger ſehen. Wollen mal ſehen, wie das auf den Kunden, den ich nicht vertragen kann, wirkt.

— Ich bin dabei.

— Wiſſen Sie, Jonge, das iſt man von Ihnen nicht gewöhnt, daß Sie Trübſal blaſen. Das gewöhnen Sie ſich nur wieder ab und überlaſſen es den andern. —

Es herrſchte fieberhafte Aufregung. Der Livländer hatte mit ſeinem Gewinn abziehen wollen, aber als ein paar Redensarten fielen, kehrte er zum Spiel zurück.

Rolf ſtellte ſich mit Herſtatt neben ihn, ſodaß ſie ihn genau beobachten konnten.

Anfangs merkte er nichts davon — dann aber fing er endlich den erſten forſchenden Blick auf, und nun begann er langſam unruhig zu werden. Rolf ließ ihn nicht mehr aus den Augen. Es bereitete ihm eine wohlige Genugthuung, wie der Mann nervös

wurde, wie er unter ſeiner Nähe litt, und wie ſein vorheriges Glück ihn verließ.

Ein aufatmen ging um den Spieltiſch. Man ſah es Smilten an, daß er von ſeinem anfänglichen Gewinne gern etwas gerettet hätte. Er ſah ſich wütend um, immer nach Rolf van Jonge, aber er getraute ſich nicht, eine Bemerkung laut werden zu laſſen, obgleich es nicht ungewöhnlich war, daß ein Spieler jemand bat, nicht hinter ihm zu ſtehen, weil er ihm Unglück brachte.

Nach einer Stunde war es leer vor Smilten geworden. Ein paar Scheine knitterte er in die Taſche, um nicht ganz blank zu ſein, dann erhob er ſich, indem er den Stuhl haſtig hinter ſich ſchob. Die Adern auf ſeiner Stirn waren dick geſchwollen, und haſtig ging er durch die Zimmer von einem zum andern.

Herſtatt blieb dicht bei Jonge.

— Sie bleiben bei mir, Jonge. Der Fuchs hat das heute gemerkt, davon bin ich überzeugt. Na warte, Bürſchchen. Er hat es übrigens auf Sie abgeſehen, aber Sie werden ihm den Gefallen nicht thun.

— Pah, mir wär's 'ne Genugthuung, wenn ich dem eins auswiſchen könnte; oder dabei ein anſtändiges Ende finden würde. So oder ſo — mir ſoll's recht ſein.

— Das ſoll es bleiben laſſen. Ja, zum Teufel, was iſt denn mit Ihnen? Uebrigens iſt der Livländer zu feige. Jetzt hätte er vielleicht den Augenblicksmut, Sie zu brüskieren, morgen nicht mehr. Vergeſſen Sie nicht, daß Sie uns mit ſolch einer

Sache die ſchönſten Ungelegenheiten machen können. Wenn's beim fortgehen nicht zu vermeiden iſt — na dann bon — aber Sie dürfen nichts provozieren Zu Ihrer Beruhigung wollen wir noch 'ne Viertelſtunde bleiben, aber dann gehen wir. —

Nach Verlauf der Zeit, während das Spiel mit anderen Partnern ſeinen erregten Fortgang nahm, zog Herſtatt ſeinen Freund Jonge mit ſich fort.

Von dem Livländer war nichts mehr zu ſehen. Der Kellner meinte, der Herr wäre fortgegangen.

Unten ſahen ſie ſich nach allen Seiten um.

Nichts zu entdecken.

— Ich möchte noch bis zur nächſten Ecke gehen, vielleicht lauert er einem hier auf.

— Fällt ihm grade ein! — aber wie Sie wollen, Sie Unglücksmenſch.

Sie gingen mit einander eine ganze Strecke und ſahen in die Querſtraßen, aber es war nichts zu finden.

— Kommen Sie noch irgendwo mit hin, Jonge? —

— Nein, ich danke, ich bin müde.

— Seien Sie kein Froſch.

— Nee wirklich, ich mag jetzt nicht mehr unter Menſchen gehen.

— Wie Sie wollen. Dann ſchlafen Sie gut.

— Gute Nacht, Herſtatt!

— Gute Nacht!

V.

Gegen Morgen, nach einer ſchlafloſen Nacht, war Frau Agna endlich in feſteren Schlaf verfallen.

Sie fühlte ſich ſo ermattet, daß ſie liegen blieb und in die Sonnenſtrahlen ſah, die durch die geöffneten Vorhänge des einen Fenſters hereinkamen.

Es mußte ganz blauer Himmel ſein, und mit einem Male überfiel ſie eine heiße Sehnſucht nach Frühling und grünen Bäumen — aber da draußen war es Herbſt, ein harter Herbſtmorgen; die Sonne fiel auf kahl werdende Aeſte und auf den mit welkem Laub bedeckten feuchten Boden.

Es war Herbſt geworden. Und ſie war noch ſo jung und hatte das Leben lieb.

Nun ſollte ſie alles aufgeben, was ihr das Daſein wert gemacht hatte.

Sie ſah an anderen, daß nichts ſchrecklicher war, als wenn eine Frau den rechten Augenblick nicht fand zu verzichten, ſondern Forderungen an das Leben weiter ſtellte, die nicht mehr mit ihrem Alter in Einklang ſtanden.

Der Gedanke kam ihr, daß ſie Rolf hätte halten ſollen, nicht zugeben, daß er ſie ließ, um zu einer anderen zu gehen. Aber das konnte ſie nicht, ſie konnte nicht bitten.

Oder mit ihm fortgehen, alles laſſen, und in die weite Welt! Allein was ſollte daraus werden. Sie hatte in ihrer Ohnmacht keine Kraft mehr, die Arme auszuſtrecken. Und ſo hatte ſie ihn gehen laſſen.

Einmal mußte es zu Ende sein. Sie war kaum dreißig Jahre, allein sie wußte, daß sie nicht ein zweites Mal all die Sorge und Angst durchmachen würde, dieses verheimlichen und verstecken.

Das war nun vorbei, und sie konnte allen Menschen wieder frei ins Gesicht sehen.

Sie hatte große Sorge wegen Elly gehabt — diese heranwachsende junge Dame hatte scharfe Augen, — und wie leicht konnte es geschehen, daß ihre eigne Unvorsichtigkeit, Dienstbotenklatsch — oder irgend eine unüberlegte Aeußerung das Kind aufmerksam machten. —

Nachdem sie ihren ersten Schmerz, das Gefühl, von dem Manne, den sie geliebt hatte, verschmäht zu werden, überwunden hatte, dachte sie ruhiger über die Zukunft, wenn sie auch nicht wußte, wie sie ihre leeren Tage ausfüllen sollte.

Plötzlich fiel ihr ein, wenn sie zum Professor Ernst Rode ging? . . .

Sie hatte sich einmal in seinem Atelier, als er ihre Büste machte, an einem Stückchen Modellierwachs versucht, daß er ganz erstaunt war, wie nett sie einen Kopf aus dem Gedächtnis bildete — und er hatte sie veranlaßt, bei ihm zu arbeiten.

Ganz unregelmäßig war sie zu ihm gekommen, denn es machte ihr nicht viel Spaß, als er ihr eine Gipshand hinlegte, die sie nachbilden sollte. So war nichts daraus geworden.

Das einzige Talent war es jedenfalls, was sie besaß. Wenn sie den Versuch wieder aufnahm? —

Der Gedanke hatte etwas ſo erfriſchendes, daß ſie die graue Stimmung abſchüttelte und beſchloß, noch heute mittag zu Rode zu gehen, der drei Häuſer von ihnen entfernt ſein Atelier in einem Garten hatte.

Raſch erhob ſie ſich und kleidete ſich allein an, ſo daß Martha ganz erſtaunt war, als die gnädige Frau ſchon angezogen ihr Frühſtück verlangte. Ein langer Brief von einer Freundin, die ſich nach Schottland verheiratet hatte, beſchäftigte ſie eine ganze Zeit. Sie ging in dem Geplauder auf und überlegte, ob man die Einladung, ſie im ſchottiſchen Hochgebirge zu beſuchen, nicht in Erwägung ziehen konnte.

Das wäre ſo hübſch geweſen, und ſie wollte gleich mit ihrem Manne darüber ſprechen; alles, was ſie von Walter Scott geleſen, tauchte in ihrer Erinnerung auf und reizte ſie, das romantiſche Schottland einmal kennen zu lernen.

Sie ſuchte ſich einen hellen Herbſthut heraus, der ſie feſch kleidete, und die Handſchuhe in der Hand, machte ſie ſich auf den Weg nebenan. —

Ein Diener mit einem großen Hunde ſtand im Thorwege. Im erſten Augenblicke wollte ſie am Hauſe vorüber gehen, denn ſie fürchtete ſich vor allen Tieren, aber dann ging ſie mutig auf das Gitter zu, und der Mann nahm auch den Hund ſchon beiſeite, als er ſah, wie die Dame zauderte; aufatmend ging ſie ſchnell vorbei, über einen asphaltierten Hof, dann an einem großen Hintergarten vorbei, wo zwei kleine Mädchen Reifen ſchlugen, indeß die Gouvernante in einem Buche leſend durch die Wege ging.

Hier hinten, an einem unbenutzten Pferdeſtalle angebaut, befand ſich das Atelier.

Verſtaubte, große Gipsmodelle lehnten an der Wand, auf der Erde waren zertretene weiße Krümel, und in der Dunggrube lagen zerſchlagene Arme und Beine, Köpfe und allerhand Getier von irgend einem National-Denkmal, deſſen verfehlte Idee hier jämmerlich enden mußte. —

Sie klingelte, aber niemand ließ ſich hören. Es blieb ſtill, und doch ſchien ihr, als habe ſich was in dem Atelier geregt. Sie klopfte an die Thür und klingelte zum zweiten Male, und da hörte ſie, wie der Schlüſſel umgedreht ward, und der Bildhauer erſchien auf der Schwelle.

— Ah, Frau Geheimrat.

— Entſchuldigen Sie, Herr Profeſſor . . .

— Aber durchaus nicht, ich habe um Verzeihung zu bitten, ich hab mir's erſt überlegen müſſen, ob ich zu Haus ſein ſollte oder nicht. Wenn ich gewußt hätte, daß Sie es ſind . . .

— Sehr ſchmeichelhaft für mich, aber mich führt ernſthaftes zu Ihnen.

— Nanu, dann kommen Sie aber bitte erſt herein; Vorſicht, ſo ganz ſauber iſt es hier nicht, das bringt das Geſchäft mal ſo mit ſich.

Sie trat in den ihr wohlbekannten Raum und nahm Platz in einem der maſſigen Chorſtühle, die an der Wand lang ſtanden, davor ein kleines Tiſchchen mit der Cognacflaſche nebſt Gläſern und einer viereckigen Blechſchachtel mit Cigaretten.

In naſſe Tücher geſchlagen auf kleinen Drehſcheiben ſtanden angefangene Arbeiten; in einer Ecke der offene Entwurf zu einer Büſte, ein Herr mit breitem fächerartigen Barte, neben dem noch die Hölzer und Stäbchen lagen, — und mitten im vollſten Lichte, das breit durch das große Seitenfenſter und wie eine helle Flut durch das Oberlichtfenſter hereinbrach, eine gewaltige Maſſe, ganz umſchlungen von allerhand naſſen Fetzen und Tüchern, aus denen langſam das Waſſer troff.

— Alſo, Herr Profeſſor, ich möchte wieder zu Ihnen kommen, diesmal aber ernſthaft, ich will arbeiten lernen.

Er ſah ſie eine Weile prüfend an — dann ſagte er:

— Sie ſehen anders aus als ſonſt. Da um den Mund und auch um die Augen haben Sie ein paar Züge, die mir nicht gefallen. Haben Sie Sorge? —

— Ein wenig vielleicht, und deshalb möchte ich zu thun haben.

— Ach, liebe gnädige Frau, gegen die kleinen Unannehmlichkeiten hilft einem ja die Kunſt, aber wenn eine große Sache einen quält, eine, von der vielleicht alles abhängt, da kommt nichts dagegen an; da muß auch die Kunſt ſich geſchlagen geben.

— Geht es Ihnen denn ſo, lieber Profeſſor?

Er nickte nur.

— Reden wir nicht davon. Alſo Sie wollen wieder zu mir kommen. Das iſt recht. Und ich freue mich darüber, weil ich weiß, daß Sie Verſtändnis haben; und wenn Sie auch nicht das geringſte Talent hätten, ich würde mich doch freuen — denn ich denke

noch immer mit Behagen an die Tage, wo Sie hierherkamen. Ich weiß nicht, ich habe mit Ihnen, glaube ich, mehr geplaudert, als je mit einer Frau. Es hat mir so wohl gethan, auszusprechen was ich denke und empfinde und was ich nicht aller Welt preisgeben mag. In den letzten Tagen hätte ich Sie gern einmal gesprochen.

— Was ist denn, weshalb kommen Sie nicht zu uns?

— Nein, heute mag ich es Ihnen noch nicht sagen, aber erfahren müssen Sie es, ehe Sie zu mir kommen; nur ein wenig warten wollen wir damit. Lassen Sie mir ein paar Tage den Gedanken, daß Sie wieder dort hantieren werden; wie es oft minutenlang still sein wird und Sie dann immer gleich etwas zu antworten haben, wenn mir was einfällt. Frau Agna, ich bin doch ein alter Herr, und da kann ich es sagen, ohne daß Sie es für ein banales Kompliment halten, ich kenne keine gescheitere Frau als Sie, keine, die so lebensklug ist.

— Und doch dabei schon die größten Dummheiten gemacht hat.

— Wer hätte das nicht gethan. — Ich habe an einer Dummheit und Gutmütigkeit jetzt schwer zu tragen.

— Was haben Sie denn?

— Nein, später einmal. Es wird ja nicht ausbleiben, daß alle Welt davon erfährt. . . .

— Sagen Sie, Professor, was macht denn Ihr Mädchen am Brunnen?

Er wies mit der Hand auf die verhängte Thonmasse.

— Da ſteht die Geſchichte.

— Arbeiten Sie denn nicht mehr daran?

— Nein, ich mag nicht mehr.

— Aber das müſſen Sie wieder aufnehmen.

Er ſchüttelte den Kopf.

— Damals waren Sie doch ſo voller Eifer.

— Freilich, damals!

— Was macht denn Lili?

Sein Geſicht verzog ſich.

— Was iſt mit der? Iſt ſie Ihnen untreu geworden?

— Das nicht grade . . .

— Es war doch ein zu liebes Kind. Ich habe ſie furchtbar gern gehabt, ſo beſcheiden und artig, wirklich ein lieber Kerl.

— Finden Sie? —

— Nun, ich dächte, Profeſſor, das hätten Sie ſeiner Zeit auch gefunden.

— Wir haben uns eben beide getäuſcht. Wer weiß, ob ich morgen noch als freier Menſch herumgehen kann.

— Aber was iſt denn? . . .

— Sie kennen mich doch ein wenig, Frau Agna, bitte ſehen Sie mich an: glauben Sie, daß ich die Lili je mit anderen Augen, als mit denen des Künſtlers angeſehen habe? daß ich in dieſem kleinen Mädchen je etwas anderes geſucht, als ein Modell für mein Brunnenmädchen?

Sie ſchrak doch ein wenig zuſammen. Alſo das war es? Und nun ſah ſie ihn an, dieſe große ſchlanke Geſtalt, das graue Haar, der etwas wilde Bart und

dieſe unruhigen Augen unter den buſchigen Brauen. Temperament und Leidenſchaft lagen in ſeinem Geſichte, Kraft und Energie in ſeiner Haltung. Er war kein alter Mann. Sie hatte nie darüber nachgedacht, aber ſo großväterlich, wie er ſich jetzt hinſtellte, ſchien er ihr nicht.

Er nahm die naſſen Tücher von der Gruppe, und eins nach dem andern enthüllte ſich. Der Fels, aus dem das Waſſer hervorſchießen ſollte, und an einem wilden Wurzelgeflecht, auf einen Steinblock gelehnt, ein jugendliches Mädchen, nur ein Röckchen um die Kniee, mit auf der Bruſt geöffnetem Hemde, wie bei großer Hitze. Die Haare über die Schulter fallend; und vor den nackten Füßen, ſchmalen aber feſten Füßen, die ſo fein und charakteriſtiſch waren, ein Eimer, müde fallen gelaſſen, da ſie fortgeſchickt war, um Waſſer zu holen. Auf der andern Seite ein Spitz, der die Schnauze zu der Quelle hinunterbog, mit hängender Zunge, im Begriff zu ſaufen.

Auf dem Geſichte des Mädchens eine verträumte Sehnſucht, als denke ſie in ihrem Aſchenputtelkoſtüm an all die Herrlichkeiten der Welt da draußen, die ſie ahnte, ohne ſie zu kennen. Und um die ſchmalen feſten Lippen ein leiſer Zug von Sinnlichkeit, von Begehren und Luſt. —

Der eine Arm war noch unausgeführt, bis hinauf zum Schulteranſatz. Damit hatte er ſich gequält, ohne die rechte Stellung zu finden, und daran ſcheiterte die Vollendung, ſeit Lili nicht mehr zu ihm kam. —

Und als Frau Agna freundlich in ihn drang, erzählte er:

Vor einigen Tagen war Lilis Vater ins Atelier gekommen. Rode hatte den Mann abweiſen wollen, und ihm ein Geldſtück angeboten, weil er ihn für einen Bettler hielt, aber der hatte das übel genommen.

Weitläufig hatte er erklärt, er ſei der Vater von der Lili und gekommen, um mal nach dem rechten zu ſehen. Ihm gefalle da manches nicht.

Rode wies ihn zurecht, und ſo kam er denn mit ſeinem Anliegen heraus. Er wollte ſich eine Kneipe aufmachen, und dazu brauchte er ſechshundert Mark. Ob der Profeſſor ſie ihm nicht geben wolle? Er verdiente doch mit der Lili ein klotziges Geld und könnte auch mal 'ne Kleinigkeit für den Vater thun.

Der Profeſſor erklärte ihm, das habe doch nicht das geringſte mit einander zu thun. Lili kriegte ihre Stunden bezahlt und zwar ganz gut bezahlt, und damit fertig. Er war gern bereit, ihm mit etwas behilflich zu ſein, — aber mit ſolch einer Summe durfte er ihm nicht kommen.

— So, darf ich nich? — Der Menſch darf manches nich? Sie dürfen auch nich, verſtehn Se.

— Was darf ich nicht? — was wollen Sie von mir? Kommen Sie wieder, wenn Sie nüchterner ſind.

— Was, ich ſoll nich nüchtern ſein? — Na, wiſſen Se, rausſchmeißen is nich. Denn können Se was erleben. So dürfen Se mir nich kommen, da kennen Se Kulitz ſchlecht. Denn wollen wir mal in 'nem anderen Tone miteinander reden.

— Ich habe keine Zeit mehr für Sie. Kommen Sie ein ander mal wieder.

— Keine Zeit, ei ſeh mal. Nee, wiederkommen is nich.

— Was fällt Ihnen denn ein?

— Mir? jarniſcht — aber ich möchte Sie fragen, was Ihnen eingefallen is, damals vor zwei Jahren, als die Lili zuerſt zu Ihnen gekommen iſt?

— Was wollen Sie damit ſagen? —

— Ach, Se wiſſen woll nich mehr? . . Aber ich weiß. Die Lili hat es damals ihre Freundin Fränze Gruber erzählt. So, und nun wiſſen wir, was Se für ein feiner Herr ſind. Na und wenn Se einem nicht mal en bischen helfen wollen, denn können Se es ja haben. Denn ſoll aber alle Welt wiſſen, was Se für 'ne Nummer ſind.

— Was erfrechen Sie ſich da! Was hat Lili geſagt?

— Das werden Se ja hören, wenn wir uns auf's Gericht wieder treffen. Adje auch.

— Sie bleiben hier! . . .

— Ach, nu mit einem Male. Nu is das woll eine andere Sache mit die ſechshundert Märker, was?

— Keineswegs, glauben Sie, ich falle auf ſowas rein?

— Na, reinfallen werden Se ſchon.

— Das is ja einfach eine gemeine Erpreſſung.

— I Jott bewahre, wenn Se mir das Geld nich geben, ooch ſchlecht! Aber ich werde der Lili nich verbieten, daß ſie weiter erzählt, was Sie allens für Sachen mit ihr gemacht haben; ich nich! —

— Ich werde Sie einfach einem Schutzmann übergeben.

— Bitte, genieren Se ſich nich, denn brauche ich nich extra auf die Polizei. Immer zu, ich warte blos drauf.

Rode ging aufgeregt auf und ab. Was der Mann da behauptete, war einfach eine Sinnloſigkeit. Lili konnte ſowas gar nicht geſagt haben. Allein er dachte daran, wie gern ſie aufgeſchnitten hatte. Vielleicht hatte ſie wirklich der Freundin derartiges erzählt. Wie leicht blieb ſolch eine Anſchuldigung an einem kleben.

— Na, wie is das mit dem Gelde, fragte Kulitz, indem er ſeinen Hut in den Fingern drehte. Vielleicht haben Se es nich bei ſich; Se müſſen ſich die Sache auch noch überlegen. Ich kann ja wiederkommen, oder Se können es mir ja auch ſchicken. Die Adreſſe wiſſen Se ja: Pantinenmacher Kulitz. Das Geſchäft geht ſchlecht, kein Menſch trägt mehr Klotzpantinen, und Budiker habe ich gelernt in meine Jugend. — Und wenn Se nich wollen, denn ſchicken Se mir man 'en Schutzmann, denn kann die Lili dem gleich alles ſagen, was ſie zu ſagen hat. Adje, Herr Profeſſor. —

Damit ging der Mann mit einer ungelenken Verbeugung.

Rode lief im Atelier auf und ab. Der Mann war ſo frech und ſicher aufgetreten. Keinesfalls konnte er ſich das alles aus den Fingern geſogen haben; es mußte richtig ſein, daß Lili ſo was behauptet hatte.

Aber wie um alles in der Welt kam ſie zu ſolch einer Beſchuldigung? Er war ſtets gut zu ihr geweſen,

er war wie ein alter Freund zu ihr; wie oft, wenn ſie kam, hatte er ihr eine Freude gemacht. Sie naſchte gern, und ſelten fehlten ein paar Süßigkeiten.

Gewiß, er hatte ſich für ſie intereſſiert. Dieſer jugendlich ſchlanke, ſchöne Körper begeiſterte ihn, trieb ihn zur Arbeit. Er ſchaffte nie freudiger, als wenn ſie da war, ſelbſt wenn ſie ihm nicht Modell ſtand. Zuweilen kam ſie nur ſo zu ihm, ſaß und ſchwatzte, manchmal ganz phantaſtiſche Sachen, aber auf direkten Lügen hatte er ſie nie ertappt.

Er mußte einmal mit ihr reden, und ſo ſchrieb er ihr, — aber es kam keine Antwort.

Endlich heute früh ein Brief. Sie dürfe nicht kommen, ihre Eltern hätten es ihr ſtreng verboten, je wieder ſein Atelier zu betreten, nach allem, was vorgefallen ſei, und was ihre Eltern jetzt wüßten.

Man ſah es den Zeilen an, daß ſie nach Diktat geſchrieben waren.

Damit war es alſo nichts. Dieſer Brief beunruhigte ihn. Es lag eine drohende Gefahr in dieſen Zeilen, die ihn erſchreckte. Und ganz ratlos war er. —

Haſtig erzählte er das alles Frau Agna, die ſtumm da ſaß und auf die große Gruppe ſtarrte.

Das war die Lili, in all ihrer Jugendlichkeit; und man konnte es wohl verſtehen, wie jemand ſich für dieſes eigenartige Weſen intereſſierte.

Eine unangenehme Empfindung beſchlich ſie. Dieſe Anſchuldigung berührte ſie peinlich, und ſie verhielt ſich ſtill, indeß der Profeſſor, als ob er mit ſich allein redete, alle Möglichkeiten erwog.

Sollte er dem Manne das Geld geben, um allen unnützen Scherereien aus dem Wege zu gehen, oder ſollte er ihn gewähren und es darauf ankommen laſſen, was dieſer Kulitz weiter unternehmen würde? — Das war vielleicht das geſcheiteſte; aber dann wußte er nie, was der kommende Tag an Ueberraſchungen bringen konnte. Denn juriſtiſch lag die Sache ſo: daß ein kleines Mädchen, das nicht eidesmündig war, mit einer unbeſchworenen Ausſage einen Mann in Anſehen und Rang derart belaſten konnte, daß er rettungslos dem Gefängnis anheimfiel.

Oder ſollte er den Spieß umkehren und ſeinerſeits gegen die Familie Kulitz vorgehen, ſie wegen Erpreſſung belangen laſſen? Das war entſchieden das richtigſte. Allein dann war er ſelber es, der dieſe Geſchichte an die große Oeffentlichkeit brachte, die wahrſcheinlich aus dem Vergnügen heraus, eine pikante Senſation zu haben, dem Kinde mehr glaubte als ihm.

Und er entging all den Widerwärtigkeiten noch weniger, die ſolch eine Verhandlung mit ſich brachte; man würde in ſeinem Privatleben herumleuchten und jeden Winkel ſeines vor der Oeffentlichkeit bis jetzt ſorgſam gehüteten Hauſes durchſtöbern.

Da war es dann vorbei mit der ſtillen Arbeit; und wenn ſeine Name auch nur vorübergehend in den Schmutz gezogen wurde: ein großer Staatsauftrag ſtand ihm in Ausſicht, die Skizzen hatte er ſchon eingereicht, eine Sache, an der ſo viel Geld zu verdienen war, daß er ſorgenlos für Jahre hinaus ſchaffen und

arbeiten konnte. Wie leicht konnte ihm das entgehen. Da war es doch beſſer, nichts gegen dieſe Leute zu unternehmen.

Wenn er nur erſt mit Lili geſprochen hatte; aber er wußte nicht, wie er das bewerkſtelligen ſollte. Er konnte ihr doch nicht ſtundenlang in ihrer Gegend auflauern.

Ob er einfach zu den Leuten ins Haus ging? —

Die Unſicherheit marterte ihn. Immer wieder las er den Brief, den er noch in der Hand hielt. Dieſe Wendung, „nach allem, was vorgefallen“, ging ihm nicht aus dem Sinn.

Frau Agna ſaß ſteif auf ihrem Stuhle. Die Sonne ſchien hell auf die hohen Fenſter, ein paar Spatzen trieben draußen ihr Unweſen, zwitſcherten und lärmten. Sie aber ſah dieſen Raum, der bisher auf ſie immer einen eigenen Reiz ausgeübt hatte, jetzt in ganz anderer Beleuchtung.

Es war ihr peinlich unangenehm, und ſie bereute es, hier hergekommen zu ſein, da ſie nun Mitwiſſerin eines Geheimniſſes geworden war. Das bedrückte ſie, ſo daß ſie kein befreiendes Wort fand, ſondern nach der Uhr ſah, während Ernſt Rode die feuchten Tücher um die nackten Beine des Mädchens legte. Haſtig ſtand ſie auf und erklärte, ſie habe ſich ſchon verſpätet, ſie müſſe längſt fort ſein.

Als ob ſie etwas hinaustrieb, eilte ſie fort mit flüchtigem Handgeben und ließ den ganz nervöſen Mann allein in dem Atelier mit den weißen Geſtalten, die ihr wie Geſpenſter am hellen Tage vorkamen. —

Sie ging raſch durch die Straße, als ihr plötzlich Elly entgegenſtürzte, die mit ihrem Fräulein zurückkam.

Das Geplauder des Kindes brachte ſie auf andere Gedanken, aber die Geſchichte ging ihr nicht aus dem Kopfe, und ſie überlegte, wie ſie ſich zu dem Profeſſor ſtellen ſollte, wenn dieſe ſchlimmen Sachen offenbar wurden.

Man mußte vorſichtig ſein, um ſich nicht ſelbſt mit zu kompromittieren.

Sie hatte die Lili Kulitz öfters bei ihm geſehen, wer weiß: ob ſie nicht mit hineingezerrt wurde, um vielleicht auch als Zeugin ihre Ausſage machen zu müſſen.

Bei dem Gedanken, vor Gericht erſcheinen zu müſſen, überlief ſie ein Schauder.

Das durfte auf keinen Fall ſein, um jeden Preis mußte das verhindert werden.

Sie wollte ihm das gleich ſchreiben, aber dann hielt ſie es für beſſer, nichts ſchriftliches zu geben. Wer konnte wiſſen, was damit geſchah.

Sie mußte noch einmal perſönlich zu ihm in den nächſten Tagen, um ihn zu beſchwören, daß ſie bei dieſer ſchmutzigen Sache ja aus dem Spiele blieb.

VI.

Rolf van Jonge ſaß an ſeinem Schreibtiſche, den er nie benutzte, und ſtöberte in alten Papieren. Allerhand Briefe fielen ihm in die Hand, vom Vater und der früh verſtorbenen Mutter, er blätterte darin und

legte das kleine Packet beiſeite. Die wollte er ſeiner Schweſter Anna Lingen ſchicken, ehe er ging.

Denn ſeines Bleibens war wohl nicht mehr. Wo ſollte er noch Geld herkriegen? Aus der Liſte der Kavaliere war ſein Name geſtrichen, wenn er ſeine Spielſchulden, die Ehrenſchulden waren, nicht zahlen konnte.

Die Briefe der Schweſter! — die vernichtete er, ſie brauchten ihr nicht wieder in die Finger zu kommen, denn darin ſtanden nur allerhand Ermahnungen und ſchweſterliche Vorwürfe. Verdient hatte er ſie ja, denn faſt jeder Brief war eine Antwort auf ſeine Bitten um Geld. Ein gut Teil ihres Vermögens hatte ſie ihm geopfert. Gelder, von denen ihr Mann gar nicht wußte, daß ſie ihr gehörten. Der damalige Premierleutnant hätte ihm ſicher keinen Pfennig gegönnt. Die Kaution und noch ein gut Stück darüber waren ſicher geſtellt. Aber im Gute ſteckte noch eine ganze Menge Geld, das durch die Verkäufe ſeiner Zeit flüſſig wurde; und davon hatte Anna dem Bruder geopfert, zögernd, immer nur wenn er es ganz dringend machte, wenn er mit totſchießen drohte.

Und nun blieb ihm eigentlich nichts, als die Kugel, wenn er nicht ein Lump werden wollte.

Die Grete in Darmſtadt hatte ihm ſchon lange die reiche Heirat gepredigt — aber dazu verhelfen würde ſie ihm nicht, das hatte er zur Genüge erfahren. Die war geizig, wie ſie es ſchon als Kind geweſen. Da war gar nichts zu holen, höchſtens Strafpredigten. Sie war um ſechs Jahre älter und konnte freilich klug reden, hatte einen Hofrat geheiratet und keine Kinder.

Das ärgerte Rolf am meiſten, daß ſie ihr Geld ſo zuſammen hielt und ſparte und knauſerte. Für wen blos? — Wahrſcheinlich für irgend eine fromme Stiftung, irgend eine Kleinkinder-Bewahranſtalt; während ihm mit ein paar tauſend Mark geholfen war.

Von ihr fand er keine Zeile; die hatte er wohl immer gleich im erſten Aerger zerriſſen.

Wie er weiter kramte, und Geſchäftsbriefe zerriß und eine Fülle von Rechnungen, fand er allerhand Briefe auf farbigem Papier, oft ungelenke Handſchriften. Er blätterte darin und warf ſie in den Papierkorb. Wozu er dieſe Dummheiten nur aufbewahrt hatte.

Plötzlich fiel ihm ein Bündel in die Hände, bei dem er ſtockte. —

Ganz langſam löſte er das Band, eine blaue Schnur, die das ſtattliche Packet zuſammen hielt. Dieſe feſte energiſche Handſchrift, die ſteilen Buchſtaben, die ihr eigen waren; — und deutlich, groß und offen, las er die Unterſchrift: Agna! und unter einem Briefe, deſſen Seiten er überflog: Agna Cordelius.

Er fing an zu leſen, erſt einzelne Sätze, dann ganze Seiten, und er war verblüfft.

Der ſüße Chypreduft, der ihm entgegen wehte, weckte ihm die Erinnerung an die wenigen Male, daß ſie zu ihm gekommen war, in fiebernder Sorge vor Entdeckung. Kaum bei ihm, ſchien ſie eine andere zu werden; ein wilder Taumel riß ſie hin, alles was an Sehnſucht verſteckt in ihr lag, brach lodernd hervor.

Sie that, als ob ſie ſeine Sklavin ſei, hockte zu ſeinen Füßen, voller Inbrunſt, ſich ihm zu unterwerfen, ihm zu gehören, — und dann wieder hatte er die Empfindung, als ſei er ihr nichts anderes als das Lieblingsſpielzeug einer Fürſtin. —

Und wenn ſie nachher in der Welt ſich wieder trafen, that ſie zuweilen, als kenne ſie ihn nicht, daß er ſie in der Zwieſpältigkeit ihres Weſens nicht begriff.

Eine verhaltene Leidenſchaft mit heißem Atem ſchlug ihm aus den Briefen entgegen, eine ſchwüle Tragik, die mit jedem Worte verriet, wie maßlos die Frau ihn geliebt hatte.

So konnte nur eine Frau ſchreiben, deren ruhiges Denken von Leidenſchaft völlig bethört war. Rückhaltslos ſchüttete ſie ihr Herz aus. Jedes Wort ward ein Verrat.

Immer kam ſie auf Dinge zurück, die ſich zuvor ereignet hatten. Allerhand hatte ſie noch auf dem Herzen, was ſie ihm mitteilen mußte.

Und dieſe Briefe voller Fragen, mit zahlloſen Fragen, die er nie beantwortet hatte, als ſeien ſie gar nicht geſchrieben, auf die er niemals wieder zurückkam, wenn ſie in einem ſpäteren Geſpräch aufzutauchen drohten.

Wie hatte dieſe Frau ihn geliebt! —

Es that ihm leid, daß er ſie gekränkt hatte und von ihr laſſen mußte, aber es hatte ja keinen Zweck.

Ein großes Stück Vergangenheit lag da vor ihm.

Ganz gefangen las er weiter, eine ſeltſame Stimmung überkam ihn, und aus dieſem verſchwommenen Gefühle tauchte blitzartig ein Gedanke auf:

Was mochten dieſe Briefe wert ſein für einen, der Intereſſe daran hatte? . . .

Was würde Frau Agna wohl darum geben, ſie zurück zu erhalten, wenn ſie wußte, daß ſie noch in ſeinem Beſitze waren und nicht vernichtet, wie ſie ihn gebeten und er ihr jedesmal verſprochen hatte?

Er wußte, ſie hatte nie einen Brief wieder durchgeleſen, wenn ſie ihn geſchrieben; raſch ins Couvert gethan und, ohne ſich zu beſinnen, abgeſchickt.

Wenn ſie erſt darüber nachdachte, wenn ſie auch nur einen flüchtigen Blick hinterher hineinwarf, ſchickte ſie die Zeilen nicht ab. Dann zerriß ſie den Brief. Sie wußte gar nicht, wie völlig ſie ſich in ſeine Hände gegeben hatte. —

Donnerwetter, wenn man dieſe Briefe zu Geld machen wollte! wenn einer imſtande war, ſo gewiſſenlos zu handeln.

Was wären die Blätter wohl dem Herrn Geheimrat Cordelius wert geweſen? —

Er lachte bei dem Gedanken, wog das Packet in der Hand und ſchnürte das Bündel wieder zuſammen, ſorgſam, um es aufzubewahren. Darin haftete ihm etwas pedantiſches an, wie er Ordnung hielt.

Er brachte es nicht über das Herz, die Briefe zu vernichten, war es doch die ernſthafteſte Epiſode in ſeinem Leben, von der er ſich nicht leichten Sinnes trennte. —

Er war nahe daran geweſen, die größte Dummheit ſeines Lebens zu begehen. —

Weshalb war er einer ſolchen Frau nicht früher begegnet? — Dann wäre gewiß alles anders geworden! —

Er hatte den Armeerevolver, der bei den Briefen lag, hervorgeholt, die Trommel ſpielen laſſen und konſtatiert, daß ſich in einem Zuge des Laufes Flugroſt gebildet. Den entfernte er ſorgſam mit Werg und Gewehrfett, und nun glänzte der Lauf wieder tadellos.

Er ließ den Hahn knacken und ſetzte ſich die Mündung an die Stirn. Wie angenehm kühl das war, ein feines ſtechendes Gefühl, bis tief ins Gehirn.

Na, dazu hatte er noch Zeit. Das Ding ſollte ihm nur im äußerſten Notfalle den Freundſchaftsdienſt leiſten. —

Aber wie ſollte es weiter werden? —

Er konnte aufs Gut gehen, von ſeinem Rechte Gebrauch machen und in den beiden Zimmerchen hauſen; ſeine zweihundert Mark kamen vorläufig nicht in Frage; denn davon mußte er anſtändigerweiſe langſam ſeine Schulden zahlen. Aber was ſollte er in der Einöde, jetzt, wo der Winter kam? Er hatte zwar die Jagd, und der Pächter ſtellte ihm ſicher einen Gaul zur Verfügung; allein er hatte es unter den beſten Bedingungen, als Herr, auf Blekendorf den Winter kaum ausgehalten. Er war für die Einſamkeit nicht geboren.

Er war eben ehereif. Daran war nicht zu zweifeln. —

Ob ihm denn wirklich kein Menſch darauf hin was pumpte? —

Er mußte um jeden Preis Geld haben für Paris.

Dahin kam Miß Mabel Crawley in den nächſten Tagen, dort war entſchieden die günſtigſte Gelegen-

heit, die Sache ins reine zu bringen. Wäre er blos an dem Abend, als er mit Frau Agna gebrochen, zu Hause geblieben, statt mit der Erna fort und dann noch in den Klub zu gehen. Da hätte er das Geld gehabt, ein paar Wochen in Paris zu verbringen, wo Mabel ihn erwartete.

Er trat ans Fenster und sah auf den Hafenplatz hinaus.

Dampfer und Zillen manövrierten in dem großen Hafen, Stein- und Sandkähne wurden an die Abladeplätze gestaakt, wo Männer und Frauen rastlos Kohlen, Holz und Mauersteine an Land karrten, in die bereitstehenden Steinwagen und Eisenbahnwaggons.

Eine junge kräftige Frau hatte sich vor eine Schubkarre gespannt, die jedesmal hoch voller Ziegel gepackt wurde. Der Mann schob, während die Frau, einen Gurt schräg über die Schulter gelegt, vorn zog.

Rolf beobachtete lange eine alte Frau, fast ein Großmütterchen, das hinter einem Manne herging und ihn das steile Laufbrett hinaufschob, indem sie ihre Hände gegen seinen Rücken stemmte. Sie schafften nur die Hälfte wie das junge Paar, und jedesmal blieben sie stehen und verschnauften sich, ehe sie wieder in die Tiefe der Zille hinabstiegen, um mit krummen Rücken die roten Steine auf ihre Karre zu packen.

Nach rechts, wo die Züge der Potsdamer- und Vorortbahn über die breiten Eisenbrücken des Landwehrkanals fuhren, daß man das rasseln bis zu ihm hin hörte, war ein Drehkrahn in unausgesetzter Thätigkeit.

Klirrend fuhr die Kette in die Tiefe eines ungeheuren Mörtelkahns, dann schwebte hoch in die Luft gezogen der Kasten, aus dem der weiche weiße Brei herabklatschte; die Dampfmaschine prustete und puffte, der runde Turm drehte sich, daß im großen Bogen der Kasten herumsauste, wieder rasselten die Ketten, bis er über dem Wagen stand, noch ein Ruck, der Kutscher löste mit einem Stoße seiner Schaufel die Sicherung, der Boden des Kastens öffnete sich, und die gewaltige Mörtelmasse stürzte in den Wagen, vor dem zwei schwere dänische Pferde in ihrem Häckseltrog futterten.

Der Klappkasten sauste wieder hoch, im Bogen bis über den Kahn, wo er versank, bis einen Augenblick später ein anderer in die Höhe gezogen wurde und der Kreislauf sich erneuerte.

Unaufhörlich fuhren die Wagen in langer Reihe vor, einer nach dem andern wurde gefüllt, während der Mörtelkahn schier unerschöpflich war.

Wie diese Leute arbeiteten. Von früh morgens bis spät in die Dunkelheit. Die thaten was, die verdienten sich ihr Geld, während er ihnen vom Fenster aus müßig zusah, um sich die Zeit zu vertreiben.

Wer doch die Hand mit anlegen durfte! —

Aber er konnte doch nicht hinuntergehen und Sand karren. Damit war niemandem geholfen, den andern nicht und ihm selbst am wenigsten. Das war nichts, und also war er ein überflüssiger Mensch. Er war eben zum Millionär geboren, das Talent war da, schade. daß die Mittel vorläufig fehlten.

Er konnte betteln gehen, indeß andere Leute auf ihren Geldsäcken saßen und es nicht auszugeben wußten.

Er mußte an Agnas Vater denken. Pastor Ewald hatte seine gute Pfarrstelle, und von seinen Eltern, die Bauern gewesen, das Geld gleich scheffelweise ererbt. Land, das vor fünfzig Jahren Ackerland gewesen war, und das man ihm heute jeden Zoll mit Gold aufwog.

Der hatte nichts dazu gethan, hatte ruhig seine Sonntagspredigten gehalten, hatte still seinen Beruf erfüllt, indessen die Erdschollen sich mit jedem Tage mehr in Gold verwandelten. Es war noch derselbe Grund und Boden, wie seine Väter ihn bebaut, nur standen jetzt Häuser darauf statt Kartoffeln und Kohl.

Schade, daß er den alten Herrn nicht kannte; er hatte ihn einmal flüchtig bei Cordelius gesehen.

Der Tochter, mit der man ein Verhältnis gehabt, den Abschied geben und dann beim Vater sich Geld pumpen, um eine Heirat mit einer anderen zu ermöglichen, das wäre teuflische Ironie gewesen. —

Wieder fielen ihm Agnas Briefe ein, und ein Gedanke, den er abwies, der aber immer wieder sich an ihn herandrängte, ließ ihn nicht.

Die Briefe hatten Goldeswert gleich der abgeernteten Ackerkrume; ein scheinbar wertloser Besitz, der in den rechten Händen, von einem Spekulanten ausgenutzt, ein Kapital repräsentierte.

Für jeden dieser verfänglichen Briefe konnte man sich leicht ein paar Hundertmarkscheine eintauschen. Der Alte sollte ja zwei oder drei Millionen haben.

Zu schade, daß man so anständig geboren und erzogen war. Erfahren würde es keine Menschenseele.

Er holte das Päckchen wieder vor und wog es in der Hand. Das konnte ihm Rettung bringen.

Aber nein — das war ja Blödsinn!

Der Gedanke bohrte in seinem Hirn, daß er anfing, sich davor zu fürchten, und die Briefe rasch einschloß, um die Versuchung los zu werden.

Er pfiff vor sich hin, aber immer wieder wanderten seine Augen nach dem Fache, wo die Briefe lagen.

Schließlich wurde ihm die Sache zu dumm. Ganz unbehaglich ward ihm.

Er mußte sich Geld verschaffen, koste es, was es wolle — aber auf andere Art.

Und er nahm seinen Hut, rief dem Diener zu, daß er bis drei jedenfalls zurück sei, und ging fort, den Schnurrbart aufgedreht, elegant in dem tadellosen Cylinder, den Kopf hoch erhoben, als anständiger Kerl, der er war und bleiben wollte.

Es mußte auch so gehen. —

VII.

Am Köllnischen Fischmarkte hatte der Professor Rode die elektrische Bahn verlassen, um das letzte Stück Weges zu Fuß zu gehen. Er wollte Lili Kulitz aufsuchen und mit ihr sprechen, das war das gescheiteste.

Er sah sich um. An Stelle des abgerissenen Rathauses war jetzt ein schrecklicher Plankenzaun getreten, mit schreienden Reklamen bemalt.

An der Fiſcherbrücke blieb Rode einen Augenblick ſtehen. Die Gegend hatte er immer lieb gehabt; oft genug war er durch die engen Gaſſen, die ihren mittelalterlichen Anſtrich bewahrt hatten, geſchlendert, als er noch in der Kloſterſtraße unterrichtete.

Nach rechts war der Blick frei über das Spreebecken, weit über die Waiſen- bis zur Jannowitzbrücke mit ihren Lichtern hinaus. Hier hätte ſich großes ſchaffen laſſen, die alte Stadtvogtei abreißen und den verfallenen Speicher; breite Uferſtraßen und hohe Sandſteinhäuſer, das mußte ein Bild geben, gleich dem Alſterbaſſin, ein Platz, wie man ihn ſich ſuchen konnte — aber daran war nicht zu denken. Er hatte den Plan einmal entworfen, aber kein Menſch hatte ſich dafür intereſſiert.

Einzig, das nette Brückenhaus an der Schleuſe, und die beiden Markgrafen, mit dem vorgeſetzten Fuß und der ſtrammen Haltung, die typiſch für die Ahnengalerie der Siegesallee geworden war.

Links aber, die Kuppeln des Domes deckend, erhob ſich, wie eine Barrikade aus gelben Ziegeln, mit dem ſteifen Turm, eine gräuliche Geſchmackloſigkeit: der phantaſieloſe Steinbaukaſten der Sparkaſſe.

Alles war verbaut. Hier mußte der Blick frei ſein, bis zum Schloß und dem Dome, über die Kurfürſtenbrücke bis zum Monbijougarten.

Auf der Inſel zwiſchen Schleuſe und Wehr ein Garten, und alle Welt wäre bewundernd ſtehen geblieben; ſtatt deſſen ſpreizte ſich dieſer viereckige Ziegelkoloß und verdarb die reizvollſte Perſpektive. Er

ärgerte ſich jedesmal, wenn er über den Mühlendamm ging, wie das hier verpfuſcht war. Licht und Luft waren kaum geſchaffen, da klebte man die Ausſicht wieder zu. —

Unter der Schleuſenbrücke lag mit drei Zillen ein Schleppdampfer, der ſeinen weißen Dampf über das Geländer emportrieb und ihn ganz einhüllte.

Der Gaul eines Poſtkarriols ſcheute, und in dem Gedränge der Wagen, in dem hin und her der elektriſchen Bahnen, gab es eine Stockung, ein ſchimpfen und fluchen der Kutſcher. Im Augenblick entſtand ein Gewirr von Pferden und Wagen, das unlösbar ſchien; ein Schutzmann lief hin und her, kommandierte mit ſchreiender Stimme, aber die Kutſcher fuhren nur noch mehr ineinander.

Rode blieb ſtehen und ſah beluſtigt zu, wie das Knäuel ſich langſam wieder entwirrte und Ordnung in die aneinander vorbei flutenden Ströme kam. —

Dunkel und ſtill lag die alte Stadtvogtei, aus den Geſchäftshäuſern am Molkenmarkt brach eine Flut von Licht. Hoch ragten die beiden Rieſenſchornſteine der elektriſchen Kraftſtation und der viereckige Koloß des Rathausturmes mit dem Rieſenauge der Uhr, die wie ein ungeheuerer Mond ausſah. —

Ganz verſteckt neben der Anſchlagſäule konnte man in eine Art Hofeingang ſehen; es war eine Straße, ohne Trottoir, ſo eng, daß grade ein Wagen einfahren konnte.

Hier in einem der Häuſer am Krögel hauſte Lili bei ihren Eltern.

Die Gasse war mit den ältesten Kieselsteinen gepflastert, in der Mitte zog sich die Gossenrinne hin. Eine Laterne, die an der Wand angebracht war, erhellte mit ihrem Flackerschein nur spärlich diesen schmalen Spalt, in dem man am Tage kaum den Himmel über sich erkennen konnte. Von den Wänden links und rechts bröckelte der morsche Kalk in großen Stücken ab, daß man die nackten Mauern sah.

Rechts wurden auf einem Hofe Wagen mit Möbeln bepackt. Vergitterte Fenster zogen sich hin, vielfach waren die zerschlagenen Scheiben durch Papier und Cigarrenkistendeckel ersetzt.

Aus Kellerfenstern schimmerte trübes Licht; in einem Flur, wo die schmale Holztreppe steil aufwärts führte, hing eine große Gaslaterne, ihr Schein tanzte über die Wände und in einem großen Mauerbogen, der zu einem engen, ganz mit altem Eisengerümpel vollgepfropften Raum führte.

Hämmern und rasseln ging jetzt los; der Flügel eines mächtigen Thores stand offen, wo Arbeiter bei glutrotem offenen Feuer hantierten, es wurde geschmolzen und gegossen, drei Mann waren dabei, auf einem Ambos eine weißglühende Stange Eisen, die der eine mit einer großen Zange hielt, zu schmieden.

Sie sahen sich einen Augenblick nach dem Professor um, der stand und ihnen zuschaute, wie sie, von den Flammen übergossen, mit nackten sehnigen Armen das Eisen schlugen, daß die Funken stoben.

Ein Junge lud auf einen Handkarren rasselnde Eisenbänder und fuhr damit hinaus auf die Straße.

Der Professor ging noch ein paar Schritte weiter, wo neben einem Zaune eine Bretterwand sich erhob. Hier war die Sackgasse zu Ende, und der Blick weitete sich über die Spree.

Ein kleiner Steinplatz; daneben eine Anlegestelle und eine Treppe führte hinunter an das Wasser, zu der breiten Waschbank für eine Färberei, aus deren Fenstern in dicken Schwaden Wolken heißen Dampfes quollen.

An den eingerammten Pfählen lagen schwarze Kähne zur Nachtruhe. Ueber das breite Wasser schimmerten die Lichter von Neu-Cölln am Wasser, wo zwischen hunderten von Pfählen und Brettern große Fischkästen schwammen und Leute hin und her liefen, um die Fische ein- und auszuladen.

Der Dampfer, der vorhin in der Schleuse gelegen hatte, pustete jetzt mit seinen bunten Lichtern schwerfällig Spreeauf, die drei Kähne, mit Petroleumtonnen hochbeladen, hinter sich her durch das schwarze Wasser schleppend.

Neben der Waisenbrücke goß aus fünf Etagen ein riesiger Neubau eine Fülle von Licht über die Brücke und den Fluß. —

Auf einer Zille erschien jetzt eine Frau aus der kleinen Kajüte und goß einen Eimer voll Wasser über Bord, daß es durch die Stille klatschte.

Weiterhin mußte wohl ein Mann auf Deck sitzen, denn Rode hörte leises pfeifen, das gedämpft durch den feinen Nebel klang, der über dem Flusse hinzog.

Irgendwo in einer der vielen Fabriken an dem schwarzen Flußbecken wurde eine Glocke geläutet,

und der ſcharfe Geruch von Lohe und Leder drang aus einer nahen Gerberei. Dann war es ganz ſtill.

Er kehrte dem phantaſtiſchen Nachtbilde den Rücken und ſuchte den Eingang, wo er undeutlich ein Blechſchild mit F. Kulitz, Pantinenmacher, geſehen hatte.

Eine blakende Lampe hing an der Treppe, über ihr tanzte zum Schutze der rohen Holzdecke ein Blechdeckel ſchaukelnd hin und her.

Er ſtieg die knarrende Treppe hinauf und fand ſich auf einem Flur, ſo eng, daß man ſich kaum umdrehen konnte. Drei Thüren waren, er klopfte an der einen; niemand antwortete. Dann auf der anderen Seite.

Die Thür wurde ein wenig geöffnet, ein verwuſchelter Frauenkopf ward ſichtbar, und eine etwas heiſere Stimme fragte:

— Wer is denn da?

— Wohnt hier Herr Kulitz, fragte er freundlich.

— Ja, wat wollen Se denn.

— Iſt Lili vielleicht zu Haus?

— Lili? — wat wollen Se denn von ihr? . .

— Ich muß ſie ſprechen. Ich bin Profeſſor Rode.

Die Frau klappte raſch die Thür zu, dann hörte er, wie ſie dahinter ſagte:

— Warten Se mal 'n Oogenblick.

Er hörte das ſchlurfen ihrer Filzpantoffeln und blieb eine ganze Weile auf dem dunklen Flur.

Dann ging die Thür wieder auf, und Herr Kulitz ſtand vor ihm, eine Lampe in der Hand.

— Ah, der Herr Professor, sagte er hocherfreut, welche Ehre! Wenn Se rein kommen wollen, aber es is man eng bei uns.

Damit leuchtete er ihm, und der Bildhauer trat in eine niedrige zweifenstrige Stube ein, deren schmale Fenster offenbar nach einem Hofe gingen.

Eine kleine Küchenlampe hing an der Wand, die andere stellte Kulitz auf eine Kommode und rückte einen Holzschemel zurecht, aber Rode blieb stehen und sah sich in dem engen Raume um; die Wände waren geweißt, aber der Kalk blätterte ab, die Decke war mit einer hellen Tapete beklebt. Ein großer Tisch stand in der Mitte, darauf allerhand Holzklötze und Messer, und rechts, auf einem Haufen, fertige Holzsohlen für Kinderpantinen. Daneben das zugeschnittene Leder und die Glanzlederstücke mit ihren buntfarbigen Mustern, die am Hacken innen befestigt wurden. Es roch nach Leder und Holz, und jetzt drang von nebenan der eklige Geruch von kochendem Leim.

— Entschuldigen Se man, aber meine Frau kocht grade Leim. Das riecht nich schön, aber es muß sein.

— Sie haben Lili verboten, zu mir zu kommen?

— Wollen Se sich nich erst en bischen setzen. Ja, was denken Se denn? — Das glauben Se doch nich, daß wir das erlauben können, daß se noch zu Ihnen kommt.

— So, und weshalb?

— Das wissen Se doch am besten, Herr Professor.

— Ich möchte Lili mal persönlich deswegen sprechen.

— Die is jetzt nich da, die trägt Pantinen weg, nach die Parochialſtraße.

— Kommt ſie bald wieder? —

— Das weiß ich nich.

— Dann werde ich auf ſie warten; ſprechen muß ich ſie, und das werde ich auch, ob Sie wollen oder nicht.

— Das können Sie ja auch. Daran wird Sie kein Menſch hindern.

Er machte ſich wieder an ſeine Arbeit und fing an, das Leder anzunageln, aber nach den erſten Schlägen hörte er auf und ſagte:

— Ein ſaures Brot! — un ich wäre für mein Leben gern Reſteratör geworden.

Der Profeſſor ſchwieg. Nach einer ganzen Weile fing Kulitz wieder an:

— Ich wollte dem Mächen das ſchon austreiben. Da könnte einer Gift drauf nehmen: kein Menſch ſollte je en Sterbenswörtchen davon zu hören kriegen. Mit ſo'n paar hundert Märker wäre einem geholfen, die janze Familie wäre fein raus, Lili auch, det arme Würmeken.

Er nahm das Leder vor und ſortierte es.

Rode ſagte noch immer kein Wort.

— Vielleicht hat ſe das man allens blos ſo geſagt, und wenn man vernünftig mit ihr redet, denn würde ſie ſagen: es war man Quatſch. Aber es wird woll ſeine Richtigkeit haben. Ich gräme mir ja ſo um das Mächen.

— Laſſen Sie mich nur mit Lili ſprechen.

— Gewiß doch, ſollen Sie auch. Ich wer mal nachſehn, wir können ja die Liſe rumſchicken, daß ſie gleich zurückkommt.

Er ging hinaus, und durch die Thür quoll der Geſtank des kochenden Leimes. Draußen tuſchelten die beiden mit haſtigem Flüſtern.

Nach einer Weile kam Kulitz zurück. Man merkte ihm an, daß er einen genehmigt hatte, einen ſolchen Fuſeldunſt verbreitete er.

— Na, nu wird ſe woll nich mehr lange bleiben. Zur Sicherheit haben wir die Liſe rumgeſchickt, denn Zebben ſeine Aelteſte is unſeren ihre Freundin.

— Hören Sie mal, Herr Kulitz, laſſen Sie uns ein vernünftiges Wort mit einander reden. Was Sie da erzählen, iſt einfach aus den Fingern geſogen.

— Lili hat es uns ſo erzählt.

— Wenn es Ihnen ſchlecht ginge, und Sie wären zu mir gekommen und hätten geſagt: ich bin der Vater von der Lili, können Sie mir nicht mit ner Kleinigkeit helfen? — ſchön; aber gleich ſechshundert Mark fordern und dann drohen. Nee, mein Lieber, da ſind Sie an den Unrechten gekommen.

— Was habe ich denn viel gethan?

— Na, wiſſen Sie . .

— Aber wir müſſen doch hier raus und wiſſen nich wohin. Sie merken es ſelbſt: ſchön riechen thut es nich, und ne Wohnung finden wir nich ſo leicht, und verdient wird ſchon gar niſcht. Un ſo 'ne Kneipe, das is ne wahre Goldgrube, und meine Alte kann fein kochen; blos bei uns giebt's niſcht. Von wegen Lili könnten Se ſchon was thun.

— Das wird ſich finden.

Die Situation wurde ihnen beiden ungemütlich, und Rode dachte ſchon daran, zu gehen, als es kräftig gegen die Thür pochte.

Kulitz war gleich draußen und das Getuſchel ging wieder los.

Dann öffnete ſich die Thür, und er kam zurück. — Hinter ihm Lili.

Der Profeſſor hatte am Fenſter geſtanden und verſucht, in den dunklen Spalt zu ſehen, den hier der Hof bildete; nun ging er auf ſie zu.

— Da du nicht zu mir kommen willſt, Lili, komm ich zu dir.

Sie hatte ein Tuch um den Kopf, das ihr jetzt in den Nacken fiel. Sie war einfach, aber ſauber gekleidet, nur ihre Finger waren ſchmutzig, ſie hatte offenbar bei der Arbeit geholfen. So ſchlicht angezogen hatte er ſie noch nicht geſehen, aber man merkte ihre jugendſchlanke Figur auch in dieſem Arbeitskittel; und das Geſicht, ganz mit Blut übergoſſen, ſchien ihm unſchuldiger als je.

— Dein Vater iſt bei mir geweſen und hat Geld von mir verlangt und geſagt, ich hätte Gott weiß was mit dir vorgehabt. Was habe ich dir gethan? —

— Na, ſo ſag doch, rief Kulitz, als ſie ſchwieg.

— Habe ich dir je was gethan, Lili?

Sie ſchwieg und fing an zu weinen.

— Was habe ich dir gethan? ſo antworte doch!

Sie ſaß am Tiſche, hatte das Geſicht auf die Arme gelegt und ſchluchzte.

— Laſſen Se man, ich habe Ihnen ja geſagt, Herr Profeſſor, was ſe erzählt hat; quälen Sie ihr doch nich.

— Lili, wie kommſt du dazu. Haſt du ſo etwas wirklich erzählt? . .

Jetzt hob ſie den Kopf und nickte, aber dann verſtummte ſie wieder und ſchluchzte. Es war nichts weiter aus ihr heraus zu bringen.

— Na, nu is es woll noch immer nich wahr? triumphierte Kulitz.

— Aber das iſt ja Wahnſinn! Wenn ich Lili nicht kennte, würde ich das für eine abgekartete Geſchichte halten.

— Oho, erlauben Se mal.

— Sie mag Ihnen meinetwegen ſo was erzählt haben; aber ich habe nicht das geringſte damit zu thun. Lili, ſo ſei doch vernünftig. So erkläre mir doch, wie du dazu komunſt. Ich werde nicht böſe auf dich ſein; ich will euch auch helfen, aber erſt mußt du ſagen, wie du dazu kommſt.

— Wenn Se das wirklich wollen, Herr Profeſſor, denn laſſen Se man gut ſein. Denn wer ich erſt noch mal mit ihr reden, und denn ſoll ſe mal zu Ihnen kommen. Jetzt is niſcht mit ihr. Das kennen Se nich — wenn ſe ſo is, denn hilft nich bitten und nich drohen. Man blos ausheulen laſſen.

— Lili, ſieh mich mal an. Aber Kind, ſo ſei vernünftig, es thut dir ja keiner was.

Allein alles war vergebens.

— Nun gut, ich gehe jetzt. Gieb mir die Hand zum Abſchied.

Aber sie schüttelte den Kopf und blieb mit dem Gesichte auf dem Arme liegen, so daß der Professor seinen Hut nahm und, ohne etwas ausgerichtet zu haben, sich verabschiedete.

— Lina! leuchte mal den Herrn Professor! . .

Und nun kam die Alte mit dem Wuschelkopf, nahm die kleine Lampe von der Wand und schlurfte auf den Korridor, indeß Rode die steile Stiege vorsichtig hinunter kletterte. —

✿

Unten in der schmalen Gasse fand er sich zuerst nicht zurecht, er ging dem Lichtschein nach und mußte umkehren, da er an das Wasser kam; dann stand er auf dem Molkenmarkt. — Die dunkle Sackgasse lag hinter ihm, als komme er aus einer anderen Welt.

Er ging an der Mühlenschleuse dem Schlosse zu, ratlos, was er anfangen sollte.

Es wäre gewiß viel besser gewesen, wenn er nicht persönlich zu Kulitz gegangen wäre, sondern jemand anders hingeschickt. Sie schlugen am Ende Kapital daraus. Und wie er weiter grübelte, fiel ihm ein, daß Lili seiner Zeit, als sie konfirmiert wurde, so andächtig vom Pastor Ewald gesprochen hatte. Sie hatte es gar nicht glauben wollen, daß die schöne Frau Agna die Tochter ihres Herrn Pastors war.

Wenn Pastor Ewald zu dem Kulitz ging, oder sich Lili vornahm, vielleicht bekam er heraus, was in das Mädchen gefahren war. Es sollte ja nach ihrer Behauptung in jener Zeit gewesen sein.

Heute war es schon zu spät, um den Pastor noch aufzusuchen; auch war es besser, er wartete ab, ob sich Lili nicht besann, und er nicht nötig hatte, fremde Menschen in diese peinliche Angelegenheit einzuweihen.

Aber er ward hoffnungsfroh, daß ihm eingefallen war, wie Agnas Vater Lili einst eingesegnet hatte. Zuversichtlich bog er über die Kurfürstenbrücke nach den Schloßplatze ein, um am Kaiser Wilhelm-Denkmal vorbei, das in mystischem Dunkel lag, nach den Linden zu kommen, wo er in der Akademie noch zu thun hatte. —

VIII.

Von einer der Hauptverkehrsadern der Stadt, wo Tag und Nacht regstes Leben herrschte, führten schmale stille Gassen zu einem friedlichen Winkel, wohin das lärmen und toben, das Gerassel und Gepolter der schweren elektrischen Wagen, das fluchen und schreien der Kutscher, die an dieser engen Stelle sich in einander verfuhren, wohin all das tolle, wüste Getriebe der Großstadt nicht drang.

Wild hasteten die Menschen aneinander vorbei, das Leben brandete und flutete, — dicht hinter den hohen Häuserwänden aber erhoben sich inmitten hochschattiger Bäume und wohlgepflegter Anlagen die uralten Backsteinmauern einer Kirche, die ihren schlanken, schönen Turm nur bescheiden über die Giebel der

ſchmalen Häuſer reckte, die hier ihren altertümlichen Charakter noch treu gewahrt hielten.

Früher lag um die Kirche der Friedhof, verwitterte Grabſteine und alte Kreuze ſtanden noch an den Mauern, aber die Hügel waren eingeebnet, und längſt war der alte Kirchhof ein Spielplatz für die Jugend geworden.

Jetzt gegen Abend waren nur noch ein paar verſpätete Kinder da, die ſtill auf den Bänken ſaßen und laſen oder ſich erzählten; das einzige Geräuſch, das die tiefe Stille unterbrach, war der Glockenſchlag der Uhr, die mit dumpfem Tone die enteilenden Viertelſtunden verkündete.

In den Büſchen jagten ſich die Droſſeln, und ſchoſſen zwitſchernd durch die Abendluft.

Alle Fenſter rings waren geöffnet, auch im Pfarrhauſe, das mit ſeinen roten Ziegeln, verwittert und bemoſt, hinter hohen ſchmiedeeiſernen Gittern lag.

Die Seitenfront ging auf den ehemaligen Friedhof, und ſtarke Bäume, darunter eine tiefhängende Trauerweide, ſtanden vor den Fenſtern der Studierſtube.

Paſtor Ewald ging in dem großen Gemache, das ganz mit Büchern und Schriften an den Wänden vollgepfropft war, grübelnd auf und ab.

Die hohen Bücherſchränke und ſchweren Eichenmöbel zeigten mittelalterliche Schnitzereien, als ob ſie einem alten Kloſter angehört hätten. Sie waren für ihren Zweck angefertigt, das konnte ſich Paſtor Ewald geſtatten.

Draußen vor den Thoren der Stadt hatten einſt ſeine Vorfahren endloſe Ländereien beſeſſen, Ländereien,

die seit Jahren schon mit hochstöckigen Großstadtgebäuden besetzt waren, und die seinem Vater einstmals Summen eingetragen hatten, von denen er sich in seiner Jugend auf dem großen Bauernhofe keine Vorstellung hatte machen können.

Der Alte wollte den Jungen auf die landwirtschaftliche Hochschule schicken, aber Karl hatte gar kein Interesse für Ackerbau und Viehzucht; er grübelte viel über allerhand Fragen, die der Vater ihm nicht beantworten konnte. —

Sie wohnten hart neben dem Pastorhause, und mit dem Pfarrerssjungen war er befreundet, der für den Stand seines Vaters kein Verständnis hatte, sondern schwärmte, unter die Soldaten zu gehen und Offizier zu werden.

Durch ihn kam Karl Ewald mit dem Pastor Wedekind in Berührung, vor dem er eine unbegrenzte Hochachtung hatte, nicht nur wenn er ihn in seiner ernsten Amtstracht auf der Kanzel sah und predigen hörte, sondern auch, wenn er ihm daheim mit Schlafrock und der langen Pfeife im Hause oder im Garten begegnete. Dann legte der Pastor ihm immer freundlich die Hand auf den Kopf und plauderte mit ihm, bis Karl sich eines Tages ein Herz faßte und mit einer der Fragen kam, die ihn quälten.

Von da faßte der alte Herr lebhaftes Interesse für den Jungen, den er zur Konfirmation bekam; und in der Dämmerung wanderten sie oft an der alten, halb zerfallenen Kirche vorbei, die Dorfaue mit den alten Lindenbäumen hinab, und der Alte löste dem Schüler die Fragen des Lebens nach seiner Weise.

Dem Vater Ewald ſetzte er ſolange zu, bis er nachgab und den Sohn Theologie ſtudieren ließ, zumal ein Stück ſeines Landes nach dem anderen rettungslos der Großſtadt zum Opfer fiel.

Karl Ewald wollte anfangs die akademiſche Karriere einſchlagen, aber er kam ganz davon ab, obwohl ihm ſeine Lehrer dazu rieten. Er liebte ſeine Ruhe zu ſehr: eine beſcheidene Pfarre, in der er walten konnte, ein paar liebe Menſchen zur Kameradſchaft — andere Anſprüche ſtellte er nicht ans Leben.

Das alles hatte er in reichem Maße gefunden. In dem verborgenen Winkel der Großſtadt hatte er das Plätzchen entdeckt, aus dem er ſich nicht mehr hinaus ſehnte, hier lebte er in vollſter Zufriedenheit. Wandelte ihn einmal die Weltluſt an, ſo war er mit zehn Schritten mitten im Getriebe der Großſtadt.

Früh hatte er ſich verheiratet, und zwei Mädchen und einen Jungen, der auf einer Weltreiſe war. Agna, die jüngſte und ſein Liebling, hatte ganz ſeinen Charakter geerbt. Er hielt ſie für das beſte und reinſte, was es auf der Welt gab; mit ſeiner Frau Paſtor war er in der erſten Zeit nicht ſo leicht fertig geworden; der Junge hatte wohl ihren etwas ungeberdigen Charakter geerbt, den er in ſeiner Milde und Nachgiebigkeit nicht verſtand.

Er ging, die Hände auf dem Rücken, ſinnend hin und her, die Predigt für den nächſten Sonntag zu bedenken. Seine Kirche war nie leer, zu ihm kamen die Leute, denn er hatte Gedanken und Empfindung, und hielt ſich gern an die Fragen des

Tages. Er las seine Zeitungen, ging mit der Zeit und kannte sich aus in künstlerischen und litterarischen Fragen, die er ohne Vorurteil, wenn auch von seinem Standpunkte, berücksichtigte. Er sprach voller Wärme und mit einer Inbrunst, die seine Zuhörerschaft atemlos an seinem Munde hängen ließ.

Heute suchte er schon lange nach einem Textwort, einem jener Worte, das ihm gleich den ganzen Aufbau seiner Predigt gab. —

Da kam das Mädchen mit der Meldung, daß ein Herr den Herrn Pastor zu sprechen wünsche.

— Hat er seinen Namen nicht genannt?

— Nein, Herr Pastor, ich bat um seine Karte, aber er meinte, ich solle es nur so versuchen.

— Schön, lassen Sie ihn ins Vorzimmer.

Er ging an einen Schrank, ein schweres Prachtstück altfriesischer Kunst, und vertauschte die leichte Hausjoppe mit dem feierlicheren Rock. Dann sah er im vorbeigehen in den Spiegel, strich sich den schon schneeweißen Backenbart und über den glattrasierten Mund, und öffnete die Thür, um den Besuch eintreten zu lassen.

Er sah sich einem elegant gekleideten jungen Manne gegenüber, den tadellosen Cylinder in der behandschuhten Rechten, den dunklen Schnurrbart der Mode gemäß hochgebürstet, ein Typus, wie er sein Studierzimmer nur selten betrat, außer wenn es sich um eine Trauung handelte, wo diese Art Lebemänner vereinzelt mit ihm in Berührung kamen.

— Bitte, wollen Sie Platz nehmen.

— Ich habe um Entschuldigung zu bitten, daß ich mich so bei Ihnen einführe, aber ich glaube, mein Name thut vorläufig nichts zur Sache, er würde Ihnen nichts sagen. Und dann stehe ich auch nur im Auftrage vor Ihnen.

— Bitte!

Der Besuch nahm in einem tiefen Lutherstuhle Platz, sah auf seine eleganten Schuhe, deren Spitzen er wie in verhaltener Erregung hin und her bewegte, während er den Cylinder neben sich auf eine aufgeschlagene große Bibel gestellt hatte, und hob endlich den Blick, um ihn fest auf den gespannt sich zusammenziehenden Mund Pastor Ewalds zu richten.

— Ich komme mit einem seltsamen Anliegen zu Ihnen, und bin überzeugt: wie ich es auch anfangen möge, Sie werden mich mißverstehen oder jedenfalls die Sachlage nicht begreifen.

Der Pastor lächelte leicht, als wollte er sagen: Sie unterschätzen mich denn doch, mein junger Freund.

— Es handelt sich, um grade aufs Ziel zu gehen, um eine Geldangelegenheit.

Das Lächeln verschwand langsam, und ein gespannter Ausdruck zeigte dem Besucher, daß er mit seinem Anliegen herausrücken müsse.

— Jawohl, um eine Geldangelegenheit, und zwar nicht um eine Bagatelle, sondern um eine erhebliche Summe.

— Und zu welchem Zweck, bitte.

— Würden Sie jemandem, um dessen Existenz es sich handelt, ein paar tausend Mark . . . nicht schenken, nein, nur vorstrecken; wahrscheinlich nur auf drei, vier

Monate, jemandem, der keine beſondere Bürgſchaft leiſten kann, der aber im ſtande wäre, Ihnen eine Garantie zu geben, oder vielmehr, der Ihnen Dinge in die Hände legen könnte, die für Sie perſönlich von großem Werte ſind.

— Sie machen mich neugierig,

— Würden Sie geneigt ſein, auf ſolche Sicherheit hin . . .

— Aber, mein verehrter Herr, zuerſt denke ich, müßte ich doch einmal wiſſen, um was es ſich handelt.

— Es handelt ſich, wie geſagt, um eine Hinterlegung von Papieren, die für Sie von großer Bedeutung ſein ſollen.

Dabei zog er aus der Taſche ein ſchmales Couvert und ſpielte damit.

Die Augen Ewalds hingen an dieſem weißen Umſchlag, nach dem er bereits die Hand ausgeſtreckt hatte. Aber ſein Gegenüber ließ es noch nicht. Er klopfte leiſe damit auf den Tiſch und ſagte:

— Ich glaube, ſo hat man mir wenigſtens geſagt, daß wenn Sie Kenntnis von dem Inhalte nehmen wollten, Sie wahrſcheinlich ſchmerzlich überraſcht ſein werden. Vielleicht geſtatten Sie, daß während Sie die Briefe prüfen, ich im Vorzimmer auf Ihre Entſcheidung warte.

Er legte das Couvert auf den Tiſch, nahm ſeinen Hut, und ohne eine Antwort abzuwarten, mit einer leichten Verbeugung, ging er in das Vorzimmer.

Karl Ewald hatte denn doch etwas verſtändnislos dageſeſſen. Verwundert ſah er den Beſucher im Neben-

zimmer verschwinden, verwundert und beunruhigt sah er auf das Couvert, das auf dem Tische lag.

Er wollte darnach greifen, aber er zögerte einen Augenblick, ob er den geheimnisvollen Menschen mit seinem seltsamen Anliegen nicht lieber einfach abweisen sollte.

Unannehmlichkeiten war er immer gern aus dem Wege gegangen, er fürchtete sich ein wenig vor allem, was ihm in die Quere kam; aber da er so gar keine Ahnung hatte, was in dem Couvert peinliches enthalten sein konnte, öffnete er es und fand zwei Briefe.

Er setzte sich an den Schreibtisch, rückte sich seine Brille zurecht und fing an zu lesen. Verständnislos überflog er die erste Seite, — da stockte er.

Ja, wessen Handschrift war das nur? Ein unangenehmes Gefühl beschlich ihn; plötzlich, bei einer Wendung und dem Haken über dem u wußte er es: Agnas Hand! . . .

Und hier, unter dem anderen Briefe stand, wenn auch nur flüchtig, ihre Unterschrift. Er fing von neuem an zu lesen, denn jetzt hatte jedes Wort und jede Wendung eine andere, eigene Bedeutung.

Wer um alles in der Welt war dieser Mann, an den sie so vertraulich schrieb? Er sann nach, ob es irgend ein Jugendgespiele sein könne; aber Agna hatte niemand, mit dem sie sich duzte. Von wann war der Brief? — Keinerlei Anhalt, — er mußte aus einer Sommerfrische geschrieben sein, wohin ihr Mann nicht mitgekommen war.

Seine Hände zitterten, während er weiterlas. Haſtig griff er nach dem anderen Briefe.

Bei dem erſten Satze ſchon legte es ſich auf ihn mit lähmendem Entſetzen.

Was hatte man ihm da in die Hand gegeben?

Das ſollte ſeine Tochter, das ſollte Agna geſchrieben haben? —

Nein, das mußte Teufelsſpuk ſein. Irgend jemand, der es verſtand, ihre Handſchrift nachzuahmen, und der ihm eine Falle ſtellte. Aber wie er weiter las, hörte er ſie ſprechen; das waren ihre Wendungen, der Tonfall ihrer Rede klang ihm deutlich im Ohre.

Wenn ſie es doch geſchrieben hatte? —

Wie war das möglich, Agna, ſeine Agna, die ſolche Dinge einem fremden Manne ſchrieb! —

Den Kopf in die Hände geſtützt, ſaß der alte Mann da in der Dämmerung und ſtarrte auf die Schriftzüge, ob ſie ihm nicht eine Löſung des Rätſels gaben.

Und dieſe Briefe, die von einer ſündigen Liebe zu einem andern Manne ſprachen, befanden ſich in fremden Händen; dieſes ſchreckliche Geheimnis konnte jeden Augenblick ruchbar werden, und alle Welt erfuhr, daß ſeine Tochter — ſeine Agna — .... nein, das durfte nicht geſchehen!

Fiebernd ſtand er auf, die Füße verſagten ihm faſt den Dienſt, er fühlte, wie er totenblaß ſein mußte.

Was hatte der Mann geſagt: er wolle die Briefe als Unterpfand geben für eine Summe, die er ihm leihen ſollte?

Er fuhr ſich mit dem Taſchentuch über das Geſicht, das in Schweiß gebadet war. Die Zunge klebte ihm am Gaumen, er bezwang ſich, und ruhiger ſchon goß er ſich ein Glas Waſſer ein, das er in langſamen Schlucken trank.

Dann ging er an die Thür, öffnete ſie weit und ſagte ruhig und ernſt:

— Bitte! . . .

Der junge Mann ſtand am Fenſter gelehnt und ſah nervös in den Garten hinaus, der jetzt ganz verlaſſen war. Er hatte ein paar Kindern zugeſehen, die nun auch davongegangen waren. Er war doch aufgeregt, wie ſein Anliegen aufgefaßt wurde, und die Minuten, die er warten mußte, wurden ihm zu Stunden.

Das ſcharfe Bitte brachte ihm die Erlöſung.

Haſtig trat er in das Studierzimmer, und nahm ſo Platz, daß er mit dem Rücken dem Licht zu ſaß, ſodaß man nicht jede Miene ſeines Geſichtes ſah.

— Sie — Sie haben noch mehr von dieſen Briefen? —

— Ja wohl.

— Sie haben ſie bei ſich?

— Auch dies.

— Und Sie ſagen, Sie wollen dieſe Briefe als Unterlage nehmen, um . . Sie beanſpruchen eine größere Summe dafür.

— Ich bitte ſehr, die Briefe ſollen nur verpfändet werden.

— Schon gut, — wie viele ſolcher Briefe beſitzen Sie? —

— Es werden, denke ich, gegen fünfzig ſein.

— Und Sie verlangen dafür?

— Ich bitte: ich verlange nichts, verlange für mich nichts, — ich habe nur den Auftrag, bei Ihnen, Herr Paſtor, anzufragen, ob Sie gewillt wären — ſagen wir — nun ſagen wir — fünfzehntauſend Mark auf dieſe Sicherheit hin auf ein Jahr zu gewähren.

— Fünftauſend Thaler? — Sie ſind nicht eben beſcheiden, verehrter Herr!

Der Herr zuckte die Achſeln und erwiderte gelaſſen:

— Es handelt ſich doch nur darum, dieſe Summe zu leihen.

— Glauben Sie?

— Ich möchte doch bitten! . . .

— Gut, gut, nennen wir es ſo. Fünftauſend Thaler ſind keine Kleinigkeit.

— Ich dächte, dieſe fünfzig Briefe hätten auch ihren Wert.

— Für wen, bitte!

— Nun, ich glaube für Sie. Es wird Ihnen ja wohl kein Geheimnis ſein, von wem dieſe Briefe ſtammen.

Ewald legte die Hand über die Augen, um eine Antwort zu vermeiden.

Dann fragte er kurz und ſcharf:

— Und an wen ſind dieſe Briefe gerichtet?

— Halten Sie die Beantwortung dieſer Frage für unerläßlich?

— Ja, ich muß wiſſen, wem dieſe Briefe gegolten haben, ich muß dieſen gewiſſenloſen Menſchen kennen, der ſich erfrecht hat . . .

— Ich glaube kaum, Herr Paſtor, daß wir in dieſem Tone zu einer Verſtändigung kommen werden.

— Sie verweigern mir alſo die Antwort?

— Allerdings. Ich glaube, das gehört hier nicht zur Sache; es handelt ſich hier nur um die Briefe.

— Antworten Sie mir . . .

— Bitte! — Falls Sie mehr zu erfahren wünſchen, müſſen Sie ſich ſchon an eine andere Adreſſe wenden, obgleich ich es zur Bedingung machen möchte, daß die Abſenderin nie von dieſer ganzen Angelegenheit erfährt.

— Dann ſind dieſe Briefe alſo gefälſcht.

Ewald hatte ſich hoch aufgerichtet und trat einen Schritt auf den Fremden zu. Der lächelte nur ironiſch und ſagte:

— Leider nicht. — Ich ſehe aber, daß wir nicht zum Ziele kommen werden. Meine Zeit iſt knapp, die Sache bedarf der ſchnellſten Erledigung. Ich muß mich dann wohl an jemand anders wenden. Dürfte ich um die beiden Briefe bitten.

— Niemals!

— Aber, Herr Paſtor, Sie werden ſich doch nicht an fremdem Eigentum vergreifen.

— Geben Sie mir die anderen Briefe . . .

— Und? . . .

— Ich biete Ihnen ein für alle mal zweitauſend Thaler.

— Ich bedauere, aber ich kann mich auf einen Handel nicht einlaſſen.

— Nun gut, dreitauſend.

— Sie verkennen die Situation, Herr Paſtor, es handelt ſich um die Beſchaffung einer Summe von

fünfzehntausend Mark, die binnen Jahresfrist zurückgezahlt werden soll.

— Ich würde die Briefe jedenfalls nicht wieder herausgeben, ich glaube auch kaum . . .

— Darüber ließe sich ja seiner Zeit sprechen, nach dieser Richtung hin habe ich keinerlei Auftrag. Bis wann könnte ich das Geld haben? . . .

Der Pfarrer blieb vor ihm stehen und sah ihn scharf an, der den Blick ruhig ertrug, denn er fühlte, daß er der Herr der Situation war.

Eine ganze Weile standen sie sich gegenüber, dann wandte Pastor Ewald sich wortlos ab und ging auf einen alten Schrank zu, aus dessen einem Fache er eine eiserne Kassette nahm.

— Geben Sie die Briefe her.

Der andere zögerte.

— Nun gut, wie Sie wollen.

Er schloß die Kassette auf und nahm einen großen Umschlag aus blauem Papier hervor, hob ein Päckchen brauner Scheine ab und zählte; es waren neun.

— Soll ich Ihnen eine Anweisung geben?

— Wenn es irgend geht, möchte ich um bar bitten.

— Das kann ich nicht, ich habe nur neuntausend Mark hier, auch nur zufällig. Aber wenn Ihnen Staatspapiere genügen, gebe ich Ihnen den Rest darin.

— Bitte!

— Verlangen Sie vielleicht, daß ich sie bis auf pari ergänze?

— Ich glaube nicht, daß das nötig sein wird.

— Sie bekommen ſie mit den Zinsſcheinen von einem halben Jahre, hier, zählen Sie durch.

— Darf ich Ihnen dafür die Briefe aushändigen. Sie überzeugen ſich wohl, daß es annähernd fünfzig ſind und zwar alle von einer Hand.

Der Paſtor blätterte in den Briefen und legte ſie auf den Schreibtiſch.

Inzwiſchen hatte der Fremde die Scheine und Papiere durchgeſehen.

Mit einer veränderten, gleichſam befreiten Stimme ſagte er jetzt:

— Wollen Sie vielleicht einen Schein aufſetzen, in dem ich Ihnen die geliehene Summe beſtätige.

— Halten Sie das für notwendig? —

— Nicht ſo ſehr, ich dachte nur . . .

— Die Angelegenheit geht keinen Dritten etwas an.

— Ich bin erfreut, Herr Paſtor, daß ſich unſere Anſchauungen in dieſem Punkte treffen. Ich hoffe, daß ich Ihnen in weniger als Jahresfriſt dieſe Summe wieder zuſtellen kann, und ſage Ihnen vorläufig im Namen meines Auftraggebers verbindlichen Dank.

Er hatte das kleine Packet ſorgfältig in der Bruſttaſche untergebracht und empfahl ſich jetzt mit korrekter Verbeugung.

Paſtor Ewald ſtand mitten im Zimmer, die Hand auf den Schreibtiſch geſtützt, und grüßte nur mit einem kaum merklichen Kopfnicken.

Ohne eine Bewegung entließ er den Beſuch; — kaum aber hatte ſich die Thür hinter dem fortgehenden geſchloſſen, da verließ ihn ſeine Selbſtbeherrſchung und er brach zuſammen. —

IX.

Als Rolf van Jonge das Pfarrhaus verließ, und das Mädchen ſorfältig und leiſe die Thür hinter ihm ſchloß, atmete er tief auf. Inſtinktiv fuhr ſeine Hand nach der Bruſttaſche.

So leicht hatte er ſich die Sache doch nicht gedacht.

Schwer war ihm der Gang geworden.

Hundertmal hatte er es ſich anders überlegt, ſchlaflos hatte er ſich die ganze Nacht gewälzt. Immer wieder mußte er an die Briefe denken, und was ſie wohl Paſtor Ewald wert ſein konnten.

Sehr ernſt hatte er mit dem Revolver ſchon geſpielt, wollte der Geſchichte ein raſches Ende machen; aber immer hatte es ihm leid gethan, um den tüchtigen Kerl, der noch aus ihm werden konnte, wenn er ſich reich verheiratete. — Dieſes niederträchtige *wenn*! — wenn er nur auf ein Jahr noch zu leben hatte.

Und er ſah beſtändig den alten Ewald mit all ſeinen Reichtümern; mit einem Worte konnte der ihm aus der Patſche helfen.

Er hatte ihn ein einziges Mal bei Geheimrats geſehen, aber der alte Herr wußte nichts von ihm, denn Frau Agna hatte inſtinktiv niemals von ihm geſprochen.

Die Briefe waren ihre runde Summe wert, nur ein paar waren zu böſe. Das durfte man dem alten Herrn nicht anthun, die mußte er ausſondern; die harmloſeſten genügten ja ſchon völlig.

So hatte Rolf denn die bedenklicheren zurückbehalten. Anfangs hatte er sie verbrennen wollen, aber dann dachte er: die anderen könnten vielleicht doch nicht genügend wirken, und so wollte er sie erforderlichen Falles als schweres Geschütz auffahren.

Nun war es nicht nötig gewesen. Um so besser.

Er war sehr froh, daß Ewald nicht darauf bestanden, den Namen zu erfahren. Er schien im Begriff, eine donnernde Philippika über den Räuber und Mörder loszulassen, als er sich eines besseren besonnen hatte. Das hätte nur alles erschwert.

Rolf warf noch einen Blick auf die kleine Kirche, die so friedlich in dem Fleckchen Grün gebettet war; dann war er mit wenigen Schritten mitten im Großstadttrubel. Er pfiff dem nächsten Kutscher, rief ihm die Adresse zu, und legte sich behaglich in die Kissen, indem er den Hut unternehmungslustig schief rückte. Die Welt hatte gleich ein ganz anderes Aussehen, wenn man Geld in der Tasche hatte.

Jedem hübschen Mädel guckte er frech nach, und überlegte, was er zur Feier des Tages unternehmen sollte.

Immer wieder reizte es ihn, heute abend sein Glück im Jeu zu versuchen. Er wußte, heut war im Klub was los; ein paar wüste Spieler kamen, die sich nicht mit Bagatellen abgaben.

Aber das hieß, das Schicksal versuchen. Da konnte das Geld im Handumdrehen drauf gehen, und er hatte es sich sauer genug erworben.

Leicht war es ihm nicht geworden. Das erste Mal, daß er eine Niederträchtigkeit beging.

Immer wieder zuckte er zurück. Es war, ehrlich gedacht, eine grenzenlose Gemeinheit; aber er täuschte sich rasch drüber weg. Andererseits war es seine einzige Rettung, und in Todesnot galten die banalen bürgerlichen Gesetze nicht, da konnte man keine Rücksicht auf andere nehmen, wenn es galt, das eigene Leben zu retten.

Und somit würde der Herr Pastor die Briefe eben eine Weile behalten, würde einen neuen Beitrag zur Verderbtheit der Welt gewonnen haben; später konnte er ihm dann das Geld dankend zurückerstatten, was für die Armen thun, und ihm edelmütig die Briefe zum verbrennen in Händen lassen.

Ein paar bekannte Herren grüßten ihn; er winkte ihnen vergnügt zu, als habe er eine gefundene Million in der Tasche. Irgend was unternehmen mußte er heute noch. Sollte er sich zwei oder drei braune Lappen einstecken, und sie am Abend dran wagen? — Und aufhören, wenn die alle sein sollten?

Es war blos die verfluchte Sache, daß er Spielschulden in ganz anständiger Höhe kontrahieren konnte, die er unweigerlich, kavaliermäßig am folgenden Morgen einzulösen hatte.

Die Geschichte war nicht ungefährlich, obgleich es ihn mächtig lockte.

Vorläufig fuhr er erst mal in die Lüneburgerstraße zu Giersdorf. Dabei sagte er sich: Treffe ich ihn zu Hause, dann ist's gut, — treffe ich ihn aber nicht, dann muß ich ihm heute abend die Schuld begleichen und dazu in den Klub gehn.

— Weshalb fahren Sie nicht die Linden lang, rief er seinem Kutscher zu.

Der drehte sich um, nickte und fuhr nun den Linden zu.

An der Bordschwelle standen die neugierigen Menschen, meist Fremde, die auf die Rückkehr des Kaisers warteten. Geduldig standen sie hier stundenlang, um zum Schluß nichts als den wehenden Federbusch des Leibjägers gesehen zu haben, daheim aber erzählten sie noch nach Jahren von dem berauschenden Augenblicke, als der Hofwagen an ihnen vorbeigefahren war.

Heute mußte was besonderes los sein, die Mittelpromenade war schwarz von Menschen, und auf der Südseite drängten sich die Massen in lebensgefährlicher Weise.

Vor Bauer, bei der Kreuzung der Friedrichstraße mußte sein Wagen eine ganze Weile halten. Dann kam plötzlich große Aufregung in die Spaziergänger, eine Menge Hüte wurden heruntergerissen; — schließlich war's nur eine alte Hofdame, die ein bischen frische Luft geschöpft hatte.

Am Brandenburger Thor rief die Wache noch vor einem General heraus, der längst durch das Thor gefahren war, und dessen rote Streifen der Posten zu spät erwischt hatte.

Hinten an der Charlottenburger Chaussee stand das Abendrot der untergehenden Sonne; die goldene Kuppel des Reichstagsgebäudes glühte noch im letzten Scheine; und über den Königsplatz und die Moltkebrücke kam Rolf an sein Ziel.

Die Wirtin zögerte, ihn einzulaſſen; aber Giersdorf war zu Haus, das merkte man, und ſo drängte er, daß ſie ihn melde, was ſie endlich that.

Voller Aufregung wurde er empfangen. Giersdorf war mächtig unruhig und nötigte ihn kaum zum ſitzen. Durch die Nebenthür ſah Rolf einen gedeckten Tiſch mit Blumen, und in einem Kühler ein paar ſilberne Hälſe.

— Aber das hatte ja gar keine Eile, ſagte Giersdorf, indem er die Scheine nahm.

Dabei hatte er ihm geſtern erklärt: er brauche das Geld, brauche es notwendig ſpäteſtens bis Mittwoch abend.

— Was, es hat keine Eile? Na, denn nicht, ich dachte, du brauchteſt es notwendig? Gieb's wieder her.

— Herrgott nee, wenn du es denn mal da haſt.

— Na alſo, aber nich mal 'ne Cigarre bieteſt du mir an.

— Hier, lieber Freund, ſoviel du willſt.

— Nee, nur eine. Und ein bischen Feuer.

— Du! — na, hier alſo.

— Früher rühmteſt du immer deinen Schnaps.

— Auch das noch, muß es denn ſein?

— Ja, es muß. Sei doch ehrlich und geſtehe, daß du mich zu allen Teufeln wünſchſt. Du biſt ja ſchrecklich aufgeregt.

— Ich bitte dich . . .

— Sieh doch wenigſtens nach, ob es auch ſtimmt.

— Es wird ſchon.

— Aber Menſch — wozu die Aufregung? ich gehe ja ſchon. Pünktlich, Liebſter, iſt doch keine . . .

Nun lachte Giersdorf.

— Da haſt du recht, ich warte auch ſchon 'ne halbe Stunde.

— Paß auf! laß mich noch drei Sekunden hier, und es wird klingeln. Wetten, daß? . . .

— Geh lieber gleich.

— Du biſt ja ein Gemüt, aber ich will nicht ſo ſein. Alſo Adieu, und vielen Dank für die gaſtliche Aufnahme. Den Ekkau bleibſt du mir ſchuldig. Das nächſte Mal hole ich mir zwei.

— Meinetwegen drei.

— Nicht übertreiben, zwei genügen. Heut abend ſehen wir uns wohl?

— Nee, ich werde wohl nicht können.

— Donnerwetter, alle Hochachtung!

— Du, keine faulen Bemerkungen, das verbitte ich mir. —

— Na, denn beaucoup de plaisir et mes compliments.

— Adje!

— Adje, und reg' dich nicht ſo auf, das ſchadet.

Damit verließ er ihn lachend.

Auf der unterſten Treppe begegnete er einer Dame, die den Kopf wandte. In der Dämmerung konnte er nicht viel vom Geſichte ſehen, aber er hörte das Geraſchel der ſeidenen Unterröcke, und bei der Treppenwendung ſah er noch, wie ſie ein wenig zur Seite blickte, ob er ſie geſehen habe.

Schade, daß er nicht eine Minute länger geblieben war, um Giersdorf ein bischen in Verlegenheit zu bringen.

Na, der kam, wie es ſchien, heut wirklich nicht in den Klub. Da durfte er, wenn er ſeinem Schickſal gehorchen wollte, auch nicht hin.

Vorläufig ging er über die Lutherbrücke in den Tiergarten, um Rat zu halten, was er bis zum Abend anfangen ſollte.

Als er in die Nähe der Tiergartenſtraße kam, ward ihm ungemütlich. — Er mußte an Frau Agna denken. Herrgott, wenn er der zufällig begegnete. Dazu war er augenblicklich doch nicht in Laune. Raſch nahm er ſich einen Wagen, um jeder Gefahr zu entgehen, und kam ungefährdet daheim an. —

Er legte ſich im Dunkel ein bischen auf die Chaiſelongue und war gerade eingedöſt, als er draußen Stimmen hörte. Dann verſtand er:

— Mein Bruder iſt zu Hauſe? das iſt ja ſchön.

Und ſchon rief aus dem Nebenzimmer eine helle Stimme:

— Rolf, wach auf, ich bin's blos. Anna.

— Komm herein Annchen, du ſtörſt nicht. Das iſt aber nett, daß du dich mal wieder bei mir ſehen läßt.

Sie kam lachend herein und wollte ſich ausſchütten.

— Du, weißt du, das war eben unbezahlbar. Wer iſt denn die alte Schraube, die über dir wohnt?

— Ja Kind, ich weiß nicht.

— Sie hatte ſolch einen ulkigen Hut auf, und den habe ich mir wohl zu genau angeſehen, denn wie ich bei dir klingelte, da ſagte ſie zu einem älteren Herrn, der mir ein wenig zugelächelt hatte, aber erſt 'ne Treppenſtufe tiefer, ganz laut: Schamloſe Perſon! und ſo was verbietet die Polizei nich! —

— Ich werde den Leuten ſchon zeigen . . .

— Nee, Rolfchen, das laß man lieber. Zeig den Leuten nichts. . . .

— Aber Anna, das kannſt du dir, und vor allem darf ich mir das nicht gefallen laſſen.

— Was denn Rolf, was denn? Nur nicht ſo hitzig. Das geht mich ganz allein an, und ich lache darüber; aber einen ſchönen Ruf muß mein Herr Bruder hier im Hauſe genießen, daß man ſelbſt eine ſo ſolid angezogene Frau wie mich, für ein leichtſinniges Flittchen hält, das zu 'nem Rendez-vous bei Herrn Rolf van Jonge kommt.

— Aber Anna!

— Aber Rolf! — Es iſt doch ſo, mein Junge. Na, mir ſoll 's recht ſein. Ich werde dich doch nicht ändern, und wenn's dir Spaß macht. — Im übrigen komme ich, um dich zur Strafe für dein ſchändliches, offenkundiges Betragen zu entführen. Da giebt's kein Entrinnen. Du machſt dich ganz ſchnell fein und kommſt mit.

— Aber Annchen, wohin denn?

— Zu mir. Du weißt alſo wirklich nicht, was heute los iſt?

— Heute? . . .

— Jawohl, heute!

— Da iſt der Zwölfte.

— Na und . . .

— Ach Annchen, ſei mir nicht böſe, dein Geburtstag! — Das habe ich wirklich ganz vergeſſen; ſei mir nicht böſe, aber ich habe heute ſo wichtiges vorgehabt.

— Aber hoffentlich nichts mehr vor.

— Nein und wenn's wäre: das hab ich dir verſprochen, an dem Tage kannſt du über mich verfügen; der gehört dir. —

— Habe blos noch nichts davon geſpürt.

— Siehſt du . . . .

— Brauchſt dich nicht zu entſchuldigen.

— Na, wir holens nach.

— Und damit dir's nicht gar ſo ſchwer fällt, haben wir ein paar nette Leute bei uns. Da könnt ihr 'ne kleine Bank legen, aber nicht wahr, meinetwegen und auch Bernhards wegen beſcheideſt du dich. Und nun wirf dich in Wichs, was bei dir kaum nötig iſt, und dann machſt du mit mir noch ein paar Beſorgungen und trägſt mir die Sachen zum Wagen. Alſo fix, mein Junge.

X.

Die Droſchke fuhr in der Stubenrauchſtraße vor, wo der Hauptmann Bernhard von Lingen ſeit zwei Jahren wohnte. Er war früher ſchon nach Berlin kommandiert geweſen, hatte hier Anna van Jonge kennen gelernt, war dann verſetzt worden nach Weſtfalen und als Hauptmann wieder zurückgekommen.

Als der Burſche ihnen öffnete, kamen Rudolf und Karl ihnen entgegengeſprungen und ſtürzten ſich auf den Onkel, der ſelten wußte, was er mit den beiden zehn- und achtjährigen Neffen anfangen ſollte.

Die beiden ſchwärmten für ihn, und Rudolf quälte ſich immer damit, mit Hilfe eines Damen-

brettſteins ein Monocle zu markieren und es einzuklemmen, wie Onkel Rolf es that.

Heute hatten ſie die Erlaubnis erhalten, die Gäſte begrüßen zu dürfen, die ſich langſam einſtellten: der Bataillonskommandeur mit Frau, zwei verheiratete Hauptleute, ein Junggeſelle, drei Leutnants, der Stabsarzt mit ſeiner Frau, dann drei junge Mädchen und eine feſche junge Witwe, die Rolf zu Tiſch führen mußte, weil ſie darauf brannte, einen Lebemann, wie Annas Bruder einer ſein ſollte, kennen zu lernen.

Rolf unterhielt ſich bei Tiſch nur mäßig. Der vorſchriftsmäßige Kalbsbraten war nicht hervorragend, und wenn er auch von der Garniſon her mit dem ewigen toten Juden vertraut war, ſo hatte ſein Geſchmack ſich ſeitdem doch völlig geändert. Er war durch die Hotelküche verwöhnt. Vor allem graute ihm vor dem Tempelhofer Ausbruch, Schattenſeite, wie er den ſauren Tropfen nannte, den der Schwager ſeinen Gäſten als Wein vorſetzte.

Bier trank er ſonſt prinzipiell nicht; heute glaubte er daran, ſogar an Flaſchenbier; er brachte der Schweſter das bittere Opfer.

Die Kommißunterhaltung war zum auswachſen, und in ſeiner Verzweiflung fing er an, ſich ſeiner Tiſchdame, der kleinen Witwe, ein wenig mehr zu widmen, die ganz beglückt war, als er endlich aufthaute.

— Weißt du, ſagte ihm Anna nach Tiſch, wie gefällt ſie dir?

— Ganz nett, aber nicht aufregend, ziemlich amüſant, aber nichts für mich.

— Siehſt du, ich wußte, daß du dir nicht viel aus ihr machen würdeſt und ſie dir nicht gefährlich werden konnte. Deshalb habe ich mich auch ruhig dazu hergegeben. Sie ſcheint mir von dir auch nicht überwältigt zu ſein.

— Schweſterchen, darauf habe ich's auch nicht abgeſehen gehabt. Mein Genre iſt das nicht, dieſe kleinen, runden, dicklichen. Das iſt nichts für's Herz.

— Iſt man gut, daß der Geſchmack verſchieden iſt. Aber unſer Major iſt ein Prachtkerl, was?

— Das will ich meinen. Da liegt Lebenskraft drin. Solch einen Vorgeſetzten hätt' ich haben ſollen, da wär' ich mit Leib und Seele dabei geweſen.

— Du trinkſt doch einen Cognac, miſchte ſich der Hauptmann ein.

— Aber natürlich.

— Und verſuch mal aus dieſer Kiſte, die opfert Anna an Feſt- und Feiertagen.

Die beiden Schwäger ſtanden rein äußerlich mit einander. Rolf machte ſich nichts aus dem Hauptmann, und der konnte es nicht vergeſſen, wie Anna dem Bruder, vor ſeiner Zeit wie auch nachher, ein Stück ihres Vermögens nach dem andern geopfert hatte.

Er ſelbſt wurde ziemlich knapp gehalten, gern hätte er ſich mal ein kleines Extravergnügen geſtattet, aber dazu kam er nicht. Anna berechnete ihr Einkommen auf Heller und Pfennig, alles war geordnet und eingeteilt, und wenn ſie ſich was gönnen wollten, zuckte Frau

Anna im letzten Momente noch zurück. Sie mußten doch auch an die Zukunft der beiden Jungens denken. Dabei lebten sie sehr gut, blos bei Cigarren, gutem Wein und Vergnügungen suchte Anna zu sparen.

Bei jeder Gelegenheit hielt Anna ihrem Manne den Bruder als abschreckendes Beispiel vor. Nur nicht spielen, das war eine Infektions-Krankheit, die jeden, den sie befiel, nie wieder verließ. Sie hatte tausende und tausende für den leichtsinnigen Schlingel opfern müssen, und dabei hatte der auf niemanden Rücksicht zu nehmen; ein Vater aber mit zwei Söhnen durfte so was nicht thun. Der Hauptmann spielte gern, und wenn es sich auch nie um große Summen handeln konnte, das gab es in den soliden Kreisen nicht, so hatte Anna doch Sorge, daß eines schönen Tages der Kartenteufel ihnen einen bösen Streich spielen könne.

— So, und nun entführe ich Rolf den jungen Damen und der verführerischen Witwe, die ihn nicht aus den Augen läßt! — Wie wär's, mein Sohn, wenn du dich von der in den Hafen der Solidität bugsieren ließest? — Komm, ohne dich als Sachverständigen können wir uns nicht zu den Karten setzen. —

Aufseufzend folgte ihm Rolf, denn das Kinderspiel, zu dem man sich setzen wollte, machte ihm keinen Spaß.

Von Zeit zu Zeit kam Anna oder eine der andern Damen, vor allem die junge Witwe, in das Spielzimmer, um von der Portière aus ein wenig zu spähen und zu horchen.

Rolf wurde vom Pech verfolgt. Er verlor faſt ohne Unterbrechung. Die andern neckten ihn; er ließ es ſich ruhig gefallen und verlor weiter. Als ſie endlich lange nach Mitternacht aufhörten, war er ſo ziemlich allein im Verluſt.

— Alſo Glück in der Liebe, da gratuliere ich.

Er nahm es ruhig lachend auf.

— Mir ſoll's recht ſein.

Er dachte dabei an ſeine Reiſe nach Paris. Und es galt ihm als gute Vorbedeutung in ſeinem Spieleraberglauben, von dem auch er nicht frei war. Vielleicht, daß ihm alles gelang. —

Nur die Damen, deren Männer geſpielt hatten, waren noch geblieben, ſelbſt die Witwe war ſo müde geworden, daß ſie mit einem jungen Mädchen fortgegangen war, das in ihrer Gegend wohnte. So waren denn Gottlob keine Kavalierspflichten zu erfüllen, die immer blos darin beſtanden, zu einer Zeit, wo keine Bahn mehr ging, ein höchſt unintereſſantes weibliches Weſen durch die einſame Nacht bis nach Weſtend zu begleiten, wenn man ſelber nach der Haſenhaide mußte.

Alle Welt wohnte diesmal in Schöneberg oder oben an der Potsdamer, ſo daß Rolf allein nach Hauſe wandern konnte. Geld trug er nicht mehr viel bei ſich.

Sollte er nach dem glorioſen Pech ſein Heil ernſthaft verſuchen? —

Er ſtand in ſeinem Zimmer und ſchloß den Schrank auf, die Scheine kniſterten zwiſchen ſeinen Fingern. Da lag der Hausſchlüſſel auf dem Tiſch neben dem Lichte.

Plötzlich ſah er Annas gute Augen vor ſich, die ihm zum Abſchied noch geſagt hatte: Rolf, ſei geſcheit; wenn du was in Ausſicht haſt, laß dich nicht durch elende Nebendinge ablenken.

Er mußte nach Paris, er wollte ſein Glück ſuchen; und er ſah ſich wieder vor dem alten Paſtor ſtehen, mit den Briefen von Frau Agna in der Hand. —

Umſonſt wollte er dieſe Stunden nicht durchgemacht haben, nicht im letzten Augenblicke wie neulich ſich alles vereiteln.

Plötzlich nahm er den Hausſchlüſſel vom Tiſch und warf ihn zum Fenſter hinaus.

Jäh erſchrak er, er hatte doch wohl ein bischen viel getrunken. Das Flaſchenbier war ihm in den Kopf geſtiegen.

Wenn der Schlüſſel einem nächtlichen Spaziergänger auf den Kopf gefallen war! Im ſelben Augenblicke hatte er auch das Licht ausgepuſtet, aber dann hörte er das klirren drunten auf dem Asphalt, und nun trat er ans Fenſter und lugte hinter der Gardine hervor, ob drunten wer geweſen war. Keine Menſchenſeele.

Zwar brauchte er blos ſeine Wirtſchafterin oder den Diener zu wecken, konnte auch den Portier herausklopfen, aber das war ihm doch unangenehm, und er war zufrieden, daß er ſich durch einen Gewaltſtreich das fortgehen erſchwert hatte.

Er trank noch einen Cognac, mit beruhigtem Gewiſſen legte er ſich zu Bett, und kaum daß er ſich umgedreht, ſchlief er auch ſchon.

❁

Am andern Morgen packte er seine paar Reisesachen, und mittags saß er im D-Zuge nach Paris.

Er wollte sich sein Glück holen, nur die Angst quälte ihn, daß ihm das so unfair erworbene Geld kein Glück bringen würde.

Er bettelte sein Schicksal an: nur dies eine Mal sollte es gut gehen! . .

Und er mußte daran denken, wie er vor Jahren als Junge, wenn er seine Arbeiten nicht gemacht und sein Pensum nicht gelernt hatte, auf dem Schulwege immer vor sich hinsagte: Ach lieber Gott, bitte, bitte hilf mir doch! Nur dieses einzige Mal noch, bitte, bitte! Morgen mache ich auch ganz gewiß alle meine Arbeiten. —

So schülerhaft dumm war ihm zu Mute. —

XI.

Als Rolf van Jonge das stille Pfarrhaus verlassen hatte, ahnte er nicht, welch ein Unheil er angerichtet, wie er den stillen Frieden eines Mannes gestört hatte, den er ein einziges Mal in seinem Leben gesehen, der ihn selbst nie gesehen, wenigstens keinerlei Erinnerung hatte, je mit dem Herrn zusammengetroffen zu sein, der ihm diese schrecklichen Briefe ins Haus gebracht. —

Es hatte Pastor Ewald nicht mehr im Hause geduldet. Das Packet hatte er in den Schrank geworfen, als ob er Schmutz anfasse, und zweimal hastig hatte er umgeschlossen.

Dann war er in den Garten hinausgegangen.

In der Dämmerung, die immer tiefer wurde, wanderte er die Wege lang, mit haſtigen Schritten, daß ihm der Schweiß auf die Stirne trat, vor Aufregung und Angſt.

Ganz hinten ließ er ſich auf eine Bank nieder.

Wer um Gotteswillen war bei ihm geweſen? war es ein Teufelsſpuk? hatte er das alles nur geträumt, oder war es Wirklichkeit, daß da in ſeinem Geldſpind Briefe lagen, Briefe ſeiner Tochter Agna, in denen jedes Wort von Ehebruch ſchrie? —

Agna, ſeine Agna! ſein Liebling, eine Verworfene.

Sie, die ihm die Reinheit und Ehrlichkeit ſelbſt ſchien, die nie in ihrem Leben gelogen hatte, die ſchon in früheſter Jugend lieber die ärgſten Strafen erduldete, wenn ſie einmal eine Kinderdummheit begangen hatte, als daß ſie ihr Thun auch nur mit der kleinſten Lüge zu verdecken ſuchte.

Wie war das möglich? . .

Wenn ſie ſündigte, wer konnte da ohne Fehl bleiben; auf wen in der Welt ſollte man da noch bauen? —

Dabei hatte er nur einen vagen Begriff, wie groß und welcher Art ihre Schuld ſein mochte.

Drinnen aber lagen die Beweiſe, die ihn aufklären konnten.

Er getraute ſich nicht, zurückzugehen; er hätte am liebſten das Packet nicht wieder angerührt, und doch lockte es ihn und zog, die Briefe zu leſen, um alles zu erfahren.

Im Zweifel ſaß er noch, als eine helle Stimme laut rief: Ewald! — Ewald, biſt du hier?

Er antwortete nicht gleich; ſie kam tiefer in den Garten, und ſo ſtand er auf, um ſeiner Frau entgegen zugehen.

— Ewald! — ja, ſo antworte doch, wenn man dich ruft. Wo ſteckſt du denn? das ganze Haus habe ich ſchon nach dir abgeſucht, und rufe ſchon 'ne halbe Stunde.

— Was giebt's denn ſo wichtiges, Hermine?

— Komm raſch mit ins Haus, — ich muß nämlich gleich wieder weg.

Er ging ihr langſam entgegen, ſo daß ſie ihre Ungeduld kaum zurückhalten konnte.

— Von Thilde iſt ein Eilbrief gekommen: Berthchen geht's ſchlecht, der Doktor glaubt, es ſei Diphtheritis. Albert iſt nicht da, und nun ängſtigt ſie ſich. Ich habe mir ſchon ein paar Nachtſachen zuſammengepackt und will gleich nach Potsdam fahren. Sieh mal nach, wie ich am beſten hinkomme.

— Du willſt heute noch fahren?

— Ja, glaubſt du, das hat Zeit bis morgen? Dir iſt das natürlich egal. Dir iſt überhaupt alles gleich, was Thilde angeht. Die könnte verhungern, da rührteſt du kaum den kleinen Finger, das läßt dich ganz kalt.

— Aber, Frau!

— Iſt es vielleicht nicht ſo? aber wenn's ſich um Agnes handelte . . .

— Ich bitte dich.

— Da natürlich! die liebe Agnes; für die iſt nichts gut genug, da würdeſt du ſpringen, da wär'ſt du ſelber längſt auf den Beinen. Die Thilde in ihrer Einfachheit magſt du nicht, aber die heilige Agna . . .

— Frau, ich bitte dich, läſtere nicht.

— Ich läſtere nicht, aber du thuſt wahrhaftig, als ob die Zierpuppe 'ne Heilige wäre.

— Höre auf, Frau! . . .

Er rief es in hellem Zorn, ſodaß ſie aufſah und erſt jetzt bemerkte, wie blaß er war.

— Laß dieſe frevelhaften Reden! ich mag das nicht hören.

— Nanu, was iſt denn?

— Nichts, als daß du nicht ſo reden ſollſt.

Er ſagte es in einem ſo beſtimmten Tone, daß ſie unwillkürlich ſchwieg und hinter ihm her ins Haus ging. Es war ſonſt nicht ihre Art, ihm das letzte Wort zu laſſen. Allein in ſeinem Geſichte lag ein ſo ſtrenger Zug, und er hatte ſie ſo böſe angeſehen, daß ſie es für geratener hielt, ihn nicht zu reizen.

Ihn mußte was geärgert haben, allein jetzt hatte ſie keine Zeit übrig; ſie dachte nur daran, raſch zu ihrer Thilde zu kommen, in der ſie ihr Fleiſch und Blut wieder fand.

Eine Viertelſtunde ſpäter fuhr ſie mit einer Handtaſche und einem großen Packete zum Bahnhofe.

— Grüß' Thilde und ſag' ihr: ich wünſche ihr von Herzen, daß ſie und der Arzt ſich getäuſcht haben möchten; wenn es aber nach Gottes Willen nicht ſein ſollte, dann wolle der Himmel geben, daß die liebe Kleine nicht in Gefahr geraten möge.

— Schon gut, adjö, und ich hab' der Luiſe alles geſagt, damit für dich geſorgt iſt. Für morgen iſt ſchon Schmorbraten da. Wenn's zu viel iſt, kannſt du dir 'nen Bekannten einladen, ſonſt wird Luiſe ſchon ſorgen. Sonntag komm' ich beſtimmt auf ein paar Stunden herüber. Adjö! —

✿

— Das Abendbrot für den Herrn Paſtor iſt fertig.

— Es iſt gut, Luiſe.

Er ſetzte ſich an den Tiſch und belegte ſich ſeine Scheibe Brot; mechaniſch zerkaute er die Hälfte, dann widerſtand es ihm, und er nahm ſeinen Hut und ging fort. Das ſtille Haus ängſtigte ihn. —

Ihn trieb das Gefühl, er müſſe zu Agna; aber dann fiel ihm ein, daß ſie heute in einer Première war. Im Deutſchen Theater wurde von einem jungen Dichter ein neues Stück gegeben. Da traf er ſie alſo nicht zu Hauſe.

Aus der dunklen Stille des Kirchenwinkels trat er mit wenigen Schritten in das blendende Leben der Großſtadt.

Ganz betäubt ließ er ſich von dem Menſchenſtrome treiben, willenlos durch die Fluten des elektriſchen Lichtes, mitten durch das raſſeln und donnern der Wagen. Er kam ſich vor, als befinde er ſich in einer fremden Gegend, die er nie geſehen habe, als gehe ihn das Leben und Treiben nichts an. Wie ein Verirrter kam er ſich vor, der die Sprache der Leute um ſich herum nicht verſtand.

Manchmal ſtieß ihn ein eiliger Fußgänger an; an den Straßenübergängen blieb er ſtehen und ging mechaniſch mit über den Damm, zweimal kam er in die Gefahr, überfahren zu werden. Einmal riß ihn im letzten Augenblicke der mitten im Gewühl ſtehende Schutzmann noch eben vor einem elektriſchen Wagen zurück.

Ob er Agna am Theater erwarten ſollte? — —

Allein er wußte ja gar nicht, was er ihr ſagen wollte. Aber plötzlich ward das Bedürfnis in ihm wach, daß er alles wiſſen mußte. Er wollte die Briefe leſen, alle, jedes Wort; er wußte ja eigentlich nichts.

Eine ſchreckliche Ruheloſigkeit trieb ihn durch die Straßen. Er haſtete nach Hauſe, mit der erſten Bahn fuhr er zurück, aber plötzlich bog der Wagen ab; er war falſch eingeſtiegen in ſeiner Haſt, und nun ſchlug er einen näheren Weg ein, durch ſtille Straßen, bis er endlich in ſeinem Heim anlangte.

Und in der Stille ſeines Studierzimmers, bei der verhängten Arbeitslampe holte er das Bündel Briefe hervor, und — nachdem er lange die Augen geſchloſſen, um ſich zu ſammeln — ganz ruhig, als ob er die Ergüſſe einer fremden Perſon vor ſich habe, fing er an zu leſen.

Die Blätter waren chronologiſch geordnet, die Couverts fehlten, einzelne Briefe waren datiert. Den meiſten ſah man es an, daß ſie in Haſt geſchrieben waren, in großer Erregung. —

Er entſann ſich jener Briefe, die Agna früher geſchrieben hatte, aus der Zeit, als ſie in Dresden in Penſion

war, dann als sie eine Reise nach Oberitalien gemacht und aus der ersten Zeit ihrer Verheiratung; diese kühlen, immer ein wenig unpersönlichen Schilderungen.

Hier aber hatte sie wild leidenschaftliche Worte gefunden, Worte, deren jedes wie ein brutaler Faustschlag auf ihn wirkte; manche Sätze verstand er gar nicht, vieles war nur Stimmung, nichts faßbares; aber deutlich aus jeder Seite flammte es auf: eine Leidenschaft, die in ihrer Unlauterkeit alle Schranken von Sitte und Herkommen durchbrach.

Dieser Rolf, dessen Name immer und wieder an der Spitze der Briefe stand, und nur abwechselte mit Kosenamen, die ihn anekelten.

Als er zu Ende war, geschüttelt von Grauen, im tiefsten empört und verzweifelt, blieb er betäubt über den zerstreuten Blättern sitzen. Jetzt erst packte es ihn, jetzt kam es ihm voll zum Bewußtsein, daß all das seine Tochter geschrieben, seine Tochter Agna, die vorhin die Mutter so voller Hohn die heilige Agna genannt hatte. —

Gebrochen saß er da und rang die Hände und stöhnte.

Und unter heißen Thränen, schweren Thränen, wie er sie nie vergossen hatte, sprach er laut in die Stille seines Studierzimmers:

— Herr! Herr! Wie konntest du das geschehen lassen! weshalb, o mein Herr und Gott, hast du die Menschen so böse erschaffen, weshalb hast du die Sünde in die Welt gebracht, die stärker ist als alle Vernunft? Du hast den verbotenen Baum im Paradiese einst gepflanzt, da du doch wußtest, daß der Mensch dein

Verbot nicht achten werde. Herr Gott, erbarme dich unſer! O Herr, ich hadere mit dir, denn dein Knecht verſteht dich nicht mehr. Warum haſt du mir meinen Glauben genommen, den Glauben an die Reinheit meines Kindes, in dem die Sünde mächtiger geworden iſt, als alle Vernunft! Hat dein Sohn nicht die Welt von der Sünde befreit? Die Schlange aber iſt mächtiger in der Welt als je. Sie hat ihn in die Ferſe gebiſſen, und er hat ihr den Kopf zertreten; wir aber unterliegen noch immer ihren Biſſen. O Herr! zertritt ihr den Kopf, daß ſie ſich nicht mehr heranwagt an alles, was gut und rein iſt auf dieſer Welt. Herr, nimm mich zu dir, denn ich mag nicht mehr erkennen, daß wir allzumal Sünder ſind; gieb uns dein Heil, gieb uns deinen ſeligen Frieden! . . . Vater unſer, der du biſt im Himmel . . . .

Und im inbrünſtigen Gebete lag er, den Kopf auf dem Schreibtiſche, mit der Stirn auf den Briefen, die ihm die häßlichſte Sünde geoffenbart hatten, die Sünde des Fleiſches am eigenen Kinde. —

Langſam, getröſtet, richtete er ſich auf.

Ruhiger nahm er die Briefe zuſammen und verſchloß ſie; dann holte er die alte große Bibel, legte ſie vor ſich hin, ſchloß ſie auf und ſuchte nach dem Evangelium Johannis, und ganz mechaniſch las er laut das achte Kapitel, von der Ehebrecherin, die die Phariſäer vor Chriſtum bringen.

Und er kam an die Worte:

Wer unter euch ohne Sünde iſt, der werfe den erſten Stein auf ſie.

Und Jesus bückte sich wieder nieder, und schrieb auf die Erde. —

Da sie aber das hörten, gingen sie hinaus.

Jesus aber richtete sich auf; und da er Niemand sahe, denn das Weib, sprach er zu ihr:

Hat dich Niemand verdammet? —

So verdamme ich dich auch nicht; gehe hin, und sündige hinfort nicht mehr! —

Er ließ das Buch offen liegen, ging in dem großen Gemache auf und ab, und sagte laut vor sich hin:

— So verdamme ich dich auch nicht; gehe hin, und sündige hinfort nicht mehr.

Nein, nein! das konnte er nicht. Er mußte den Stein aufheben gegen sie, gegen sein eigenes Kind; er mußte sie verdammen, denn er fand keine Entschuldigung für ihr Vergehen.

Ihr Mann war ein guter trefflicher Mensch; sie hatten sich aus Neigung geheiratet, er wußte nicht, worüber Agna sich hätte beschweren können. Cordelius war ein Ehrenmann, den alle Welt liebte und achtete, und dem eine glänzende Laufbahn offen stand.

Wie um alles in der Welt kam sie dazu, diesen ehrlichen Menschen so schmählich zu hintergehen? wie konnte sie einem gewissenlosen Verführer verfallen, und alles achtlos mit Füßen treten, was ihr im Elternhause als heilig und unantastbar gepredigt war!

Nichts in ihrer Erziehung oder in ihrem Leben ließ eine solche Handlungsweise erwarten; wo nur mochten die Keime dazu versteckt liegen.

Er hätte ſie zu ſich rufen mögen, um aus ihrem Munde die Aufklärung zu erhalten; aber er ſcheute ſich davor. Er hatte das Gefühl, daß er ihr nicht in die Augen ſehen konnte. —

Zahlloſe Bedrängte kamen vertrauensvoll zu ihm, um ſeinen Rat zu erbitten, ſich Schutz zu erflehen, oder nur um ihr gequältes Herz vor ihm auszuſchütten. Tragiſche Konflikte fanden ſich genug darunter, aber er ſtand ihnen immer ruhig gegenüber; er ſuchte zu verſtehen, um verzeihen zu können; oft begriff er gar nicht, wie Menſchen ſo handeln oder denken konnten.

Nie hatte er gedacht, daß ihm ſelbſt je derartiges begegnen könne, daß ſich in ſeiner Familie eine ſolche Sünde finden würde.

Allen Glaubenshalt hatte er verloren, und der Gedanke quälte und beunruhigte ihn: wenn nur kein Menſch davon erfuhr, wenn jener Menſch nur ſchwieg, der da am Nachmittage bei ihm geweſen war.

Nie durfte wer davon erfahren.

Ohne zu zaudern hatte er die Summe gegeben, um in den Beſitz der gefährlichen Briefe zu kommen, mit denen er ſamt ſeiner ganzen Familie gebrandmarkt werden konnte.

Ruhelos ging er in ſeinem Gemache auf und ab und haderte mit Gott und der Welt. —

XII.

Ein wunderbarer Herbſtſonntag war gekommen.

Das Laub an allen Bäumen war braun oder fahlgelb, die Sonne ſchien von einem ſtahlblauen Himmel, und eine große Ruhe lag über der ſtillen Stadt und auf den einſamen Straßen, in denen die Wagen heute langſam dahinkrochen, als hätten ſie gar keine Eile, an ihr Ziel zu kommen.

Sonntagsſtill war es in dem Parke des Pfarrhauſes. Die Amſeln trieben ihr Spiel in dem welken Laube, und die Spatzen jagten ſich mit lärmendem Geſchrei durch die ſchon kahlen Büſche.

In die Stille des Vormittags klang nur das Schlagen der Uhr vom Kirchturm.

Dann plötzlich fingen die Glocken an zu läuten; ihre ehernen Stimmen ſchallten in die engen Gaſſen, aber nur die oben unter den Dächern wohnten, hörten ſie, in die Tiefe der Straßen drang ihr rufender Ton nicht, er klang hinauf gen Himmel. —

Paſtor Ewald war früh in den Garten gegangen, wo er ſeiner Gewohnheit gemäß in den Wegen auf und ab wandelte, um ſeine Predigt noch einmal zu überdenken.

Er hatte Agna nicht aufgeſucht.

Von ſeiner Frau erfuhr er, daß ſie ſich nach ihrer erkrankten kleinen Nichte erkundigt hatte, das war alles. Die Frau Paſtor hatte ihre Rückkunft am Sonntag ungewiß gelaſſen, aber auf Agna rechnete er.

Bis jetzt war ſie zu jeder Vormittagspredigt ihres Vaters gekommen, ſolange ſie verheiratet war, meiſt

mit ihrem Gatten, ſeltener allein. Das waren ihre Beſuchstage, denn nach der Kirche blieb ſie immer noch ein Stündchen im Elternhauſe, um mit dem Vater zu ſchwatzen, dem etwas fehlte in den Zeiten, da ſie nicht in Berlin war. Dieſes kurze Plauderſtündchen war ihm ein Lebensbedürfnis.

Es gab ja nichts, was ſie abhalten konnte, am Sonntag ſich in der Kirche und bei ihren Eltern ſehen zu laſſen.

Damit hatte Paſtor Ewald auch heute gerechnet, darauf hatte er gebaut. Nicht unter vier Augen als Vater, nein, von der Kanzel herab wollte er Abrechnung halten mit ihr, wollte ihr ſagen, was er von ihrem Verbrechen dachte, nicht nur als der entſetzte Vater, auch als Seelſorger, der ein guter Hirt über jedes verirrte Herz ſeiner Gemeinde wachte.

Strafen wollte er ſie, aber auch retten, zur Buße führen, auf den Weg zur Erlöſung, daß ſie der Gnade des Allmächtigen teilhaftig wurde, in ſeiner allbarmherzigen Güte.

Qualvolle Stunden hatte er verbracht, in ſtetem Zweifel, was er thun ſollte. Ein paarmal war er im Begriff geweſen, nach dem Empfänger der Briefe und dem, der ſie ihm gebracht, zu forſchen, aber dann wagte er es nicht.

Die Briefe hatte er nicht wieder angerührt, hatte ſelbſt den Schrank nicht geöffnet, in dem er ſie verborgen hielt.

Er hatte nicht vergeſſen, was er geleſen. Ganze Sätze tauchten in ſeinem Gedächtniſſe auf, all jene Wendungen, in denen die Löſung lag. Er ſuchte die

Worte zu drehen, ſuchte ſie harmlos aufzufaſſen, aber das war nicht möglich; er konnte ſich nichts vortäuſchen, konnte die Dinge nicht anders ſehen, als ſie in Wirklichkeit waren. —

Die Glocken läuteten nicht mehr. Die Kirchgänger kamen jetzt aus den Nebenſtraßen zur Kirche, noch vereinzelt, oder zu zweien und dreien in ihren Feiertagsgewändern.

Vom Garten aus, wenn er auf ſeinem Gange dem Pfarrhauſe näherkam, konnte er durch die welk werdenden Büſche ſehen, wie ihrer immer mehr wurden.

Als die Zeit herankam, daß auch er in das Gotteshaus eintreten mußte, ſchlug ihm das Herz; am liebſten hätte er ſich fortgeſtohlen, um nicht ſagen zu müſſen, wozu eine drohende Stimme in ſeinem Innern ihn zwang.

Ernſt und mahnend ſtieg die Kirche vor ihm auf, ſein geliebtes Haus, für das er einzig gelebt hatte; jetzt fürchtete er ſich vor den hohen Steinmauern, die eine andächtige Menge umſchloſſen, die ihn erwartete, um das Wort Gottes aus ſeinem Munde zu hören.

Ihm war, als ſei er nicht der Ankläger, — als ſei er der Angeſchuldigte, der jetzt vor ſeinen Richter treten mußte; vor ſeinen Richter wollte er treten, gemeinſam mit ſeiner Tochter, um ſie zu verklagen, aber auch zu entſühnen.

Und feſten Schrittes ging er auf die kleine Seitenpforte zu und trat durch die Sakriſtei in die kühle Kirche ein, in der die Orgel brauſend, dröhnend wie ein mahnendes Gewiſſen ihre gewaltigen Töne begann, zum Vorſpiel, bis ſie leiſer den noch zaghaften

Gesang des ersten Liedes begleitete, das nur einige alten Leute und die hellen Stimmen der Chorknaben anstimmten.

*

Als er am Altar stehend, im matten Lichte der flackernden Kerzen, nach Verrichtung des Gebetes sich umwandte, fiel wie immer sein erster Blick nach der Seite, wo seine Familie saß.

Seine Frau war nicht gekommen.

Ganz allein in einem grauen Kleide mit ihrem einfachsten Hute saß Agna da.

Ein kindlich grüßendes Lächeln sandte sie zu ihm hinauf, aber dieser Gruß that ihm weh, daß er stockte; nur mit den Augen dankte er ihr ein klein wenig.

Da saß sie und lächelte, schön und froh, als habe es nie einen Schatten in ihrem Leben gegeben; — und wenige Schritte entfernt, in seinem Schranke lagen Briefe, die ein ganz anderes Gesicht zeigten.

Welches war das richtige, wo sollte er die Wahrheit finden? —

Ein strenger Zug lag um seine Augen, der Mund war fest zusammengepreßt, daß Agna ihn ganz erstaunt ansah, denn so kannte sie ihn nicht; beinahe böse hatte er nach ihr hingeblickt.

Deshalb sah sie noch freundlicher zu ihm auf, aber es schien, als bemerke er ihren Blick garnicht. Die Augenbrauen zusammengezogen, heftete er die Augen ins Leere und verrichtete seine liturgische Andacht. —

Der letzte Vers des Liedes hallte durch den stillen Raum der Kirche, in die hell und freundlich

die Sonne durch die bunten Scheiben über Altar und Kruzifix ihr Morgenlicht warf.

Paſtor Ewald ſtieg jetzt auf die Kanzel, wo er lange im inbrünſtigen Gebet blieb, indeß die Orgel in langen ſchweren Tönen die Melodie brauſend ausklingen ließ.

Dann, als die Gemeinde ſich ſchon erhoben hatte, richtete er ſich langſam auf, und feierlich, ernſter als ſonſt, die Hand auf der Bibel, ſprach er:

— Höret das Wort Gottes, wie es geſchrieben ſteht im Evangelium Johannis im achten Kapitel, vom Anfang bis Vers elf, alſo lautend:

Jeſus aber ging an den Oelberg.

Und früh Morgens kam er wieder in den Tempel, und alles Volk kam zu ihm; und er ſetzte ſich, und lehrte ſie.

Aber die Schriftgelehrten und Phariſäer brachten ein Weib zu ihm, im Ehebruch begriffen, und ſtellten ſie ins Mittel dar,

Und ſprachen zu ihm: Meiſter, dies Weib iſt begriffen auf friſcher That im Ehebruch;

Moſes aber hat uns im Geſetz geboten, ſolche zu ſteinigen; was ſagſt du?

Das ſprachen ſie aber, ihn zu verſuchen, auf daß ſie eine Sache zu ihm hätten. Aber Jeſus bückte ſich nieder, und ſchrieb mit dem Finger auf die Erde.

Als ſie nun anhielten ihn zu fragen, richtete er ſich auf, und ſprach zu ihnen: Wer unter euch ohne Sünde iſt, der werfe den erſten Stein auf ſie.

Und er bückte sich wieder nieder, und schrieb auf die Erde.

Da sie aber das hörten, gingen sie hinaus, einer nach dem andern, von den Aeltesten an bis zu den Geringsten. Und Jesus ward gelassen allein, und das Weib im Mittel stehend.

Jesus aber richtete sich auf; und da er Niemand sahe, denn das Weib, sprach er zu ihr: Weib, wo sind sie, deine Verkläger? Hat dich Niemand verdammet?

Sie aber sprach: Herr, Niemand.

Jesus aber sprach: So verdamme ich dich auch nicht; gehe hin, und sündige hinfort nicht mehr.

Seltsam still war es in der Kirche, in banger Erwartung setzte sich die Zuhörerschaft, kaum daß einer zu atmen wagte. Ein alter Mann hatte sich von Zeit zu Zeit hörbar geschnaubt, und ein paar andere quälte ein böser Husten, den sie nicht unterdrücken konnten; jetzt war kein Laut mehr zu hören.

Feierlich ernst klangen die ersten Worte der beginnenden Predigt aus dem Munde des Pastors.

Sie duckten sich unter den herben Worten, die von der Kanzel herabtönten, unter der Strafpredigt über die Schlechtigkeit des menschlichen Herzens.

Verwundert sahen sie sich an, ganz fremde Menschen, die sich nur Sonntags einmal hier in der Kirche trafen, warfen sich fragende Blicke zu. So hatte ihr Pastor noch nie gesprochen, so hart und unerbittlich war er sonst nicht. Was konnte mit ihm sein? —

Jeder fühlte, daß hinter seinen Worten sich etwas verbarg, daß er bei seinen Ausführungen einen besonderen Fall im Auge haben mußte.

Immer und immer wieder kam er darauf zurück, wie verdammenswert ein Weib sei, das nicht die Ehe hielt.

So verdamme ich dich auch nicht!

Aber nur weil die anderen selbst in tiefer Sündenschuld verharrten, deshalb gestand Christus ihnen nicht das Amt des Richters zu.

Sie kamen zu ihm, um ihn zu versuchen. Er lehnte die alte Grausamkeit ab, daß ein Weib gesteinigt werde nach mosaischem Gesetze. Denn er war gekommen, zu erlösen, nicht zu richten; nicht der grausame Judengott Jehova, der die, so ihn nicht liebten, in ihren Kindern verfolgte bis ins dritte und vierte Glied, herrschte mehr; der Vater des Gottessohnes mit seiner allverzeihenden Barmherzigkeit waltete über der Menschheit.

Gehe hin, und sündige hinfort nicht mehr!

Darin lag die Aufforderung zur Sühne und Buße, die Erkenntnis der Sünde, der die Gnade zu teil werden sollte.

Eine ganz andere Kultur herrschte in jenen Zeiten, die Frau nahm nicht die Stellung ein, wie bei uns, sie war nicht frei, sie wählte sich nicht ihren Gefährten, und doch hieß es: Du sollst nicht ehebrechen! und wiederum bei Matthäus: Ich aber sage euch: Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen.

So weit faßte das neue Teſtament den Ehebruch. Wir aber müſſen noch härter urteilen, wenn eine Frau unſerer Zeit die Ehe bricht; denn in den meiſten Fällen hat ſie aus eigenem Triebe, freiwillig das Gelöbnis der Treue abgelegt, und wenn ſie ihr gegebenes Wort nun feige bricht, wenn ſie untreu wird — ſo iſt ihr Vergehen nicht damit gut gemacht, daß ein milder Richter zu ihr ſagt: Gehe hin, und ſündige hinfort nicht mehr.

Wer wird, ſelbſt wenn er nicht ohne Sünde iſt, zu ihr ſagen: So verdamme ich dich auch nicht? —

Verdammenswert iſt und bleibt ihr Thun, verdammenswert ohne gleichen, wenn ſie einen Mann hat, der ſie liebt und ehrt, wenn ſie Kinder hat, denen ſie alles nimmt: die ehrbare und reine Mutter.

Wo giebt es eine Entſchuldigung für ihr Thun, wo will ſie den Mut hernehmen, auch nur das geringſte zu ihrer Entlaſtung anzuführen? —

Wie iſt es denkbar, daß eine Frau, die in glücklichen Verhältniſſen aufgewachſen iſt, ſich ſo verirren kann? Eltern und Geſchwiſter zeigen ihr den rechten Weg, ſie aber wählt den Abweg, der zum Verderben führt.

Und wie kann eine ſolche Frau ihres Lebens froh werden; muß ſie nicht täglich und ſtündlich in der Furcht leben, daß ihr frevelhaftes Thun ans Licht kommt? Sie kann ja nie ihrem Gatten, ihrer Mutter, die in treuer Ehe grau geworden iſt, ihrem alten Vater offen und ehrlich in die Augen ſchauen.

Ihr ganzes Leben iſt eine fortgeſetzte Lüge, und ihre eine böſe That zieht hundert andere nach ſich, bis ſie ſich ganz verſtrickt und ins Verderben rennt.

Bejammernswert iſt ſolch ein Geſchöpf, bejammerns- — aber auch verdammenswert.

Die eine Strafe trifft ſie ſchon auf Erden: daß ſie verachtet wird, verachtet am meiſten von dem einen, der ſie auf die abſchüſſige Bahn gelockt hat und ſie dann gewiſſenlos dem Verderben überantwortet, wenn er ſein Ziel erreicht hat.

Verſtoßen von dem Genoſſen ihrer Sünde, allein auf ſich und ihr Gewiſſen geſtellt, muß ſie ſich weiter quälen, und wenn ſie auch lacht und ſcherzt und ſcheinbar glücklich iſt — einmal kommt die bange Stunde ſchmerzlicher Erkenntnis, einmal taucht das drohende Geſpenſt der Vergeltung auf: ihre ſündige Luſt muß ſie ſchwer büßen, ſiech an Leib und Seele ſchleppt ſie ſich durch's Leben, und wenn ſie auch am Tage lacht und zu vergeſſen ſucht, — in den ſtillen Nächten ſchleicht es heran und ſetzt ſich an ihr Lager und gönnt ihr keine Ruhe. —

So verdamme ich dich auch nicht! . .

Denn du biſt ſchon verdammt; ausgeſtoßen und vertrieben biſt du aus der Reihe der ehrlichen Menſchen, abſeits mußt du ſitzen auf der Bank der Armenſünder! . . .

Seine Stimme klang voll und grollend durch den hohen Raum des Kirchenſchiffs.

Er hatte bis dahin nicht hinuntergeſehen, aber jetzt ſuchte er ſie — ſie, an die er all dieſe zornigen Worte richtete, der allein ſeine Rede heute galt, mit der er ſtrafende Zwieſprache hielt, ohne daß ſie ihm entgegnen konnte.

Noch ſah er im Geiſte ihr Lächeln, ſah das Nicken ihres Blumenhutes, wie ſie in ihrer ſeltſamen Schönheit, die ihm manchmal ganz fremd ſchien, vor ihm geſeſſen.

Jetzt ſah er wieder hinunter, er ſuchte die Stelle, wo ſie vorhin ſo keck in ihrem grauen Kleide zu ihm aufgeblickt hatte. —

Der Hut war ganz tief geſenkt, daß man nichts von ihrem Geſichte ſehen konnte; ſie hatte den Kopf vornüber gebeugt, daß ſie mit der Stirne faſt auf dem Pulte lag. Regungslos verharrte ſie in dieſer Armſünderſtellung.

Es brauſte ihr vor den Ohren. Wie von ferne hörte ſie eine Stimme, die Stimme ihres Vaters, die ihr fremd klang; aber deutlich ſchlug jedes Wort bei ihr an, — ſie wollte nichts hören, doch es gellte ihr in den Ohren; und immer fragte ſie ſich: wie kam er dazu, ſich dieſen Text zu wählen?

Er verdammte ſie, ohne daß er von ihr wußte, er ſchüttelte ſie von ſich ab, und doch: wie ſollte er etwas wiſſen. — Um ſo weher that ihr jedes Wort.

Sie hätte ihm zurufen mögen: Halte ein, denn du marterſt mich; — aber ihr Kopf ſank nur immer tiefer, und ſie ſaß erſtarrt und konnte kein Glied regen.

Dann umfing es ſie mit erlöſender Ohnmacht, aus der ſie aufſchreckte, als neben ihr ein Geſangbuch polternd zur Erde fiel.

Sie ſah auf und horchte.

Die Predigt war zu Ende. Der Vater ſtand noch immer oben, hatte ein Buch in der Hand und las in kaltem, geſchäftsmäßigen Tone:

Es ſind gewillt, in den Stand der chriſtlichen Ehe zu treten, und werden der Fürbitte der Gemeinde empfohlen: der Tiſchler Ernſt Otto Grumach, geboren am 3. April 1870 zu Potsdam und die Jungfrau Eliſabeth Anna Maria Wilkens, geboren zu Werder, am 27. November 1883, beide wohnhaft in Berlin. —

Dann verließ er die Kanzel und ſprach das Vaterunſer und den Segen vom Altare aus; und endlich fiel wieder die Orgel ein. Die Leute erhoben ſich einer nach dem andern, verrichteten ihr Gebet und gingen hinaus, in den Taſchen nach den Pfennigen für die Büchſe ſuchend.

Agna ſah den Vater langſam und ernſt in der Sakriſtei verſchwinden.

Sie blieb noch ſitzen, um wieder zur Ruhe zu kommen, aber als es um ſie herum immer leerer wurde, erhob auch ſie ſich und verließ die Kirche. —

*

Eine warme Luft ſchlug ihr entgegen, die Sonne wärmte, und die Tritte der heimziehenden Menſchen klangen hart auf den warmen Flieſen.

Einen Augenblick überlegte ſie, ob ſie nicht direkt nach Hauſe fahren ſollte; aber das ging auf keinen Fall, das hatte ſie noch nie gethan. Die Zeit mußte ſie ſchon übrig haben, um dem Vater guten Tag zu ſagen, vor allem heute, da er allein war. —

Sie mußte zu ihm hinein; aber da häufig noch das eine oder andere Pfarrkind nach der Kirche ein Anliegen hatte, ging ſie erſt in den Park, nur ſo weit daß man ſie vom Pfarrhauſe gleich ſehen konnte.

Die Fenſter der Studierſtube ſtanden weit auf. Sie ſpähte hinüber, ob vielleicht der Vater ſchon am Fenſter ſtand, aber vorläufig ſchien niemand da zu ſein.

Sie atmete auf, denn ein Gefühl der Angſt beklemmte ſie, ihrem Vater gegenüber zu treten, weil ſie in ihm einen ſo harten Verurteiler ihres Unrechtes ſah, der gewiß über ſie ebenſo den Stab brechen würde, wie er es heute über eine andere in der Kirche gethan hatte.

Mit ihrem Sonnenſchirm die hellen Steinchen auf dem Wege berührend, ging ſie zwiſchen den Büſchen hin, und die Erinnerung ward rege in ihrem fiebernden Hirn.

Aber dieſe Gedanken waren blaß und ſchemenhaft, alles zerflatterte wie wehender Nebel. Wie das langſam gekommen war, das wußte ſie nicht mehr; ſie wußte nicht mehr, wann und wo es geſchehen war.

All dieſe Anfänge verſchwanden im Dunkel, ſie hatte in den letzten Tagen verſucht, dieſe Zeit auszumerzen aus ihrem Leben; es war ihr ein wenig gelungen. Sie hatte vergeſſen wollen; es lag hinter ihr wie eine Reiſe, die man in fremdes Land unternommen hat, und die nebelhaft verſchwindet, wenn man wieder in den alten Gleiſen des alltäglichen Lebens ſich bewegt. Nun aber waren die halbverheilten Wunden aufgeriſſen und bluteten aufs neue. —

Droben am Fenſter erſchien jetzt Paſtor Ewald, der ſie ſuchte, da er wußte, daß ſie zuweilen noch im Parke wartend auf und abging. Häufig kam es vor, daß ſie mit ihm über ſeine Predigt ſprach, wenn eines oder das andere ihr unklar blieb oder ſie ab-

weichender Meinung war. Es freute ihn, wenn ſie ein wenig disputieren konnten, wie ſie von ihrem ganz anderen, rein geſellſchaftlichen Standpunkte die Dinge auffaßte.

Zwei ſeiner Pfarrkinder, die ſeinen Rat einholen wollten, hatte Ewald raſch verabſchiedet, nun ſtand er bereits eine ganze Weile am Fenſter und wartete auf Agna, bis ſie ihn endlich ſah und raſch auf das Haus zukam.

XIII.

Er hatte ſich vor ſeinen Schreibtiſch geſetzt und wartete auf Agna. Er hörte, wie ſie draußen freundlich mit dem Mädchen ſprach; ihre weiche Stimme that ihm wohl, aber das Herz ſchlug ihm; er wollte um jeden Preis eine Ausſprache herbeiführen.

Wie ſie jetzt hereinkam, mit kindlicher Miene, raſch auf ihn zu, die Wangen ein wenig gerötet, da fragte er ſich erſtaunt, ob ſie wirklich ſo verworfen oder eine ſolche Komödiantin ſei, um jede Regung ihres Innern unter der Maske lächelnder Heiterkeit zu verbergen.

Sie kam raſch auf ihn zu, daß ihre Röcke rauſchten und kniſterten, und bot ihm, indem ſie den Schleier emporſchlug, die Wange zum Kuſſe. —

Dann richtete ſie ſich auf, während er keine Bewegung gemacht hatte, ſie zu küſſen, und fragte haſtig:

— Nun, Väterchen, wie geht's in deiner Einſamkeit? Luiſe hat mir ſchon geſagt, daß Mutter heute

in Potsdam geblieben ist. Wie kommst du dir denn so einsam vor? —

Er antwortete ihr nicht gleich, sondern sah sie groß an, aber sie hatte sich schon abgewandt und band sich den Schleier los.

Dann setzte sie sich ihm gegenüber, neben dem Schreibtische, und sah ihn lächelnd an:

— Du bist ja heute so ernst, Väterchen?

— Ja, Kind, mir ist schwer ums Herz.

— Was ist denn passiert? ich hab' es heute in der Kirche empfunden, daß dich was quält; so streng und ernst hast du nie gepredigt. Was giebt's denn? —

— Was es giebt? fragst du.

— Ja, beunruhigt dich die Krankheit Berthchens so?—Aber das ist ja gar nicht so schlimm. Mama hat mir gestern geschrieben, Berthchen geht's schon besser. Elly hat vor zwei Jahren auch Diphtherie gehabt. Das wird alles immer schlimmer gemacht und schwärzer gemalt, als notwendig ist.

— Nein, das ist es nicht.

— Hat es mit deiner Predigt heute zu thun? —

— Ja, das hat es.

— Kannst du mir nichts erzählen? du bist so ernst; vielleicht thut es dir gut. Du warst so hart, heute.

— Findest du? — Denkst du, man solle nicht hart ins Gericht gehen mit einer Frau, die ihrem Gatten die Treue bricht? —

— Gewiß, aber es giebt doch auch viele Frauen, für die man eine Entschuldigung finden kann.

— Viele Frauen? —

— Ja, du kennſt ſie nicht; du kannſt dich nicht in ihre Lage verſetzen; Frauen, die einmal glücklich ſein wollen, die in einer öden und leeren Ehe vergehen, und wenigſtens einmal in ihrem Leben wiſſen wollen, was Glück iſt.

— Und die deshalb die Ehe brechen? — und das willſt du Glück nennen? —

— So nenne es irdiſches Glück, nenne es Sünde. Manche Frauen können nicht anders; und wenn ihr alle Strafen der Hölle darauf ſetzen würdet, und ſie ſind ja auch oft darauf geſetzt — dieſe Frauen würden doch thun, was ſie thun müſſen.

— Wie klug du biſt; und weshalb müſſen ſie?

— Weil ſie ſo geboren ſind, weil die Frauen immer und ewig im Verbotenen und Unerlaubten die größere Befriedigung zu finden glauben, die ihnen das Leben ſonſt nicht zu teil werden läßt.

— Aber, Kind, ſiehſt du denn nicht, daß du den ärgſten Frevel verteidigſt, daß du die ſchlimmſte Sünde entſchuldigſt? —

— Ich will nichts verteidigen, will nichts entſchuldigen; ich ſage nur, daß es ſo iſt, und daß man Thatſachen nicht wegleugnen kann.

— Ich verſtehe das nicht, auch dich nicht.

Sie hob leicht die Achſeln, als wollte ſie ihr Bedauern ausdrücken.

Er ſah an ihr herunter, wie ſie ſo ſchlank und elegant vor ihm ſaß, und fragte unvermittelt:

— Wozu und für wen putzt ihr euch eigentlich?

— Für uns ſelbſt.

— Nein, nicht für euch ſelbſt, nur für die anderen. Ein wenig wohl auch, um den Neid eurer Mit-

ſchweſtern zu erregen, aber meiſtens doch nur, um den Männern zu gefallen, — nicht euerm eigenen. Agna, ſei wahr! für euren Gatten putzt ihr euch nicht, denn daheim geht ihr einfach gekleidet.

— Weil es anders unpraktiſch wäre.

— Nein, weil es ſich da nicht lohnt, weil ihr gar nicht daran denkt, euch für euren Mann ſchön zu machen, ſondern für die anderen Männer, für den fremden Menſchen, dem eine Frau in thörichter Verblendung alles opfert: ihre Ehre, ihr Glück, den Frieden ihres Hauſes; einem Manne, der es ihr nie lohnt, außer mit ſchnödem Undank. — Für wen trägſt du dieſes koſtbare Kleid? —

— Aber, Vater! — für mich ſelbſt, weil es mir eine äſthetiſche Freude bereitet, — weil es Mode iſt, ſich jetzt ſo zu tragen.

— Dazu kaufſt du dir dieſe Kleider, dieſe raſchelnden Seidenröcke? —

— Aber wirklich, in erſter Linie für mich, und dann, damit die anderen von mir ſagen, ich ſei eine nette und chike Frau!

— Siehſt du, die anderen; damit die Männer dir nachſtarren und auf der Straße ſtehen bleiben, daß in Geſellſchaft Fremde an dich herankommen mit unlauteren Wünſchen, die ihr in ihnen durch eure Kleidung erſt weckt.

— Das iſt nicht ſo ſchlimm! —

— Doch das iſt ſchlimm! denn es iſt der Anfang zu allem Böſen. Glaubſt du, daß dein Mann viel Intereſſe für deine Kleidung hat?

— Leider nein, es läßt ihn ganz kalt; er hat nicht einmal eine Ahnung, wenn ich einen neuen Hut trage; er merkt erst, daß ich mich anders kleide, wenn ich es ihm sage. Darauf muß man ihn immer erst aufmerksam machen.

— Weshalb putzt du dich also?

— Auch weil es unsere Stellung so mit sich bringt. Ich kann nicht herumlaufen wie Mama, die immer schwarz geht mit ihrem Kapottchühchen, oder wie Thilde, der nichts steht. Aber wie kommst du nur auf all das? Sonst freutest du dich über mich, du nanntest mich einen Gruß aus einer anderen, ästhetischen Welt, hast so oft beifällig genickt, wenn ich mit neuen Sachen zu dir kam. Gefalle ich dir nicht mehr? —

— Nein, du gefällst mir nicht mehr!

— Aber, Vater, was ist denn? . . .

Eine lange, bange Pause entstand. Er hatte versucht, sich zu beherrschen, in ruhigem Tone zu sprechen, er lenkte selbst das Gespräch immer wieder ab, um eine bessere Gelegenheit zu finden, aber sie blieb ruhig und kalt, sie sprach über diese Dinge unpersönlich, daß er sie nicht verstand.

Und dabei dachte er immer an die Briefe, die dort in seinem Schranke lagen.

— Agna, antworte mir. Hast du deinem Gatten allezeit gehalten, was du ihm vor mir am Altar geschworen hast?

— Aber, Vater . . .

— Hast du auch in deinem Herzen ihm die Treue gewahrt? —

— Ich verſtehe dich nicht! —

— Agna! — Agna! . . .

Er hörte es aus ihrem Tone heraus, las es in ihren plötzlich kalt werdenden Blicken, daß ſie ihm die Antwort ſchuldig bleiben wollte. So hatte ſie es ſchon als Kind gemacht; ſie log nicht, er entſann ſich nicht, daß ſie ihn je angelogen hätte, aber ſie verſuchte, einer Antwort auszuweichen, und ſtellte ſich, als ob ſie ihn nicht verſtehe.

Bittend, als wolle er ſie veranlaſſen, ihm alles zu geſtehen, ſagte er jetzt ganz weich:

— Agna! —

Sie war blaß geworden und ſah ihn fremd an, ganz grade, mit großen, unruhigen Augen.

Da drehte er ſich plötzlich um, öffnete den Schrank und nahm die beiden Briefe heraus, die der Fremde ihm zuerſt gegeben hatte; den einen behielt er in der Hand, den andern reichte er ihr wortlos hin, dann wandte er ihr den Rücken und trat ans Fenſter. —

Es war ganz ſtill im Zimmer, er hörte nicht einmal, ob ſie den Brief umwandte.

Er ſtand noch immer und wartete auf irgend einen Laut, auf eine Bewegung ihrerſeits; — aber nichts war zu hören. Es blieb lautlos ſtill im Zimmer.

Als er ſich umkehrte, ſaß Agna totenblaß da, den offenen Brief im Schoße, die Hand ſchlaff herunterhängend, mit ſeltſamen Augen, die verſtört ins Leere blickten.

— Agna!! —

Sie ſchrak zuſammen; aber es ſchien, als erkenne ſie ihn nicht. Dann ſtrich ſie ſich mechaniſch die blonden

Haare aus der Stirn und fragte mit einer Stimme, in der die Angſt zitterte:

— Woher haſt du dieſen Brief?

— Agna! ſag' mir das eine, haſt du das geſchrieben, oder iſt der Brief gefälſcht? — Seit drei Tagen quäle ich mich in der Ungewißheit. Sag' Agna, iſt der Brief von dir? . . .

— Er iſt von mir! —

— Der hier auch? . . . .

Er hielt ihr den andern Brief hin. Sie warf einen leeren Blick auf das Stück Papier, das ſie nicht nahm, das zwiſchen ihnen zur Erde flatterte, und ſagte tonlos:

— Auch der!

— Agna! . .

— Was iſt? —

Er hatte das Packet Briefe hervorgeholt und hielt ſie ihr hin. Sie ſah kaum darnach, ſondern nickte nur.

Er warf das Bündel wieder in das Fach. —

Nach einer Weile ſah ſie ihn am Fenſter ſtehen, wie er hinausſtarrte, und ſchwere Thränen liefen ihm über das Geſicht. —

Sie war ganz ruhig; eiskalt war ihr, als ob das Herz nicht mehr ſchlug, ein Fröſteln ließ ſie zuweilen erſchauern. Das Schweigen peinigte ſie. — Wenn er ſie verdammt und verflucht hätte, es wäre ihr nicht ſo grauſig geweſen, als dieſes eiſige Schweigen, dieſe ſtumme Thränen, die ſie zu Tode quälten.

— Deshalb alſo haſt du dir den Text heute gewählt, ſagte ſie endlich. Alles was du geſagt haſt, ging auf mich.

— Ja, es ging auf dich; aber ich glaubte noch immer an die Möglichkeit, daß ich getäuscht worden sei.

Sie schüttelte den Kopf.

— Also es ist wahr! . . . Agna! — Agna! wie konntest du das thun? Ich bin voller Zorn gegen dich gewesen, ich habe gedacht: ich würde mit dir zu Gericht gehen können, wie heute in der Kirche; — aber jetzt, wo ich dich vor mir sehe, kann ich es nicht glauben. Ich verstehe es nicht, es will mir nicht in den Sinn.

— Quäl' mich nicht so.

— Ich quäle dich nicht; aber du hast mir das Herz zerrissen.

— Wie bist du zu den Briefen gekommen?

— Laß das jetzt, Agna.

— Ich muß es aber wissen.

— Du mußt? — Es kann dir gleich sein.

— Aber es ist mir nicht gleichgiltig. Ich will es wissen.

— Wozu? — Was geht dich das noch an?

— Es geht mich an.

— So ist das also noch nicht vorbei? —

— Es ist vorbei! —

— Dann laß es ruhen und antworte mir.

— Was willst du wissen?

— Wie ist das gekommen, Agna? —

— Ich weiß nicht mehr.

— Wie, Agna, du weißt nicht? —

— Ich weiß nur, daß ich grenzenlos unglücklich war, und daß ich keinen Menschen auf der Welt hatte.

— Und deine Eltern, dein Kind?

— Nein, da konntet ihr mir nicht helfen. Und in dieſer Troſtloſigkeit ſchien es mir, als ſei ich dem Glücke begegnet. Wie alles gekommen, weiß ich nicht mehr. Was galt mir mein Mann, der ſich nie um mich gekümmert hat, der nie eine wahrhafte Zärtlichkeit für mich gehabt hat. Von aller Welt verlaſſen bin ich mir vorgekommen, und als ich zum nachdenken kam, war es zu ſpät.

— Es war nicht zu ſpät zur Umkehr.

— Doch, das war es! denn als es geſchehen war, wollte ich nicht länger darben, ſondern wollte genießen. Da war mir alles gleich, und ich habe die Hände ausgeſtreckt nach dem Glück.

Sie lächelte voller Schmerzen.

— Agna, wie konnteſt du dieſe Briefe ſchreiben!

— Ich war vielleicht krank, ich wußte kaum, was ich that; — aber was ich auch geſchrieben haben mag, ich habe es empfunden, denn ich glaubte glücklich zu ſein; — damals habe ich gedacht, eine Ewigkeit voll der ſchwerſten Strafen auf mich nehmen zu können. Ich fühle, daß dieſe Zeit jetzt beginnt. Nun ſag mir, wie du zu den Briefen kommſt.

— Nenne mir den Namen des Mannes, an den dieſe Briefe gerichtet ſind.

— Das weißt du nicht? Den hat man dir alſo nicht mit verraten?

— Nein!

— So bitte ich dich denn: forſche nicht nach. Dir würde der Name nichts und die Perſon ebenſo wenig etwas ſagen. Für mich aber wäre es eine Vergrößerung meiner Qual. Denke, der Mann ſei tot.

Aber mir mußt du ſagen, wer dir dieſe Briefe ins Haus gebracht hat.

— Er hat mir ſeinen Namen nicht genannt.

— Zu welchem Zwecke? was wollte er denn von dir?

— Was er wollte? — Geld wollte er!

— Geld? —

— Ja! —

Und er erzählte, wie der Herr zu ihm gekommen war, ihm erſt die beiden Briefe gezeigt hatte und dann mit ſeiner Forderung herausgekommen war.

Sie zitterte vor Aufregung, dann fragte ſie haſtig erregt:

— Du haſt ſie ihm abgekauft? — Sie gehören dir!

— Nicht ſo ganz.

— Gieb, was er verlangt, mein ganzes Erbteil, alles — alles, wenn nur kein Menſch davon erfährt. Es darf keinen Skandal geben, in dem mein Name oder der meines Mannes genannt werden könnte.

— Aber Agna!

— Nur das nicht, nur nicht in den Mund der Leute kommen. Gieb mir die Briefe, daß ich ſie vernichten kann.

— Sie gehören noch nicht mir.

— Weshalb nicht?

— Sie ſind nur als Pfand hinterlegt.

— Als Pfand?

— Ja, als Pfand für fünftauſend Thaler.

— So gieb noch zehn dazu, wenn der Name deiner Tochter, wenn dein eigener dir was gilt.

— Ich dächte doch . . .

— Nein, Vater, verſchaff' dir die Briefe, wenn du mich je ein wenig lieb gehabt haſt. Bedenke, wenn man dich mit hineinziehen würde, deinen guten Namen, das könnte ich nicht überleben.

— Aber Agna, ich habe mich keinen Augenblick beſonnen. Hätteſt du damals lieber bedacht, was du thateſt. —

— Ich will ja auch alles thun, was du willſt. Nur daß kein Menſch davon erfährt. Gieb mir die Briefe.

— Ich kann nicht.

— Und du weißt nicht, wer der Mann war?

— Nein.

— Beſchreib ihn mir, ich bitte dich.

Er ſuchte in ſeiner Erinnerung, aber er fand das Bild nicht. Sie half ſeinem Gedächtniſſe nach, und allmählich fand er wohl einzelne Züge, ganz äußerliche Züge, ſeinen Hut, die Handſchuhe; — nur das Geſicht konnte er nicht beſchreiben.

— Und er ſagte: er komme im Auftrage eines anderen?

— So ſagte er. —

Sie nickte nur vor ſich hin.

Dann überfiel ſie plötzlich eine haltloſe Traurigkeit; ſie warf ſich vor ihrem Vater auf die Kniee und weinte und ſchluchzte.

Er war die ganze Zeit ruhig geblieben, jetzt ergriff ihn ihre Verzweiflung, daß er beſchwichtigend über ihr Haar ſtrich. Er hatte den Mut verloren, mit ihr ins Gericht zu gehen, wie er ſich vorgenommen hatte.

Alles was er ihr ſagen wollte, was ihn bedrückte, hatte er ſchon in der Kirche geſagt. Jetzt blieb ihm nichts mehr, jetzt ſah er nur ein armes, irrendes Menſchenkind vor ſich, ſeine Tochter, die gefehlt hatte und zerknirſcht in tiefer Reue vor ihm am Boden lag.

Zwei Menſchen ſtanden ſich gegenüber, beide von tiefſtem Schmerz durchwühlt, daß ſie die Beziehungen zu einander faſt vergaßen, daß jeder im anderen nur das arme gequälte Menſchenherz ſah, das vergebens nach einer Zufluchtsſtätte ſuchte.

Sie fühlte, daß ſie ſich nicht mehr zu verteidigen brauchte, daß er nicht im Zorn ihrer dachte.

Da ſagte er plötzlich:

— Weiß dein Mann nichts von alledem — ahnt er gar nichts?

— Nein! —

— Aber wie iſt das möglich? —

— Weil er ſich nie um die Dinge gekümmert hat, die mich angehen. Es hat ihn nicht intereſſiert. Er hat nie etwas gefragt. Anfangs habe ich ihm wohl vorgeplaudert, was ich gethan und getrieben, bei wem ich geweſen bin, — dann habe ich's gelaſſen. Er hat kaum hingehört, oder mit einem ruhigen: Ach bitte, Agna, jetzt nicht! — hat er ſich mit ſeinen Sachen beſchäftigt. In ſeinen Akten hat er Beſcheid gewußt, jedes I-tüpfelchen hat ihn da intereſſiert. Was mit mir war, iſt ihm gleichgiltig geweſen.

Agna, du erſchreckſt mich.

— Als wir uns heirateten, war er ein ganz anderer, aber von der Zeit an, da Elly geboren

wurde, ſchon Wochen vorher, hat ſich das geändert. Die letzten Monate damals war ich doch in Friedrichroda mit Thilde und ihren Kindern; alle acht Tage hat er mal geſchrieben. Dann, als Elly geboren wurde und ich wochenlang lag, hat er ſich ganz in ſeine Arbeiten verſenkt, und ich bin zu ſtolz geweſen, um zu betteln. Er hat mich völlig vernachläſſigt, aber ich habe keinen Laut von mir gegeben. Ich bin lieb und freundlich zu ihm geweſen; er hat es wie etwas, das ich ihm ſchuldete, hingenommen, aber mir nichts dafür wiedergegeben. So ſind wir nebeneinander hingegangen, jeder auf ſeiner Seite. Ich habe ihm nichts genommen, denn ich habe ihm nie gehört.

— Weshalb haſt du mir kein Wort geſagt?

— Wozu? — Glaubſt du, daß es genützt hätte? — Wenn ich das gehofft hätte, wäre ich zu dir gekommen, aber es hatte keinen Zweck. Ich habe Vergnügen an Dingen, die er gar nicht verſteht. Es iſt ihm völlig gleichgiltig, wie es bei uns ausſieht, und mir macht es ſoviel Freude, unſere Wohnung nett einzurichten. Aber entweder hat er es gar nicht geſehen, oder aber er ſagte ganz kalt: Stell doch bitte wieder alles ſo hin, wie es war, ich bin ſo daran gewöhnt und fand es deshalb beſſer! Er war eben alles gewöhnt. — Und wenn ich zu einer Geſellſchaft mich voller Freude nett gemacht hatte, ſah er zwar hin, wenn ich ihn bat, aber ſchüttelte meiſt den Kopf, und fand dies nicht recht und jenes nicht paſſend. Ihm wäre es am liebſten geweſen, ich hätte mich gekleidet wie Thilde oder wie ſeine Tante mit ihren Röcken und Hüten aus dem vorigen Jahrhundert. Da habe ich denn angefangen,

darauf zu hören, wenn andere mir ſagten, daß ſie mich hübſch fanden.

— Agna, hatteſt du nicht genug in der Erfüllung deiner Hauspflichten und der Sorge für dein Kind?

— Nein, Vater; du weißt, daß ich mich daneben für alles intereſſiere, alles, was ſchön iſt.

— Und haſt etwas ſo häßliches gethan. —

Sie ſchwieg eine Weile, dann fuhr ſie fort:

— Wenn ich irgend eine Kunſt noch ſo ſchlecht geübt hätte, aber ich bin ja ganz talentlos. Du weißt, ich habe einmal verſucht, beim Profeſſor Rode zu modellieren. Es iſt nichts dabei herausgekommen. Ich habe wohl Verſtändnis, aber ich kann nichts ſchaffen, was mir Befriedigung gebracht hätte; und Ernſt hat an nichts teilgenommen. Konzerte mag er nicht hören, für bildende Kunſt hat er wenig übrig, und beim Theater immer blos Klaſſikervorſtellungen und Schauſpielhaus, das geht wirklich nicht. Etwas mehr beanſpruche ich denn doch. Er hat ja eine ſolche Verachtung für alles, was modern iſt. Mir iſt ja auch manches zuwider; aber ſo kleinlich wie er denkt und empfindet, denke ich nicht. Und ſo haben wir uns ganz entfremdet. Wir haben kaum mehr mit einander geſprochen, außer wenn andere Menſchen dabei waren. Das war unſere Ehe! Ich habe gefroren in meiner Einſamkeit.

Ein Schauder lief durch ihren Körper.

— Wie oft bin ich im begriff geweſen, zu dir zu kommen und dir zu ſagen, daß ich fort wollte, aber ich habe es nicht gewagt. Du hätteſt mir ja doch nicht geholfen.

— Nein, Agna, — du haſt gewählt . . .

— Du haſt recht, ich habe freiwillig gewählt, niemand hat mir auch nur mit einem Worte zugeredet. Ich habe mir mein Schickſal ſelbſt gezimmert; aber mein Leben war auf falſchen Vorausſetzungen, auf einem Irrtume aufgebaut. Ich weiß, wie mein Mann über Scheidung denkt. Es iſt einmal bei uns darüber geſprochen worden, und da kenne ich ſeine Meinung. Nie würde er in eine Trennung willigen. Sein zweites Wort iſt immer: nur kein Aufſehen erregen! Eine ſinnloſe Sorge, daß ſich etwas zu einem Skandal auswachſen könne. Einmal wurde er in einer Zeitſchrift etwas mitgenommen, weil er in ſeinem ſittlichen Eifer zu weit gegangen war, du entſinnſt dich doch, wie ein Witzblatt ſein Bild brachte? Wochenlang hat er nicht geſchlafen, jeden Morgen hat er ſich auf alle Zeitungen geſtürzt, und wie vom Tode erlöſt atmete er jedesmal auf, wenn ſich nichts darin fand.

— Was willſt du alſo thun, Agna?

— Was ſoll ich thun? — Was ich gethan habe, kann ich nicht ungeſchehen machen. Glaube mir, daß es mir oft auf der Zunge gebrannt hat, ihm alles zu ſagen; ihn zu bitten, daß er mich frei giebt, weil unſere Ehe eine Lüge iſt, weil der fremdeſte Menſch mir näher ſteht, als mein Mann. — Was hätte es genutzt? Er hätte mich nicht verſtanden, und ich hätte ihm ſeine Ruhe genommen. Ich fürchte mich nicht. Wenn du glaubſt, daß ich die Wahrheit ſagen ſoll, ſo thue ich es. Ich habe nichts zu beſchönigen, ich kann nichts entſchuldigen; ich habe gehandelt, wie ich mußte, weil ich nicht anders konnte. Ich bin ge-

quält genug, ich nehme auch das noch auf mich. Nur das eine nicht, vor dem einen habe ich Grauen: es darf keiner von jenen Briefen in ſeine Hände kommen! Ich mag nicht, ich mag nicht! — Mir iſt, als wäre das etwas ſo kleinliches, etwas ſo . . . nein! — das kann ich nicht ertragen; dann gehe ich lieber fort — dann verſchwinde ich ganz . . .

— Das wirſt du nicht thun, Agna! —

— Doch! — wenn du mir nicht verſprichſt, daß du nie über dieſe Briefe ſprechen willſt, ſie nie mehr anſehen wirſt. Du mußt alles thun, daß ſie aus der Welt kommen, eher finde ich meine Ruhe nicht wieder.

— Das will ich thun.

— Alles andere überlaſſe nur mir ſelbſt. Habe ich ſo großes Unrecht begangen, dann mag Gott mich ſtrafen; aber ich glaube: auch du verlangſt nicht, daß ich mich auf den Markt ſtellen ſoll und allen Leuten zurufen: Seht, das und das habe ich gethan! Ich muß an meinen Mann, ich muß auch an Elly denken; wer weiß, vielleicht kommt der Augenblick, da ich ihm alles ſage; — erſt dann werde ich vor mir ſelber frei daſtehen. Oder geh du zu Ernſt hin, ſage ihm alles, beſchwöre ihn, daß er mich frei giebt . . .

— Nein, Agna, du haſt geſchworen . . .

— Aber ich habe mein Gelöbnis nicht gehalten.

— Die Freiheit wirſt du damit nicht erlangen. Die Pflichten, die du auf dich genommen, wirſt du erfüllen müſſen.

— Alſo, was ſoll ich thun? Ich glaube faſt, Vater, wir wiſſen es beide nicht. Wir wollen unſer

Leben und unſer Thun auch nicht feſtlegen. Ich muß die Möglichkeit haben, zu handeln, wie der Augenblick es von mir verlangt.

— Man ſollte den Eingebungen des Augenblickes nicht folgen, Agna, denn der Augenblick iſt der größte Verführer, den es giebt.

XIII.

Paſtor Ewald mußte zu einer Trauung fahren, der Wagen wartete ſchon vorm Hauſe.

— Komm' das Stück mit mir, Agna. An einer Droſchkenhalteſtelle ſetze ich dich ab. —

Sie ſprachen von der Mutter. — Agna wäre gern einmal hinübergefahren, aber wegen Elly mußte ſie vorſichtig ſein. Dann verlangte ſie durchaus: der Vater ſolle am Abend zu ihr kommen. Aber darauf wollte er nicht eingehen. Sie mochte ruhig ihre Geſellſchaft beſuchen, wie ſie es ſich vorgenommen hatte. Er wollte heute abend allein ſein und auch früh ſchlafen gehen.

So mußte ſie ſich denn beſcheiden. Als ſei nichts vorgekommen, ſagten ſie ſich Adieu, und Agna fuhr allein nach Hauſe. —

Elly war ungezogen geweſen und hatte allerhand Unfug getrieben, ſodaß die Mutter ernſtlich mit ihr ſchelten mußte.

Aber nun war sie so zärtlich lieb und betrug sich musterhaft artig, daß Agna ihr gleich wieder gut wurde.

Sie aßen zu zweien Mittag, ohne den Vater, was Elly himmlisch fand. Sie hatte nicht den rechten Ton ihm gegenüber, und er verstand es nicht weiter, mit diesem großen Mädchen auszukommen, sondern überließ die Erziehung völlig seiner Frau.

Allerhand schnurrige Einfälle hatte Elly, so daß Frau Agna immer wieder lächeln mußte. Und weil sie gar so lieb war, durfte sie bestimmen, was sie heute beginnen wollten.

Nach vielem hin- und herraten kamen sie überein, bei dem schönen Wetter eine Wagenfahrt zu unternehmen, über Westend an die Havel.

Trotzdem der Herbst längst eingezogen war, herrschte eine warme sommerliche Luft. Vereinzelt fielen gelbe Blätter von den Bäumen, und ein leichter Wind kreiselte den Staub der Chausseen. Radfahrer jagten an dem Wagen vorüber, manchmal ein lärmendes Automobil, daß ihr Gaul unruhig wurde und, die Ohren zurückgelegt, tänzelte und ausbrechen wollte.

Als sie den Berg hinunter und an dem See hin fuhren, wo die Schwäne in Scharen zogen, kamen sie in sonntagsfrohe Ausflügler, meist Fußgänger, vereinzelt ein Zug fahnengeschmückter Kremser. Und auf der Havel die letzten Dampfer.

In den wenigen, weit von einander gelegenen Lokalen am Wasser drängte sich die durstige Menge.

Sie stiegen ab, die Leute sahen neugierig nach der eleganten Dame mit dem hübschen kleinen Mädchen,

das ihr am Arme hing, wie sie zwischen den mit Biergläsern und unförmigen weißen Kaffekannen besetzten Tischen suchend hindurchgingen, um einen Platz zu finden.

Elly strahlte vor Vergnügen. Sie fing all die Blicke auf, die der Mutter folgten, und that, als gelte ihrer kleinen Person diese offenkundige Bewunderung. Die Leute gingen ihnen wie selbstverständlich aus dem Wege.

An einem Tische sprang eine Frau auf und riß ihre beiden Kinder, die den Gang versperrten, zur Seite, mit einem freundlichen Blicke zu ihr empor.

In der Nähe des Wassers, wo an der Landungsbrücke die Dampfer anlegten, fanden sie Platz. Fortwährend fuhren die Vergnügungsboote hinaus, oft in bedenklicher Richtung, unter den seltsamsten Ruderschlägen und ängstlichen Lenkversuchen des Mädchens am Steuer.

Elly wollte durchaus Boot fahren. Frau Agna hatte alle Mühe, es ihr auszureden; sie verstanden beide nicht viel davon.

— Aber, Kindchen, sieh mal, du verstehst doch nichts davon, und in meinem Kleide kann ich wirklich die Ruder nicht regieren. Da mußt du schon warten, ein andermal.

— Wenn Papa mitkommt, der kann doch? . .

— Ich weiß nicht, Elly. Heute aber ist niemand da, der uns fahren kann.

Sie mußte an ihren Mann denken, der für keinen Sport etwas übrig hatte. Von dem konnte Elly nicht

verlangen, daß er ſie hinausrudern ſolle; der konnte nur über ſeinen Akten ſitzen und das Heer der pflichttreuen Beamten um einen vermehren.

Und plötzlich fiel ihr ein heißer Sommertag ein, ein Tag voller Gewitterſchwüle, der verhängnisvoll für ſie geworden war mit ſeiner ermattenden Schwere, die doch ſo wohl gethan.

Sie ſah ſich, weiter unten nach Potsdam zu, in einem dieſer kleinen Boote am Steuer ſitzen, und das Boot ſchoß unter energiſchen Ruderſchlägen über die leichtbewegte Waſſerfläche. Sie vergaß ein paar Augenblicke ihre Umgebung; ſie hörte nicht das lärmen und rufen der frohen Sonntagsmenge, hörte nicht mehr die Klaviermuſik aus dem kleinen Tanzſaale, wo die Paare ſich ununterbrochen nach den banalen Melodieen drehten.

Sie ſah ein Geſicht vor ſich auftauchen, lachend, daß man all die weißen Zähne ſah, dieſes Geſicht mit dem etwas brutalen Zug um die Mundwinkel und dem kecken Schnurrbarte. Der alte Zauber, dem ſie einſt unterlegen war, ſtrömte auf ſie über, ſie ſchloß die Augen; und ihr war, als treibe ſie unter einem Gewitterhimmel auf der weiten Waſſerfläche. Alles war vergeſſen; ein Rauſch umfing ſie; in allen Gliedern eine ſo wohlige Mattigkeit, eine Sehnſucht, dies Gefühl möge nie ein Ende nehmen. — Da ſchrak ſie zuſammen, riß die Augen auf, und fand ſich in dem Reſtaurationsgarten, und Elly war aufgeſprungen, zog ſie am Arm, und rief ganz entzückt:

— Sieh doch, Mama, ſieh doch! ein Dampfer mit Muſik, und er kommt hier her; ſieh nur, er kommt hierher! —

Schwarze Schatten zogen über ihre auftauchende Erinnerung. Die Vergangenheit war wieder verlöſcht, heller Sonnenſchein blendete ihre Augen; die Gläſer klapperten, der Dampfer legte an, und die Muſiker machten einen betäubenden Lärm.

Sie ſah alles ſo grell, nur die Stimme Ellys that ihr wohl, und nun plauderte ſie mit ihrem Kinde.

Die Geſpenſter waren vertrieben. Sie war wieder ganz die Mutter ihres Kindes, antwortete auf all die tauſendfachen Fragen, ging auf ihren Ton ein, daß Elly ganz entzückt war. Nun quälte ſie, ſie wollten noch nicht fortgehen. Es war zu ſchön hier.

Sie blieben noch eine Weile ſitzen, aber dann mußten ſie heim, ehe die Dämmerung einbrach. Die Sonne war hinter Wolken untergegangen, und es wehte froſtig kühl vom Waſſer her. —

Bei der Rückfahrt drängte ſich Elly dicht an die Mutter, und Agna fühlte die wohlige Wärme des jungen Körpers; die Munterkeit, dieſes halb kindiſche und wieder ſo ernſt klingende Geplauder that ihren erregten Nerven wunderbar gut, daß ſie ſich kein Wort entgehen ließ.

In der Nähe der Trabrennbahn ſtießen ſie auf ein Zigeunerlager. Drei bunte Wagen, die ihren braunen Inhalt hier entleert hatten.

Die kleinen dunklen Geſtalten kamen ihnen ſchon weit entgegengelaufen und bettelten unter vielem Geſchrei; der Wagen mußte halten, und Elly warf ihnen ein paar Nickelſtücke zu, um die ſie ſich balgten, ſtießen und an der Erde wälzten.

Sie kletterten am Wagenſchlage herauf, ſtiegen in die Räder, und beide Hände ſtreckten ſie entgegen, mit aufdringlichem betteln, und einer Flut unverſtändlicher Laute.

Ein großes Mädchen, vielleicht ſchon eine Frau, das bunte Tuch über die glänzenden ſchwarzen Flechten in den Nacken gerutſcht, kam herbei und wollte der ſchönen Dame wahrſagen, die Zukunft aus der Hand leſen; aber Agna ſchüttelte den Kopf und krampfte die behandſchuhten Finger feſt ineinander.

Nein, von der Zukunft mochte ſie nichts wiſſen, an die wollte ſie nicht denken, jetzt nicht. Sie warf der Zigeunerin ein Geldſtück zu und rief den Kutſcher an, weiterzufahren, ſehr zum Verdruſſe Ellys.

Erſt ein paar Peitſchenhiebe brachten die kleine lärmende Bande zur Vernunft, daß ſie von den Rädern gingen und nicht unter den Wagen kamen. —

Elly war noch ganz aufgeregt, ſie hätte ſich für ihr Leben gern wahrſagen laſſen. Es mußte zu ſchön ſein, ſich ſagen zu laſſen und zu wiſſen, was die Zukunft einem brachte, aber Agna wurde jetzt ſtill und lehnte ſich abgeſpannt in die Kiſſen zurück.

Sie kamen der Stadt näher, auf den breiten asphaltierten Chauſſeen rollte der Wagen lautlos dahin, die alten Bäume ließen vereinzelt ein welkes Blatt auf die Fußgänger fallen; unter dem Stadtbahnbogen hindurch bog der Wagen in den Tiergarten ein, und nach einer Viertelſtunde waren ſie daheim.

Agna übergab das Kind, das ganz traurig wurde, dem Fräulein, denn ſie mußte ſich hinlegen und Ruhe haben, die Herbſtluft that ihr doch nicht gut. —

Damit nahm ſie Abſchied von Elly, indem ſie ſich ihrer Zärtlichkeiten faſt ein wenig erwehren mußte, und ging auf ihr Zimmer, wo das Mädchen nur in einer Ecke die verſchleierte Birne des elektriſchen Lichtes aufgedreht hatte.

Martha half ihr das Kleid abwerfen, und in einem weißen, warmen Schlafrocke ſtreckte ſie ſich aus und ſchloß die müden Augen. —

Es war ganz ſtill im Hauſe, nur aus dem Nebenzimmer vom Schreibtiſche her konnte ſie das leiſe ticken der kleinen Standuhr hören; ein paar Minuten hörte ſie es, ſich bezwingend, mit an, dann konnte ſie es nicht länger ertragen, es war wie ein ſtechen gegen ihr Gehirn, und ſie ging hin und hielt die Zeiger an.

Aber kaum lag ſie eine Weile ausgeſtreckt, als die tiefe Stille ſie ängſtigte. Es kam ihr ſo tot im Zimmer vor, ſo leer war es rings um ſie her.

Sie wollte Elly kommen laſſen, aber ſie konnte das Kind jetzt nicht um ſich haben; ſie mußte allein bleiben.

Allmählich überkam ſie ein unſagbar wohliges Gefühl, eine innere Ruhe; hier in ihren Zimmern fühlte ſie ſich ſicher und geborgen. Alles um ſie herum ſtand in perſönlicher Beziehung zu ihr, hier war alles nach ihrem Geſchmacke und zu ihrer Bequemlichkeit eingerichtet; die hellen Möbel und lichten engliſchen Vorhänge verliehen dem Raume etwas mädchenhaftes, daß es faſt ausſah, wie bei einem kleinen Penſionsfräulein.

Alle Erinnerungen an ihre Mädchenzeit hatte sie sich hierher gerettet; schon seit langem hätte sie für ihr Leben gern hier geschlafen, statt daß sie in einem dieser steifen, für sie viel zu breiten Betten in dem großen Schlafzimmer liegen mußte.

Sie hatte die Scheu vor ihrem Manne noch immer nicht verloren; deshalb kleidete sie sich hier an und aus, und erst wenn sie fertig war, ging sie, stets ein wenig fröstelnd, hinüber in das gemeinsame Schlafgemach. —

Es hatte Tage gegeben, wo sie endlos gezaudert und gezögert hatte; sich immer wieder was zu schaffen machte, und ihr Zimmerchen erst verließ, wenn sie die schweren Atemzüge ihres Mannes hörte. Das war damals gewesen. Da hatte sie sich gefürchtet.

Beständig hatte sie in der sinnlosen Angst vor einer Entdeckung geschwebt, allein so vollständig hatte sie sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß sie entschlossen war, bei dem ersten Worte von ihm, die Wahrheit rückhaltslos zu gestehen, mochte daraus werden, was wollte.

Sie sah ihre Rettung darin, ihre Befreiung.

Jetzt dachte sie anders. Da alles vorbei war, sollte er auch nichts mehr erfahren.

Sie hatte sich still beschieden, hatte Verzicht geleistet, und erwartete nichts mehr vom Leben. Ihr war alles zum Ekel geworden. Mit bitterem Lächeln dachte sie an ihre thörichten Träume von Glück. Es war alles Lüge. —

Eine leise Unruhe überkam sie wieder, daß sie sich erhob und den Fenstervorhang zurückschlug.

Draußen war dunkle Nacht, durch die man keine drei Schritt weit ſehen konnte.

Der Wind rauſchte leiſe in den Zweigen. —

Es knackte hinter ihr.

Jählings fuhr ſie herum. Sie hatte das Gefühl, als ſtehe wer hinter ihr. Ihre Kniee zitterten.

Mit den Augen durchſuchte ſie das Zimmer; nichts war zu ſehen; — ſie blieb noch eine ganze Zeit mit dem Rücken gegen das Fenſter ſtehen; erſt als ſich nichts regte, traute ſie ſich vom Fenſter weg, ließ in dem großen Zimmer alle Lichter aufflammen und ging an ihren Schreibtiſch.

Der Ausflug hatte eine Erinnerung geweckt an etwas, das ſie faſt vergeſſen hatte.

Auf den erſten Griff in das rechte Fach des roten Mahagonitiſches mit ſeinen modernen Seceſſionslinien hatte ſie, was ſie ſuchte: drei Photographieen.

Eine von ihm in Uniform; da ſah er ſo kindlich gut aus, faſt ein wenig blöd, als ganz junger Leutnant, der ſich eine ſtolze Haltung geben will; dann eine aus der letzten Zeit, das Geſicht ſcharf und keck, etwas verlebt aber intereſſant; und endlich eine dunkle Momentphotographie.

Die hatten ſie ſich einmal machen laſſen in einer jener Buden, wo jedes Bild fünfzig Pfennig koſtete, gleich zum mitnehmen.

Draußen in Schlachtenſee war es geweſen, wohin ſie an einem freien Nachmittage einen Ausflug unternommen hatten. Sie ſtanden ganz dicht bei einander. Er ſah ein wenig auf ſie herab, aber mit

einem vergnügten Geſichte, denn der Photograph hatte von ihnen immer nur als: Ihr Herr Gemahl und Ihre Frau Gemahlin geſprochen.

Er hatte auch für ſich ein Bild haben wollen, aber das hatte ſie ihm leiſe und energiſch abgeſchlagen. Was ſollte der Mann auch denken? Da er ſie für verheiratet hielt, durften ſie ſich nur ein Bild machen laſſen.

Außerdem wollte ſie nicht, daß er ſolch ein gemeinſames Bild etwa einem Bekannten zeigte. Das konnte geſchehen, ohne daß er ſich viel dabei dachte, um ein wenig zu renommieren.

Und jetzt! —

Die Briefe, die bei ihrem Vater lagen!

Wie kamen ihre Briefe dahin? — —

Sie ſtarrte auf die Bilder, die ſie in der Hand hielt, ſie ſah die ſcharfen Augen ironiſch auf ſich gerichtet.

Wie war es möglich, daß ſie in fremde Hände gefallen? War es denkbar, daß er ſelbſt . . . . aber das war ja nicht möglich! Einer ſolchen Schurkerei war kein Mann fähig. Allein, wie konnte es geſchehen?

Wer hatte die Briefe ihrem Vater gebracht? In all ihren eigenen Schmerzen war ſie nicht dazu gekommen, darüber nachzudenken.

Mit erſchreckender Grauſamkeit ſtand die Thatſache jetzt vor ihr.

Das heiligſte, was ſie zu geben hatte, was ſie ihm geſchenkt, das konnte er nicht elend preisgeben um Geld.

Aber daß die Briefe noch existierten, daß er sie nicht verbrannt hatte, darüber kam sie nicht weg, das faßte sie nicht.

Die beiden Photographieen zerriß sie, auch die Momentphotographie wollte sie vernichten, aber an dem scharfen Blech riß sie sich, daß das Blut ihr warm über die Hand lief, während sie das Bild nur ein wenig zerknitterte.

Sie mußte die Finger lange kühlen, ehe das bluten aufhörte; dann zerbog sie das Bild vollständig und hielt es in die Flammen einer Kerze, bis nichts mehr zu erkennen war. Die zerrissenen Stücke der anderen Bilder verbrannte sie.

Es sollte nichts davon zurück bleiben. —

Wenn sie das erst mit den Briefen auch so machen konnte.

Sie war froh, bei dem Gedanken, daß sie nun wieder in ihren Besitz kamen; dann war jede Spur ausgelöscht.

Seitdem ihr Vater sie so hart verurteilt hatte, so schonungslos verdammt, hatte sie keinen Mut mehr, ihr Thun zu vertreten.

Und immer mußte sie an Elly denken.

Vor ihr wollte sie sich nicht blosstellen, um keinen Preis. Und vor allem wollte sie ihre Tochter für sich behalten und nicht verlieren.

Denn verlieren würde sie ihr Kind, wenn sie mit der Forderung ihrer Freiheit kam.

Jetzt, wo das alles in der Vergangenheit lag, wo sie so lange Zeit geschwiegen hatte, fühlte sie nicht

mehr die Berechtigung in ſich, zu fordern. Jetzt war es zu ſpät. Dieſes Recht hatte ſie ſich verſcherzt.

Wenn ſie wählen ſollte: entweder in den alten Verhältniſſen weiter leben, an der Seite ihres Kindes — oder als geſchiedene Frau allein hinausgehen in die Welt, wo ſie keinen Menſchen hatte, konnte ſie nicht im Zweifel ſein. —

Eine langſame, aber tiefe Erbitterung ſtieg in ihr auf gegen den Mann, dem ſie nur ein Spielzeug für müßige Stunden geweſen war, dem ſie alles gegeben hatte und der ſo leichtfertig mit ihren Briefen umging, wenn er nicht gar ſchmählichen Wucher damit getrieben hatte.

Das hatte ſie nicht verdient. Kein Nebengedanke war je bei ihr aufgetaucht. Jedem ſeiner Worte hatte ſie rückhaltlos geglaubt, ſie hatte ihn geliebt, aber jetzt warf ſie ihn zu den Toten.

Sie wollte nicht daran denken. Es ſollte vorbei ſein, aber immer wieder tauchten die Bilder vor ihr auf, die ſie vergeſſen wollte. —

Das Mädchen kam auf ihr klingeln und kleidete ſie an. Sie ſprach kein Wort mit ihr, außer den notwendigſten Hinweiſen.

Heute wollte ſie ſich hübſch machen. Lange hatte ſie geſchwankt, ob ſie nicht bei der Freundin abſagen ſollte; nun hielt ſie es doch für das beſte, unter Menſchen zu gehen, denn das alleinſein war nicht zu ertragen, es brachte ſie zum Wahnſinn.

Sie ging noch einmal hinüber, um nach Elly zu ſehen, die im tiefſten Schlafe lag, dann fuhr ſie in Geſellſchaft. — —

XIV.

Als Rolf bequem in seiner Ecke des Durchgangswagens saß, und der Zug langsam aus der Halle des Potsdamer Bahnhofes hinausfuhr, über die rasselnde Brücke des Landwehrkanales, an den langen Reihen der Wagenzüge vorbei, die hier zum reinigen standen; als eine Station nach der andern vorbeiflog, die Strecke zu beiden Seiten von Wald eingeschlossen wurde und endlich Potsdam auftauchte, da ward ihm immer behaglicher ums Herz.

Draußen goß es in Strömen, er zündete sich seine Cigarre an, schlug die Beine über einander und sah zum Fenster hinaus. Anfangs war seine Hand zuweilen nach der Brust gefahren, wo er in der großen Innentasche der Weste die Papiere verwahrt hielt. Die gaben ihm die Freiheit, die konnten ihm eine Zukunft schaffen, wie er sie sich in seinen Träumen nicht besser wünschte.

Er überlegte noch immer, wie er die Papiere in Geld umwechselte; es war das gescheiteste, es in Köln zu thun, wo er einen bekannten Bankier hatte. Zweitausend hatte er bei einem Bankhause noch am Vormittage veräußert, wegen des Restes sollte er bis morgen warten, aber dazu hatte er keine Lust.

Von Köln konnte er sich eventuell einen Teil nachschicken lassen, allein sein Bekannter würde ihm schon gleich zu der ganzen Summe verhelfen.

Einmal überfiel ihn ein wenig das Gruseln, als er daran dachte, daß dem Pastor das Geschäft leid gethan haben könne und er vielleicht die Nummern

als anzuhalten gemeldet hatte. Aber der Stimmungsſchreck ging gleich vorüber. Es war ja ein Darlehen, eine ganz ordnungsmäßig ſich abwickelnde Angelegenheit, bei der alles vollſtändig korrekt zugegangen war.

Nein, da konnte ſich ſchwerlich wer einmiſchen, das Geld hatte er redlich, und vor allem ganz freiwillig erhalten; daran war nicht zu drehen, noch zu deuteln.

Alſo alles ganz famos.

Das Licht über ihm flammte auf, noch ehe es draußen recht dunkel geworden war; dann kam langſam die Nacht.

Im Speiſewagen, der überfüllt war, aß er ein wenig.

Am Nebentiſche waren drei Herren eifrig mit Kartenſpielen beſchäftigt. Sie droſchen Skat! —

Mit ſeinem Gegenüber, offenbar einem reichen Rheinländer, fing er ein Geſpräch an über Tagesereigniſſe und verſchwatzte die Zeit, bis der Zug in Köln hielt und alles eilfertig ausſtieg.

Die meiſten fuhren weiter nach Paris. Er nahm ſeine kleine braune Handtaſche und ſuchte ſich allein ſeinen Weg. —

Vor ihm ragte der Dom auf; der Nachthimmel hatte ſich erhellt, die Straßen waren noch feucht vom Regen, aber es war warm geworden. Einen Augenblick blieb er ſtehen und ſah an den Türmen hinauf, dann ſuchte er ſein Hotel.

Unten im Reſtaurant aß er zu Abend, las ein paar Zeitungen und war müde. Eiſenbahnfahren

konnte er ſchlecht vertragen, es brachte ihn zum gähnen. Er überlegte, ob er noch in eine Weinkneipe gehen ſollte, aber da es bald Mitternacht war, ging er wie die Kindlein zu Bett. —

Es war heller Tag, als er erwachte, ganz erſtaunt, wo er eigentlich ſein konnte.

Dann erſt fiel ihm alles wieder ein. —

Nach dem Frühſtück ſuchte er ſeinen Bekannten auf, und gleich nach Tiſch war die ganze Sache erledigt. Er hatte ſein Geld, einen Teil gleich in Hundertfrankſcheinen, in der Taſche.

Am Nachmittage fuhr er den Rhein hinauf, traf ſich am Abend mit ſeinem Freunde, und am folgenden Tage in der Dämmerung kam er auf der Gare du Nord an.

Ein bischen aufgeregt war er doch, als er ſich ſo Paris näherte. Ihm gegenüber ſaßen ein Herr und eine Dame, deren Geplauder er belauſchte. Na, ein bischen franzöſiſch konnte er doch, trotzdem es ihm ſchwer fiel, alles zu verſtehen; durchkommen würde er ſchon damit.

Seine Koffer waren revidiert, und nun fuhr er die Rue Lafayette hinunter.

Miß Crawley hatte immer nur vom Grand Hotel geſprochen, und da wollte er natürlich auch wohnen.

Die Straßen, durch die er anfangs fuhr, imponierten ihm nicht ſonderlich, viel Verkehr, viel Lärm, aber doch mehr die Art, wie das Roſenthaler Viertel.

Als aber der Wagen nach dem Boulevard einbog, gefiel ihm die Sache ſchon ein bischen beſſer, und als

er in den großen Hof des Hotels kam und die Terraſſe betrat, fand er die Choſe mächtig großſtädtiſch.

Das Zimmer im dritten Stock nach einem der Höfe war weniger großartig. Das konnte nicht viel koſten, dachte er; fragte gar nicht nach dem Preiſe und ſagte ſich, wenn es auch nur klein ſei, es war jedenfalls Grand Hotel.

Er machte einen Bummel über die Boulevards, kam bis zu den Champs-Elyſées, und da das helle Licht und die Muſik ihn reizten, ging er in die Ambaſſadeurs, wo er ſeinen Abend ſehr nett verbrachte. Er lachte mit, wenn die andern ſich amüſierten, obgleich er von den Couplets faſt nichts verſtand, und in höchſt angeregter Stimmung ſetzte er ſich zum Schluß vor das Café de la Paix, wo er bald Geſellſchaft fand, um ſeine erſten Sprachverſuche zu riskieren.

❁

Vier Tage verbummelte er ſo; er kannte ſchon eine ganze Reihe Vergnügungslokale, denn am zweiten Abend hatte er einen alten Bekannten getroffen, mit dem er in Berlin ein paar mal gejeut hatte; der Sohn eines Großinduſtriellen vom Rhein, Max Heſſlein, der ſich unbändig freute, ihm hier zu begegnen und ihn gleich in alle möglichen Lokale ſchleppte, wo man ſein Geld für nichts im Handumdrehen los werden konnte.

Rolf war froh, als Heſſlein im Auftrage ſeines Vaters nach London mußte und er wieder allein war, denn die paar Tage hatten ihm eine ſchwere Menge Geld gekoſtet. Donnerwetter, war Paris ein teures Pflaſter

Zwei Tage ſpäter machte ihm einer der Herren im Bureau die Mitteilung, daß Miß Crawley mit ihrem Vater am folgenden Abend ankommen würde; die Zimmer ſeien ſoeben telegraphiſch beſtellt.

Na alſo! — ſchon lebte er in der Angſt, daß ſie vielleicht nicht kommen würde und alles umſonſt geweſen ſei.

Aber ſie kam. —

Er ging an ihr, als ſie in einem der Korbſeſſel auf der Innenterraſſe lag, vorbei, ſtutzte, und erſt als ſie freudig ſich erhob, ging er auf ſie zu, und that, als ſei er ganz zufällig in Paris.

— Ja, iſt es möglich, Miß Mabel, Sie hier? — Jetzt ſchon? Ich hatte gedacht, Sie wollten erſt im nächſten Monat kommen.

Sie freute ſich ſehr, und fand es ganz ſelbſtverſtändlich, daß er da war; als er davon ſprach, er müſſe ſchon nach drei Tagen abreiſen, erklärte ſie das für Nonſens.

Er ſchüttelte dem Vater die Hand, einem ſchweigſamen Gentleman, der froh war, daß ſeine Tochter jemanden gefunden hatte, mit dem ſie ſich offenbar gut unterhielt. Er ſelbſt machte den Mund nur zum eſſen und trinken auf, wunderte ſich prinzipiell über gar nichts, und war nicht zu bewegen, in ein Muſeum zu gehen, wohin Mabel den armen Rolf alle Tage ſchleppte, der krampfhaft vorher in ſeinem Bädeker ſtudierte, um mitreden zu können.

Daß ſie ſich für ihn intereſſierte, lag klar; daß er dem Alten gefiel, war ſichtlich; aber ob ſie ihn heiraten würde, der nichts hatte, nichts konnte?

Allein ſie kannte ihn von Berlin her, wußte daß er dort in der beſten Geſellſchaft verkehrte, und das war der ſtolzen, freien Amerikanerin enſchieden viel wert. Sie konnte ſich den Luxus ſchon leiſten, einen armen Mann zu heiraten.

Vorläufig koſtete ihn die Geſchichte ein Heidengeld. Wenn Papa Crawley ihn auch ganz als ſeinen Gaſt behandelte und nicht duldete, daß er in ſeiner Gegenwart einen Sou ausgab, ſo ſchmolz die Summe, die Rolf beſaß, bedenklich zuſammen. Einen Bombenſchreck hatte er bekommen, als er für die Woche ſein Zimmer bezahlte. Alle Achtung! darauf war er doch nicht gefaßt geweſen.

Was ſollte er nun beginnen? Schade, daß Heſſlein abgereiſt war; er hatte auch keine Ahnung, wie ſeine Londoner Adreſſe war.

Seinen zukünftigen Schwiegerpapa konnte er ſchwerlich anpumpen. Das machte einen gar zu ſchlechten Eindruck.

Im letzten Moment alſo ſollte ihm alles entgehen, das durfte nicht ſein. Er war in einer Stimmung, daß er rauben und morden konnte, bereit, kalten Blutes die größte Gemeinheit zu begehen.

Und doch ſchrak er zuſammen, als er den einzigen Weg ſah, auf dem die Möglichkeit ſeiner Rettung lag.

Er hatte noch ein paar Briefe, von jenen Briefen, die er dem alten Paſtor damals nicht mit verkauft hatte. Dem konnte er nicht gut mehr damit kommen. Das war verbraucht. Es blieb nur eines . . . .

Aber er mochte nicht daran denken, er ſuchte immer noch einen anderen Ausweg. — Es gab keinen, und ſo

ſetzte er ſich endlich hin und ſchrieb an Erna einen langen Brief.

Sie hatte ihm ſo oft erklärt, wie ſie jederzeit bereit ſei, alles für ihn zu thun, ihr Leben zu laſſen, wenn's ſein mußte. So ſchlimm war's nun nicht; Gefahr war freilich dabei, wenn es mißglückte. Ging die Sache gut, dann war er gerettet, und ſie ſollte eine Belohnung haben, wie ſie ſich's nur wünſchen mochte.

Er nahm ſie alſo beim Worte, das ſie ihm ſo oft gegeben. Und ganz genau entwickelte er ihr den Plan, wie ſie vorgehen ſollte.

Es war ein ſchweres Stück Arbeit dieſer Brief. Er hatte dabei immer das unheimliche Gefühl, als liefere er ſich ſelbſt an den Galgen und gebe ſich in die Hände des Henkers. Das half nichts, er mußte va banque ſpielen. Leben oder Tod! — und er warf ſein Leben als Einſatz hin.

Als er einen von Agnas Briefen ausgeſucht und ſeinem Schreiben beigelegt hatte, fühlte er ſich leichter.

Er ging hinunter und ſchlenderte über die Boulevards bis zu einem Tabakladen. Drinnen kaufte er ſich Marken und ein Pack Cigaretten, zündete ſich eine an, und indem er den Brief vorher noch einmal drehte und wendete und den Verſchluß geprüft hatte, ſteckte er ihn in den ſchmalen Spalt unterhalb des Fenſters.

Als er in der Oeffnung verſchwand, wußte er, daß es nun kein zurück mehr gab, — nun blieb ihm noch eine Galgenfriſt, die wollte er ſo luſtig als möglich verleben. Mochte nachher kommen was wollte.

Er pfiff vor ſich hin, ſchob ſich durch die bunte Menſchenmaſſe, und in vergnügter Stimmung langte

er im Grand Hotel an, wo er Miß Mabel den Vorſchlag machte, heute abend zum moulin rouge zu gehen, ohne den Papa, dem man erzählte, ſie gingen in die Oper.

Vergnügt wie ein Schulmädchen, das einen loſen Streich vollführen will, konnte Mabel ſich vor Ausgelaſſenheit kaum halten. So gefiel er ihr, wie er heute war, nachdem ſie ſchon geglaubt, man habe ihn ausgetauſcht, ſo ganz anders war er ihr vorgekommen.

Er war doch wohl der rechte Mann für ſie.

XV.

Drei Tage, nachdem Profeſſor Rode im Krögel geweſen war, klopfte es bei ihm. Er war grade dabei, eine Nebenfigur zu dem großen Denkmalsentwurfe zu ſkizzieren. Er hatte ein Modell ſtehen, einen Krieger in Rüſtung, aber er war nicht recht in Arbeitsſtimmung, und ſo öffnete er.

Kulitz ſtand draußen, ganz eingeregnet; denn ſeit zwei Tagen fiel der Regen unaufhörlich. Die Näſſe lief an den Scheiben des Ateliers herunter, und man hörte das Waſſer in dem Abflußrohre raſſeln und rauſchen, eine ſtete Muſik, die dem Bildhauer bei der Arbeit lieb war.

Das Waſſer lief Lilis Vater nur ſo vom Hute, aber im Atelier ſchadete das nichts weiter.

Rode ſchickte den Krieger mit ſeiner klappernden Rüſtung nebenan hin, und blieb mit Kulitz allein.

— Was führt Sie zu mir?

— Ja, ſehn Se mal, Herr Profeſſor, die Sache wäre ja gemacht, wenn Se mir nur helfen wollten. Ich möchte die Budike für mein Leben gern haben. Se ſollen mal ſehn, denn wer ich en reicher Mann. Un was nu mit Lili is, da kann es ja ſein, daß ſe das man blos ſo geſagt hat damals, weil ſe doch von mir ſo ne Hiebe gekriegt hat, — un da hat ſe vielleicht blos geſagt, als wie Sie wären es geweſen, wie Sie das meinen, aber es is nich wahr, un en ganz anderer. Se können ſicher ſein: wir reden niſcht, Jott bewahre, wo wer'n wir denn — aber ich müßte das Geld bald haben.

— Wiſſen Sie, mein Lieber, nun haben wir's ja, das iſt ein ganz gemeiner Schwindel.

— Herr Profeſſor! nich beleidigen! — ſonſt ... aber Se wer'n 's ſchon nich ſo gemeint haben. Geſchwindelt is niſcht — aber wenn Se durchaus wollen, denn können wir die Geſchichte ja vor's Gericht bringen.

Rode ſah ſich den Mann feſt an, — das war nicht blos ſo hingeredet. Dem lag offenbar nichts daran, ob er damit hineinfiel.

Beſtändig überlegte er, was er thun ſollte. Auf das Geld kam es ihm nicht an, aber damit gab er ſich dem Pantinenmacher Kulitz in die Hände.

Warf er ihn einfach hinaus, dann hatte er ſicher den ſchönſten Aerger, und er kannte das: wenn ihn was aufregte und unangenehm beſchäftigte, dann ſtand es ſehr faul mit ſeiner Arbeitsluſt. Dann lag er gleich wochenlang brach.

— Wollen Se vielleicht mal mit Lili ſelber reden? Se is hier.

— Wo haben Sie ſie denn?

— Sie ſteht draußen im Thorweg. Ich wer ihr reinrufen. —

Er holte das Mädchen, das anfangs nicht hereinkommen wollte. Jetzt ſtand ſie da mit niedergeſchlagenen Augen, und auf alles Zureden Rodes antwortete ſie immer nur:

— Ich weiß nicht! — Ich weiß nicht meh.

Dann ſchwieg ſie ganz und weinte nur.

— Sehn Se, was anderes is nich aus ihr rauszubringen. Aber da hätten Se mal ſehn ſollen, wie ſe uns die Geſchichte erzählt hat. Wir wiſſen noch jedes Wort ganz genau, ich und meine Lina.

Als der Profeſſor endlich feſt entſchloſſen erklärte: er werde ihm das Geld nicht geben, weil das wie eine Art Eingeſtändnis ausſehe, hob ſie zum erſten Male den Kopf und bat ſchluchzend:

— Ach bitte, bitte, geben Sie doch Vatern das Geld! — Wir haben's ſo nötig, und Vater weiß ſonſt nich, was wir anfangen ſollen.

Da wurde er unſchlüſſig, und als ſie ihn bittend anſah, erklärte er: Nun gut, er wolle ſie nicht im Stich laſſen, obgleich ſie es nicht verdient hatten. —

Sie faßte nach ſeiner Hand, um ſie zu küſſen; ihr Geſicht kriegte mit einem Male einen ganz andern Ausdruck, aber er entzog ihr raſch die Hand und ließ ſie gehen, indeß ſich Kulitz gar nicht genug thun konnte in Dankſagungen und Verſicherungen, was für ein edler Menſch der Profeſſor ſei. —

Nun wollte er an seine Arbeit zurück, aber er hatte keine Gedanken dafür, schickte das Modell fort und verließ das Atelier, um einen Besuch zu machen.

✿

Ein paar Tage später schrieb Lili ihm, sie hätten das Restaurant übernommen, aber sie müsse mit bedienen helfen, solange sie nichts zu thun hatte; das verlangten die Eltern, wenn sie nicht Modell stehe. Ob sie nicht zu ihm kommen durfte, ob er sie nicht brauchen könne?

Er mochte sie nicht sehen, trotzdem das Mädchen am Brunnen unfertig war; er hatte die Haltung des Armes damals nicht herausgebracht, jetzt lag die Sache nicht günstiger. Er konnte sie jetzt nicht gebrauchen, er mochte sie nicht sehen, sie war ihm zuwider. Mit seinem neuen Entwurf hatte er außerdem alle Hände voll zu thun. —

Vierzehn Tage später stellte der alte Kulitz sich wieder ein. Das Geschäft ging nicht.

Er hatte sich das alles ganz anders vorgestellt, hatte alles mögliche erneuern müssen, und das Geld war bereits draufgegangen, bis auf den letzten Pfennig.

Der Professor hörte ihn ruhig an und erklärte, die Sache gehe ihn gar nichts an; und als Kulitz zu drängen anfing, wies er ihm die Thür. Das half wenig, und so faßte er den schimpfenden einfach am Arm und beförderte ihn hinaus.

Draußen schlug der Mann, der offenbar wieder zu viel getrunken hatte, einen Mordsradau. Alle

möglichen Schimpfworte ſtieß er in ſeiner Wut aus, ſinnloſe Drohungen, und immer ſchrie er ganz laut: Mädchenſchänder! — So was wollte nun ein Künſtler ſein! Seine Tochter, ſeine unſchuldige Tochter hatte er verführt, und nun warf er den armen Vater hinaus; na warte man, dir wird's ſchon an den Kragen gehn, ſo 'n Mädchenſchänder!

Erſt der Portier mußte dazu kommen, um den tobenden, der offenbar gar nicht mehr wußte, was er ſchrie, auf die Straße hinaus zu bringen.

XVI.

— Haben Frau Major denn die Verhandlung heute ſchon geleſen?

— Was denn für eine Verhandlung?

— Die Gerichtsverhandlung gegen Profeſſor Rode, ſo wird es ja bald heißen müſſen.

— Aber was iſt denn los? Ach bitte, gnädige Frau.

— Ja wiſſen Sie denn nicht, Frau Major, daß er den Vater eines ſeiner Modelle hinausgeworfen hat, und der Mann jetzt wegen Erpreſſung auf der Anklagebank ſitzt?

— Nun und . . .

— Der Kulitz wird ſicher verurteilt, aber ich glaube, Rode fällt dabei ſelbſt mit hinein. Er ſoll mit der Tochter, einem ganz jungen Dinge, was vorgehabt haben. — Er hat übrigens bei Cordelius intim im Hauſe verkehrt.

— Ach, nicht möglich.

— Ich ſage ja immer: Künſtler! Denn daß an der Sache was iſt, iſt ſicher, das kann man ſich ja denken. Dieſe Lili Kulitz ſoll übrigens bildſchön ſein. Und heute hat ſie nun den Eid geleiſtet; es wird dem alten Kulitz zwar nichts helfen, ſagt mein Mann, aber mildernde Umſtände können ihm nicht verſagt werden; wegen Erpreſſung fällt er hinein. Rode iſt nicht vereidigt, denken Sie nur! Er behauptet: das Mädchen habe alles erfunden, es habe ihm zugegeben, daß ſie den Eltern von ihm ſeiner Zeit erzählt habe, nur um was zu ſagen, weil der Alte ſo wütend geweſen ſei. Aber heute hat ſie den Eid geleiſtet: es ſei alles wahr, was ſie von Rode geſagt; und da wird's ſicher einen neuen Prozeß, diesmal gegen Rode, geben. Der Staatsanwalt ſoll furchtbar ſcharf ſein. Mein Mann kennt ihn. Er hat ſchon ein paarmal von ſittlicher Empörung geſprochen, die jeden erfaſſen müſſe, und höchſt verächtlich von einer angemaßten Künſtlermoral.

— Da ſollte mir Rode aber leid thun.

— Nicht wahr, ſonſt ſo ein netter Menſch!

— Er war dabei für einen großen Staatsauftrag in Ausſicht genommen, denken Sie nur.

— Damit wird es dann wohl vorbei ſein.

— Es ſollte mir wirklich leid thun.

— Er hätte den Leuten lieber mit ein paar hundert Mark den Mund ſtopfen ſollen.

— Ja, wenn er das gethan hätte! Aber wenn er nun unſchuldig iſt? — Es iſt nicht das erſte mal, daß ein Mädchen ſich ſo etwas zuſammen lügt.

— Wenn er unſchuldig iſt! — Wer kann das wiſſen.

— Jedenfalls bleibt was an ihm hängen. Ich weiß nicht, irgend was iſt immer an ſo einer Sache.

— Aber dann wird er doch einfach geſellſchaftlich unmöglich ſein.

— Wer weiß? In manchen Dingen iſt man ja ſo nachſichtig.

— Aber nicht in den moraliſchen.

— Da freilich nicht!

— Solche Sachen muß man eben zu vermeiden wiſſen.

— Nicht ſo laut. Hinter uns ſitzt Frau Geheimrat Cordelius.

Die Frau Major Weſterkamp drehte ſich um und nickte Frau Agna freundlich zu.

Es war in einer Komiteeſitzung zu einem Wohlthätigkeitsfeſt, und da die Vorſitzende ſich mit ein paar Damen leiſer beriet, erhob ſich ein allgemeines Geſpräch, ſo daß die beiden Damen ihre Unterhaltung wieder aufnahmen.

— Es muß der ſchönen Frau Agna doch auch perſönlich höchſt unangenehm ſein.

— Weshalb denn?

— Nun, Rode hat im vorigen Jahre ihre Büſte auf der Ausſtellung gehabt. Und wer weiß, in ſolch einen Prozeß kann man hineinkommen, man weiß nicht wie.

— Da verliert doch ſolch ein Werk ſehr an Wert. Man muß ſich ja ordentlich genieren, zu ſagen, von wem es iſt.

— Ich würde es einfach beiſeite ſtellen, daß es niemand mehr ſieht, wenigſtens in der erſten Zeit.

— Frau Cordelius hat mir übrigens früher mal erzählt, daß ſie dieſe Lili ſehr häufig bei den Sitzungen im Atelier getroffen hat.

— Ach, was Sie ſagen. Da wird ſie wohl gar mit als Zeugin vernommen werden? —

— Das iſt leicht möglich.

— Ich möchte nicht an ihrer Stelle ſein.

— Ich auch nicht, — hoffentlich hat ſie vorhin nichts gehört; wir haben, glaube ich, ein bischen laut geſprochen.

— Aber wir haben doch nichts geſagt, was ſie irgendwie kränken könnte.

— Man kann gar nicht vorſichtig genug ſein. Immer iſt der in der Nähe, von dem man ſpricht. Was ich darin für Pech habe, iſt unerhört.

— Ich auch; ich glaube, das hat jeder von uns. Pſt! Frau Generalin fängt wieder an. —

Es wurde wieder ſtiller in dem kleinen Zimmer. Das Komitee hatte ſich alſo geeinigt, ſo verkündete die Vorſitzende: dem Feſte einen mehr ernſthaften Charakter zu geben, und die Frau Generalin von Liebenow entwickelte das ungefähre Programm. —

Frau Agna hatte jedes Wort verſtanden, was die beiden Damen mit einander geſprochen hatten.

Der Prozeß hatte ſie ſehr beunruhigt. Der Profeſſor war zweimal bei ihr geweſen, aber ſie hatte ihn nicht empfangen. Es war ihr zu unangenehm, da ſie ja wußte, um was es ſich handelte. Sie wollte mit der Geſchichte nichts zu thun haben.

Sie saß an ihrem Platze ganz versunken, und fuhr erschreckt auf, als man auf einstimmigen Wunsch sie mit einem Auftrage betraute; sie sollte für eine Nummer im Programm Sorge tragen, wie sie das in früheren Fällen bereits mit so hervorragendem Geschick gethan hatte.

Stockend erklärte sie sich dazu bereit. —

XVII.

Agna hatte eben erst ihr Zimmer betreten und die Handschuhe noch nicht abgestreift, als das Mädchen kam und meldete: Eine Dame möchte die gnädige Frau sprechen!

Dabei legte sie eine eigentümliche Betonung auf das Wort Dame, in der ein gewisser Zweifel lag.

Sie komme in einer Angelegenheit, die gnädige Frau interessieren würde.

— Eine Dame oder eine Frau?

— Eine Frau, wahrscheinlich ein Fräulein, sehr gut angezogen.

— Gut, Martha, lassen Sie sie herein. —

Sie pflegte sonst selten zu empfangen, aber da sie noch im Hut war und nicht weiter gestört werden konnte, wollte sie eine Ausnahme machen.

Sie blieb in Hut und Schleier, damit wenn die Person etwa lästig wurde, sie sie einfach mit dem Hinweise los werden konnte, daß sie im begriff sei, auszugehen.

Ein paar Augenblicke wartete ſie, bis ſie dachte, daß der Beſuch ſich ein wenig umgeſehen hatte. —

Dann ging ſie langſam hinüber.

Die Unbekannte ſtand mitten im Zimmer und begrüßte ſie mit tiefer Verbeugung.

Es war ein hübſches Mädchen, ganz dunkel gekleidet, helle Handſchuhe und, wie ſie auf den erſten Blick ſah, ſehr gut beſchuht.

Nur der Hut ſtand ihr nicht; er war von einer Einfachheit, der man die Abſicht anmerkte.

Das Geſicht war hübſch, aber wie ihr ſchien, ein wenig zurecht gemacht, Augenbrauen und Wimpern offenbar gefärbt.

Was mochte ſie von ihr wollen? —

Ehe ſie eine Frage ſtellen konnte, ſagte die Dame:

— Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau, wenn ich ſtören ſollte.

— Ich bin allerdings im begriff auszugehen, allein ein paar Augenblicke kann ich noch erübrigen. — Was führt Sie, bitte, zu mir? —

— Ich, — aber ich komme lieber ein ander Mal wieder, wenn ich ſtören ſollte.

— Aber nein, bitte.

— Ich komme doch beſſer ein ander Mal.

Damit erhob ſie ſich und wollte gehn.

— Sie ſind etwas merkwürdig. Ich verſtehe nicht.

— Ich möchte Ihnen mein Anliegen doch lieber ſchreiben.

— Ich ſehe nicht ein, wozu? da Sie einmal hier ſind. Um was handelt es ſich, bitte? — Ich ſehe, Sie ſind in Verlegenheit, Sie können ganz offen ſein. —

— Gnädige Frau, ich bin in keiner freundlichen Abſicht hergekommen, und mein Vorhaben thut mir leid, deshalb ſcheint es mir beſſer, ich gehe wieder. Vergeſſen Sie, daß ich bei Ihnen war.

— Wollen Sie mir nicht erklären . . .

— Ich kann nicht. —

— Wenn ich Sie bitte.

— Nun gut! jemand, eine Frau, hat mich beauftragt, Ihnen einen Brief, der in ihre Hände gefallen iſt, zu zeigen und Sie zu fragen, was Ihnen dieſer Brief wert ſei.

— Einen Brief? — Ein Brief von mir?

— Jawohl, gnädige Frau.

— Wer ſchickt Sie, bitte?

— Das darf ich nicht ſagen, aber es iſt eine Dame.

— Sie haben den Brief bei ſich?

— Ja, aber . . .

— Zeigen Sie ihn her.

— Gnädige Frau, ich . . .

— Und was ſollen Sie für den Brief verlangen?

— Ich bitte, laſſen Sie mich lieber gehen.

— Nein, bleiben Sie.

— Wirklich, gnädige Frau, ich hätte mich zu ſolch einer Sache nicht hergegeben, aber der Dame, die mich hergeſchickt, bin ich ſehr verpflichtet. Ich habe früher einmal erklärt, zu allem bereit zu ſein, was man von mir verlangen würde.

— Nun und . . .

— Und ſo habe ich denn zu Ihnen kommen müſſen. Ich bin ſchon viermal vor Ihrem Hauſe geweſen, und ich hatte heute gewünſcht, Sie wären nicht daheim geweſen, dann hätte ich doch meine Pflicht gethan, und . . .

— Geben Sie mir den Brief.

— Gnädige Frau . . .

— Alſo was verlangen Sie — oder was ſollen Sie fordern, um auf Ihre Erzählung einzugehen.

— Sie thun mir Unrecht, gnädige Frau.

— Sie wiſſen, an wen der Brief gerichtet iſt?

— Gnädige Frau, wie ſollte ich . . .

— Ich habe keine Zeit; ſagen Sie, was Sie verlangen.

— Ich ſoll tauſend Mark bringen.

— Oh!

Sie ſtand empört auf und ſah die Perſon vor ſich an; aber die ſaß ganz ſtill und beſcheiden auf ihrem Stuhle, hielt die Hände gefaltet und machte einen ſo harmloſen Eindruck, daß ſie nicht wußte, was ſie ihr erwidern ſollte.

— Unter keinen Umſtänden ſollte ich den Brief unter dieſer Summe fortgeben.

— Das iſt ja Wahnſinn.

— Gnädige Frau, ich möchte Ihnen doch raten, mich nicht ſo fortgehen zu laſſen, denn der Brief würde gewiß den Feinden Ihres Herrn Gatten mehr als tauſend Mark wert ſein.

— Den Feinden meines Mannes? . . .

— Ja! denn Ihr Herr Gemahl ist ein so eifriger Verfechter der guten Sitte, daß es seinen politischen Gegnern ein Vergnügen sein würde, ihn in seinem eigenen Hause bloszustellen, so hat man mir wenigstens gesagt, und ich sollte Ihnen das nötigenfalls mitteilen.

— Was geht das meinen Mann an?

— Ich habe eine Abschrift des Briefes hier, die ich gnädiger Frau geben kann.

— Zeigen Sie her.

Sie griff nach dem Papier, das jene aus ihrem Muff nahm.

Nach den ersten Worten, die sie las, erblaßte sie; sie erschrak, wie sie so etwas hatte schreiben können.

— Vielleicht bestimmen mir gnädige Frau eine Zeit, wann ich die Entscheidung der gnädigen Frau haben könnte. Ich stehe ganz zur Verfügung.

Sie atmete schwer und tief, dann sagte sie:

— Kommen Sie morgen wieder, um zwei Uhr. Wie heißen Sie?

— Frida Müller.

— Gut, nennen Sie Ihren Namen, und man wird Sie vorlassen.

— Ich bitte gnädige Frau nochmals: ich bin nur ein Werkzeug, das gehorchen muß; ich konnte nicht anders . .

— Es ist gut, lassen Sie mich.

— Wirklich, ich . . .

— Gehn Sie doch schon. — Bitte, noch ein Wort, — fragen Sie Ihren Auftraggeber: ob er noch mehr von

dieſen — dieſen Briefen habe. Er ſoll ſie auf einmal zur Stelle ſchaffen — denn ſpäter wird es ihm nichts nützen. —

— Davon weiß ich nichts, gnädige Frau, aber ich werde es beſtellen. Ich bitte nochmals um Entſchuldigung . . .

Agna erwiderte nichts mehr, ſondern war aufgeſtanden und ging ans Fenſter, während die Beſucherin mit nochmaliger Verbeugung an der Thür das Zimmer verließ.

*

Nach einer ganzen Weile kam das Hausmädchen ins Zimmer, zog ſich aber ſtill wieder zurück, höchlichſt erſtaunt, daß die gnädige Frau noch immer im Hut am Fenſter des Salons ſtand und wie geiſtesabweſend auf die Straße ſtarrte. —

XVIII.

Eine halbe Stunde ſpäter erſt ging Agna in ihr Zimmer zurück. Sie ſaß und überlegte, ob ſie ihrem Vater von dem Beſuche erzählen und ihn um Rat fragen ſollte; aber in der Zwiſchenzeit hatten ſie nie wieder jene Sonntagsunterredung berührt.

Sie waren nach Möglichkeit ſelten zuſammen gekommen; Agna hatte es vermieden, mit ihm allein zu ſein, und mit keinem Worte mehr das Geheimnis geſtreift, das zwiſchen ihnen beſtand.

Wozu die Sache aufs neue aufrühren?

Aber den Brief mußte ſie haben. —

Bei Tiſch war ſie einſilbig. Elly erzählte eine Geſchichte von einer Freundin, bei der ſie am Tage zuvor zum Beſuch geweſen war. Der Vater hörte ihr getreulich zu. Agna hörte nur Laute, verſtand aber kein Wort, gab auch ein paarmal keine Antwort, als ihr Mann ſie etwas fragte; er mußte ſeine Worte erſt wiederholen.

Sie löffelte an der Suppe und konnte nichts eſſen, ſtand gleich vom Tiſch auf und zog ſich in ihr Zimmer zurück, wo ſie zu ſchlafen verſuchte, wenigſtens ſo that, damit niemand ſie ſtörte.

Sie verlor ſich in ängſtigende Grübeleien. Wenn der Brief wirklich den Gegnern ihres Mannes in die Hände geſpielt wurde? . . Was daraus entſtehen konnte, war garnicht auszudenken. Das Mädchen hatte recht; er hatte zu Fragen der Moral in letzter Zeit öffentlich ſehr ſcharf Stellung genommen; die Gegner hatten ſeine Anſchauungen ebenſo energiſch bekämpft. Seine Lauterkeit ſtand bis jetzt über jeden Zweifel erhaben da. Das wurde im Moment anders, in dem einer ihrer Briefe ans Tageslicht kam. Das durfte nicht ſein, um keinen Preis. Sie mußte all die Briefe wieder in ihren Beſitz bringen, die ſie einſt ſo thöricht geſchrieben hatte.

Wie ſie jetzt dafür geſtraft wurde. Eine Angſt und Unruhe ohne gleichen befiel ſie.

Sie ging von Hauſe fort und machte Beſorgungen, aber ſie mußte immerzu an den Beſuch denken.

Mitten in einem five o'clock tea, während ſie dem Geplauder eines Modedramatikers ſcheinbar auf-

merkſam zuhörte, der ihr und Ada Weſterkamp von ſeinem neueſten Stücke erzählte, für das er noch keinen paſſenden Titel hatte, ſah ſie plötzlich das Mädchen vom Vormittag vor ſich ſitzen, die drohte: wenn ſie ihr nicht gleich all ihren Schmuck ſchenke, werde ſie den Brief vorleſen, den ſie aus ihrer Taſche herausſuchte.

Sie ſchrak vor einer Frage des Dichters zuſammen, der eben geſagt hatte:

— Finden Sie nicht auch, gnädige Frau?

Sie hörte nur das: auch, gnädige Frau, und beeilte ſich, ihn zu verſichern, daß ſie ganz ſeiner Meinung ſei; aber ſie hatte kein Wort verſtanden, was er eigentlich meinte.

Sie nahm noch eine Taſſe Thee; es ward ihr behaglich warm in den Räumen, wo alle Lampen mattrot verſchleiert waren und eine feine, künſtleriſche Stimmung herrſchte; nur wurde ſo viel auf ſie eingeſprochen, das ſtörte ſie. Sonſt fühlte ſie ſich geborgen hier. Niemand wußte, wohin ſie gegangen war; langſam überkam dies beruhigende Gefühl ſie, und jetzt konnte ſie ſich garnicht mehr auf das Geſicht des Mädchens beſinnen; ſie ſchüttelte die Angſtgedanken ab und fing an zu plaudern, bis es Zeit war aufzubrechen.

*

Draußen war es trocken und kühl, daß ſie zu Fuß ging, aber jetzt kamen die Sorgen wieder. Sie fürchtete ſich, nach Haus zu gehen. Dann fiel ihr ein, daß ſie nichts zu leſen hatte, um die Stunden zu

töten und fuhr zur Bibliothek. Sie blätterte in den Büchern, aber konnte ſich nicht entſchließen; endlich nahm ſie auf gut Glück ein franzöſiſches und ein engliſches Buch, mit denen ſie es verſuchen wollte.

Ihr graute, nach Haus zu gehen und den Abend mit ihrem Manne allein zu ſitzen. Sie wußte, daß ſie dann ihr Angſtgefühl nicht lange für ſich behalten würde. Sie mußte eine Ablenkung haben, mußte ſich beruhigen — da fiel ihr ein, daß heute abend in der Oper Siegfried war.

Sie fuhr zum Theater und bekam noch einen Parkettſitz ganz hinten, was ihr grade recht war. Nach Haus telephonierte ſie, daß ſie mit Bekannten in's Theater gegangen ſei.

Als die erſten Töne ſie umſchmeichelten, befand ſie ſich bald im Bann der bezwingenden Muſik, die immer einen ſeltſamen Zauber auf ſie ausgeübt hatte.

Alle Sorge wich von ihr, ſie war in eine andere Welt entrückt, in der die Begebenheiten des alltäglichen Lebens banal und kleinlich ſchienen. Sie wuchs ins heldenhafte mit hinauf, überſah alles und vergaß ihre kleinen Schmerzen.

Sie war ganz bethört, kam gar nicht zu ſich ſelbſt; es klang und ſang in ihr, und ſie konnte ſich kaum erinnern, wie ſie nach Haus gekommen war. —

Doch ſchon auf der Schwelle kroch es an ſie heran. Sie ſah ſich ängſtlich um, ob nicht jemand ihr auflauere, raſch ſchloß ſie die Thür hinter ſich, und ganz lieb war ihr, als ſie in ihres Mannes Zimmer Licht ſah; aber dann ſtockte ſie.

Wenn er es ſchon wußte?

Wenn die Perſon nicht bis morgen früh gewartet, ſondern inzwiſchen zurückgekommen war?

Aber ganz ruhig trat ihr Mann ihr entgegen; er hatte nur wenig gegeſſen und auf ſie gewartet.

Wie gut er manchmal in dieſen Dingen ſein konnte.

— Weißt du denn, was geſchehen iſt?

— Was denn? fragte ſie erſchreckt.

Das Herz ſchlug ihr, aber ſie bezwang ſich, wenn ſie auch, was er ſagte, nur durch einen Schleier hörte.

— Denk nur, als ich vorhin beim Profeſſor vorbeiging, ſtand der Portier vorm Hauſe, und als ich einen Blick in den Garten warf, trat der Mann auf mich zu, ganz traurig, und fragte mich, ob ich es ſchon gehört hätte, daß der Profeſſor am Nachmittage abgeholt ſei. Er ſei verhaftet worden.

— Verhaftet! . . . Weshalb denn?

— Na, wegen dieſer dummen Geſchichte, wegen dieſer Lili Kulitz, oder wie ſie heißt. Eine ſehr böſe Sache.

— Aber was hat er denn gethan?

— Ja, ich weiß nicht recht; alles in folge dieſes Prozeſſes wegen Erpreſſung. Hätte er den Leuten doch blos das Geld gegeben.

Sie nickte vor ſich hin, ganz erſchreckt, daß nun gekommen, wovon heute früh geſprochen war.

— Die Geſchichte iſt mir furchtbar peinlich.

Als ſie ihn anſah, fügte er hinzu:

— Ja, weil er doch bei uns verkehrt hat und du erſt neulich noch zu ihm gegangen biſt. Grade jetzt, wo meine Beförderung ſo nahe bevorſteht; peinlich unangenehm iſt mir die fatale Geſchichte.

Ganz unter dieſem Eindruck ſaß ſie ihm gegenüber, zwang ſich zum eſſen, und der lange ausgehungerte Magen nahm an, es ſchmeckte ihr. Aber als er dann noch eine Stunde zu arbeiten hatte, und ſie ſich mit ihren Büchern allein hinſetzte, fing es wieder an. Die Geſchichten intereſſierten ſie nicht; ſie wollte ſich zum leſen zwingen, ſie konnte nicht, vermochte ihre Gedanken nicht auf den Inhalt zu lenken; mechaniſch ſchlug ſie die Blätter um, dann fuhr ſie mit einem Male auf und merkte, daß ſie nichts geleſen hatte, daß ihre Augen die Buchſtabenreihen entlang geglitten waren, aber kein Wort ihr zum Bewußtſein gekommen war. —

Bei jedem Geräuſche im Hauſe ſchrak ſie zuſammen. Irgendwo knackte es im Getäfel. Jedes Mal fuhr ſie herum und ſah in alle Ecken.

Sie war froh, als ſie endlich im Bette lag, aber ſie ſchlief nicht. Neben ſich hörte ſie die tiefen Atemzüge ihres Mannes, das gab ihr eine gewiſſe Beruhigung, während ſie mit offenen Augen lag und mit wildem Herzklopfen in das Dunkel ſtarrte; ſie traute ſich nicht, ſich zu bewegen, trotzdem ihre Hände unruhig fingerten und ſie die Füße keinen Augenblick ſtill halten konnte.

Am liebſten hätte ſie ſich geworfen, aber dann wurde ihr Mann ungeduldig, das kannte ſie. So hielt ſie den Atem an, und ihre Erregung wuchs, daß ſie ganz nervös wurde und nur mit Mühe die Thränen bezwang.

Wenn nur erſt die Nacht vorbei war, daß ſie den Thatſachen wieder gegenüber ſtand. Das Dunkel

ängſtigte ſie, vergrößerte alles hundertfach; es lag auf ihr wie ein drückender Alb, daß ſie nicht atmen konnte. Dabei war ſie wie zerſchlagen und verfiel in einen Halbſchlaf, aus dem ſie beſtändig aufſchreckte, bis ſie endlich gegn Morgen ein wenig Ruhe fand.

XIX.

Müde und zerſchlagen erhob ſie ſich. Ihr erſter Gang galt ihrem Bankier.

Sie wurde gleich in das Privatcomptoir geführt, wo Herr Behrens ſie mit ehrfurchtsvoller Liebenswürdigkeit begrüßte.

Sie mußte auf dem Sofa Platz nehmen, und nachdem ſie ihr Anliegen vorgebracht, rief ein Klingeldruck einen Beamten herbei, der den Auftrag bekam, eine Quittung über tauſend Mark auszuſchreiben, die ſie unterſchrieb und bis zur Auszahlung mit dem Chef plauderte.

Die ganze Angelegenheit war in wenigen Augenblicken erledigt. Sie hatte oft Geld geholt, aber diesmal glaubte ſie, dieſe Summe müſſe auffallen, weil es außer der Zeit geſchah, und ſie würde vielleicht mit der Frage beläſtigt, wozu ſie die Summe unerwartet brauche.

Nun ſchien es ihr thöricht; denn wie ſollte Behrens ſich ſo etwas erlauben, das war ausgeſchloſſen. Nach ein paar Minuten hielt ſie die zehn Scheine, die ſie ſich erbeten hatte, in der Hand und verab-

ſchiedete ſich von dem Chef, der ſie bis in die Kaſſenräume begleitete.

Die Welt ſchien ihr froh und ſonnig, als ſie die Straße wieder betrat. Eine Bekannte begrüßte ſie und blieb bei ihr ſtehen, und ſie, der ſonſt nichts ſchrecklicher war, als auf der Straße feſtgehalten zu werden, ging erfreut darauf ein und plauderte angeregt eine ganze Weile.

Zu Hauſe fragte ſie gleich:

— Martha, war ſchon jemand hier, nach mir fragen? —

— Nein, gnädige Frau.

— Wenn eine junge Dame kommt, führen Sie ſie gleich in den Salon und melden mir ſofort.

Inzwiſchen ging Agna durch alle Räume, blieb vor den Spiegeln ſtehen und betrachtete ſich, fand ſich blühend ausſehen, das Kleid ſaß tadellos, und ſehr ruhig wartete ſie.

Nicht einen Augenblick war ihr in den Sinn gekommen, die an ſie geſtellte Forderung herabzuſetzen, oder auch nur den kleinſten Verſuch dazu zu machen. Man hatte von ihr eine beſtimmte Summe verlangt, damit fand ſie ſich ab.

Ein paar Minuten nach der feſtgeſetzten Zeit ſtellte ſich das junge Mädchen ein. Es war ſehr verlegen, und Agna behandelte ſie kühl und von oben herab.

— Legen Sie den Brief, bitte, dorthin.

Sie warf nur einen flüchtigen Blick darauf und erkannte ſofort ihre Handſchrift.

Es war einer der thörichteſten Briefe, den ſie je geſchrieben hatte.

Sie entſann ſich noch genau, wie es geweſen war. Von einer Geſellſchaft, wo ſie allein geweſen war, hatte er ſie abgeholt; um ſich keiner Gefahr auszuſetzen, war ſie mit dem Wagen, zu dem ein Herr ſie begleitet hatte, bis zum Brandenburger Thor gefahren, dort hatten ſie ſich getroffen, einen andern Wagen genommen, und waren langſam durch den nachtſtillen Tiergarten gefahren, als ſeien ſie ganz allein auf der Welt.

Sie hatte dann nicht einſchlafen können, und nachdem ſie einen leichten Schlafrock übergeworfen, hatte ſie ſich an den Schreibtiſch geſetzt und alles niedergeſchrieben, was ſie zuvor empfunden und nicht ausgeſprochen hatte, alles, was ſie augenblicklich in der Einſamkeit des ſtillen Hauſes empfand. Sie fühlte ſich ſo frei, als habe ſie keinerlei Rückſichten zu nehmen, als ſei ſie nicht für ihr Leben ſchon gefeſſelt.

Sie wußte, daß ſie keine Antwort darauf erhielt, es war ein Brief ins blaue hinein geſchrieben, in dem ſie ihrem lyriſchen Empfinden freien Lauf ließ; ſie glaubte, ſie ſpreche in die Luft, und mit dem ausſprechen ſei auch der Klang verflogen; jetzt aber kamen dieſe Stücke weißen Papieres als drohende Ankläger, tauchten plötzlich auf und riefen ihr zurück, was ſie in ihrer Trunkenheit empfunden hatte.

Da lag dieſer Brief; ganz ruhig legte ſie der Perſon, die gekommen war, mit ihr um dieſe wenigen geſchriebenen Worte zu handeln, das Päckchen Banknoten hin und ſagte:

— Zählen Sie nach, ob es ſtimmt.

Das Mädchen ſah nur flüchtig auf die Scheine, blätterte damit und ſagte:

— Es wird ſchon ſtimmen. Ich danke ſehr. —

Darauf hin ſah ſie die Perſon, die nicht recht wußte, wie ſie hinauskommen ſollte, ganz eiſig an, und mitten im Zimmer ſtehend, blickte ſie ihr nach, bis die Thür ins Schloß fiel.

Dann eilte ſie auf das Tiſchchen zu und riß den Brief an ſich, wie im Triumph entfaltete ſie ihn, aber dann ſtockte ſie. Nein, jetzt mochte ſie ihn nicht leſen, jetzt nicht; ſie knitterte ihn zuſammen und ließ ihn in die Taſche gleiten.

Tief atmete ſie auf, als ſei ſie nun von aller Pein erlöſt. Jetzt war die Vergangenheit tot; die unangenehme Viertelſtunde, vor der ihr ſo ſinnlos gebangt hatte, war vorübergegangen, ſo banal und ſelbſtverſtändlich wie alles im Leben. —

Wer die Ueberbringerin war, intereſſierte ſie nicht weiter. Vielleicht die Freundin irgend eines Mädchens, das zu ihm gekommen war und den Brief gefunden hatte, oder jemand von ſeiner früheren Wirtſchafterin geſchickt; darüber wollte ſie ſich nicht den Kopf zerbrechen.

Nun handelte es ſich nur noch um den endgiltigen Schluß, den ſie ſich vorſtellte, daß eines Tages ihr Vater kommen würde und ſagen: Die Briefe, über die wir einmal geſprochen haben, ſind mein Eigentum, was willſt du, daß damit geſchieht? — Dann antwortete ſie ihm: Ich mag nichts davon ſehen, nimm ſie, und wirf ſie ins Feuer, damit ſie vom Erdboden verſchwinden.

Dann verbrannte er ſie, und ſie wußte von nichts mehr. Und damit war die Vergangenheit tot. —

Sie wollte noch heute ihren Vater beſuchen und zwar mit Elly, aber die war noch nicht zurück, und ſo mußte ſie ſich gedulden; dann aber putzte ſie ihr Kind, und ſie fuhren zum Großvater.

Für Elly war das ein Feſttag. Sie war gern in den ernſten Räumen des Pfarrhauſes, und ſo ſtill der Großvater auch meiſt war — ſie liebte ihn, und konnte ſich nichts ſchöneres denken, als mit ihm zu plaudern. Am meiſten aber liebte ſie den Park. Sie hatte kaum irgend welche Geſpielinnen, hier ſah ſie wenigſtens, wie die anderen Mädchen herumtollten, manchmal that ſie auch mit und ſpielte mit den Kindern, indeß der Großvater mit der Mutter ſpazieren ging.

Mit der Großmutter ſtand ſie ſich garnicht. Vor der fürchtete ſie ſich ein wenig, die nörgelte immer an ihr herum und wollte ihr Kaffee und Schwarzbrotſtullen geben, die ſie nie aß.

So fuhren ſie in beſter Stimmung zum Paſtor Ewald. Agna wußte, wenn ſie das Kind bei ſich hatte, würde der Vater nichts ſagen, höchſtens wenn es etwas angenehmes war. —

Der Vater war zu Haus.

Seine Kinder waren lange nicht bei ihm geweſen, und ſo freute er ſich derart, daß er alle Erbitterung vergaß, die er gegen Agna infolge der Enthüllung hegte. Er ſah ja, wie ſie gelitten hatte, und da er keine nachtragende Natur beſaß, verſuchte er, nicht

daran zu rühren, ſondern das alte zutrauliche Verhältnis zwiſchen ihnen wieder herzuſtellen.

Es war ſpätherbſtlich in dem großen Garten. Sie gingen auf den welken Blättern, die über Nacht von allen Bäumen gefallen waren. Agna ging rechts von ihm, Elly hing ſich an ſeine linke Hand, ſo wanderten ſie durch den Park. Die Kinder grüßten ihn, manche kamen auf ihn zugelaufen und gaben ihm die Hand.

Und alle, die ſie ſahen, freuten ſich mit ihnen, und blickten ihnen nach, als ſtünden die drei jenſeits von allen Unannehmlichkeiten dieſer Welt. —

XX.

— Sag mal, was iſt denn eigentlich mit unſerm Freunde van Jonge?

Ihr Mann ſtellte eines Tages dieſe Frage, in aller Harmloſigkeit, aber ſie erſchrak doch und mußte ſich einen Augenblick ſammeln. Sie zuckte vorläufig die Achſeln.

— Er hat ſich ſchon vor ſeiner Abreiſe ſo ſelten gemacht, daß ich glaubte, er wäre vielleicht böſe oder gekränkt.

— Ich glaube nicht, erwiderte ſie, wir beide haben ihn gewiß nicht gekränkt.

— Nein, gewiß nicht, gewiß nicht! aber merkwürdig iſt's doch. Eines Tages, als ich ihn zuletzt auf der Straße traf, war er ſchon ſo ſonderbar, — er hatte zwar große Eile, aber der alte war er nicht.

— Gott weiß, was mit ihm iſt.

— Aber das iſt doch keine Art . . .

— Allerdings nicht.

— Er iſt nun ſchon ſo lange fort; da läßt man anſtandshalber mal was von ſich hören.

— Freilich!

— Aber er läßt gar nichts von ſich hören. Ich weiß wirklich gar nicht, wie wir uns ſpäter zu ihm ſtellen ſollen.

— Einfach gar nicht.

— Du läßt ihn ſo fallen, Agna, deinen Freund van Jonge?

— Gewiß, von dem Augenblicke an, wo ſich jemand nicht mehr wahrhaft freundſchaftlich zeigt, iſt er auch nicht mehr mein Freund.

— Es freut mich, das von dir zu hören; wenn es mir in dieſem beſonderen Falle auch leid thut.

Sie nickte nur.

— Er iſt in Paris? nicht wahr? . .

Sie hob die Schultern ein wenig und ſagte dann:

— Ich glaube.

— Du haſt auch ſonſt von niemandem etwas über ihn gehört?

— Gar nichts.

— Wie doch ein Menſch, ein ſo guter Bekannter, mit dem man ſonſt faſt täglich zuſammen getroffen iſt, ſo mit einem Male in der großen Maſſe wieder untertauchen kann, ohne daß man von ihm hört, oft wenn man in derſelben Stadt, ja in der gleichen Straße zuſammenwohnt. Aber ehe Jonge auf ſo

lange fortging, hätte er ſich ſchon bei uns verabſchieden müſſen. Er hat, dächte ich, eine ganze Menge von uns gehabt.

— Das rechnet doch nicht; und dann iſt Undankbarkeit die Haupttugend aller Großſtadtmenſchen.

— Aber er hatte doch für dich offenbar das lebhafteſte Intereſſe, Agna.

— Meinſt du? —

— Aber gewiß, das hat jeder geſehen, der nicht ganz blind war; und ich bin nicht blind geweſen.

— Wie ſollteſt du auch?

— Er hat dir doch ſehr eifrig den Hof gemacht, ein bischen in ſeiner Art, aber doch offenkundig. Haſt du vielleicht was mit ihm vorgehabt?

Ganz erſchreckt ſah ſie ihn an, aber er ſaß ganz friedlich ihr gegenüber. Das Licht lag in ſeinen Brillengläſern, daß ſie ſeine Augen zuerſt nicht ſah; und er fuhr ſich ſtreichelnd über die glattgeſcheitelte Friſur ſeiner ſchon ergrauenden Haare.

Ihr Blick glitt an ihm entlang, von dem ſchon ganz grauen Backenbart, den er wie Wilhelm I. trug, über den ſchwarzen Gehrock, der einzigen Kleidung neben dem Frack, den ſie an ihm kannte, bis zu den doppelſohligen Stiefeln.

Sie hatte ihm nichts abgewöhnen können, er hielt zäh an ſeinen alten Gewohnheiten feſt.

Und das Bild Rolf van Jonges ſtand daneben vor ihr: dieſe ſchlanke, immer ſo elegant gekleidete Geſtalt, dieſer Charme, der in allem lag, wie er ſeine Cravatten band, wie er die Füße in den ſtets tadelloſen Lackſchuhen von ſich ſtreckte, wie er die Hand gab, oder

ſeinen Stock trug, gegenüber dem ſtets ſchlecht gerollten Regenſchirm ihres vorſorglichen Mannes.

Dieſe Frage jagte ihr alles Blut zum Herzen, und die Finger zuſammenkrampfend, fragte ſie:

— Ich? wieſo? —

— Ich meine nur, daß du ihn vielleicht mal haſt in ſeine Schranken weiſen müſſen.

Ganz tief atmete ſie auf, ſo beruhigend klang das.

— Nein, das habe ich nicht gethan.

— Es wäre doch möglich geweſen. —

— Möglich iſt ja alles.

— So garnichts von ſich hören zu laſſen! . . .

— Du vermißt ihn wohl gar? —

— Nein, Agna, vermiſſen nicht, aber ich wundere mich. Das kann ich doch?

— Das kannſt du freilich. —

Ihr ſchlug das Herz wie toll, aber ſie mußte ſich beherrſchen und ruhig weiter reden, ſo qualvoll es ihr auch war. —

Sie hatte nichts von ihm gehört und wollte auch nichts von ihm hören, nichts mehr. —

XXI.

Eines Morgens brachte das Mädchen mit dem Thee unter anderen einen Brief, den ſie für die Zuſchrift einer Schneiderin hielt und vorläufig beiſeite legte.

Als ſie ihn öffnete, verſtand ſie im erſten Augenblicke nicht gleich, um was es ſich handelte.

Gnädige Frau!

Die Schreiberin war vor einiger Zeit bei Ihnen, um Ihnen etwas zu überbringen. Sie erklärten damals, daß Ihnen daran liegen würde, falls noch mehr davon da sein sollte, auch Besitzerin der anderen Sachen zu werden. Ich wäre in der Lage, Ihren Wunsch zu erfüllen, unter den gleichen Bedingungen wie damals. Es sind überaus wertvolle Dinge, für die sich mit Leichtigkeit Liebhaber finden würden, die sicher weit mehr zahlen würden, aber ich möchte die Sachen der gnädigen Frau zuerst anbieten, da ich annehme, daß Ihnen daran liegt.

Gefällige Antwort bis zum Montag erbitte ich gütigst nach Postamt W. 57.

Ergebenst

A. H. 3.

(Das junge Mädchen, das vor etwa acht Wochen da war.)

Erst als sie den Brief zum zweiten Male las, begriff sie, um was es sich handelte.

Es war also nicht vorbei. Die Sache fing aufs neue an.

Ohne zu überlegen, schrieb sie zurück: man solle ihr alles bringen. Dann würde sie sehen, was sie dafür geben konnte.

Zugleich holte sie sich von ihrem Bankier zweitausend Mark, damit sie sofort zahlen konnte.

Am Dienstag morgen erhielt sie einen Brief: die Schreiberin habe drei Gegenstände im Besitze und er-

ſuchte um Beſcheid, ob ihr der gleiche Preis wie beim erſten male, alſo das Dreifache zugeſtanden werde. Antwort bis morgen nachmittag erbeten.

Agna ſchrieb zurück, daß ſie nicht mehr wie zweitauſend zur Verfügung habe, und bat um Zuſendung der drei Briefe am Vormittage zwiſchen zwölf und eins.

Um die Mittagszeit brachte ihr ein Dienſtmann ein Schreiben, daß die Gegenſtände nur für drei zu haben ſeien. Wenn die Summe mitgeſchickt würde, ſollten die Schriftſtücke innerhalb einer Stunde in ihren Händen ſein, widrigenfalls anderweit darüber verfügt werden müſſe.

Sie war ganz verblüfft; um Zeit zum überlegen zu gewinnen, bat ſie um eine Unterredung mit dem Fräulein; ſie möge bis drei Uhr zu ihr kommen, oder einen dritten Ort beſtimmen, da ſie auf die geſtrige Aufforderung hin nicht erſchienen war. —

Am Abend um acht Uhr ſtand Agna, trotzdem es zu regnen anfing, an der Ecke der Stülerſtraße, wohin ſie beſtellt war.

Das Fräulein erklärte ihr, ſie könne ihr die drei Briefe nur gegen dreitauſend Mark geben, für jeden müſſe ſie die gleiche Summe haben, wie beim erſten Male. Sie wiſſe, daß man ſonſt gewillt ſei, ſich direkt an den Herrn Regierungsrat Cordelius zu wenden, ob der vielleicht die Briefe erwerben wolle, ehe ſie anderweitig verkauft wurden.

In ihrer Angſt fing ſie an zu bitten, ob denn nicht zweitauſend Mark genügten.

Aber die junge Dame erklärte ruhig, ſie habe den ſtrikten Auftrag auf drei, und davon könne ſie nicht abgehen.

Agna bat, bis morgen ſich zu gedulden und um die gleiche Zeit an der Matthäikirche in der Sigismundſtraße ſich einzufinden. Dann müſſe ſie aber die letzten Briefe ausgehändigt kriegen, anderenfalls werde ſie ſich nach Schutz umſehen und ſich auf anderem Wege die Briefe wieder verſchaffen.

— Das werden gnädige Frau doch lieber nicht thun. Das könnte, glaube ich, für die Familie höchſt unangenehme Folgen haben.

Darauf ſchwieg ſie und eilte nach Hauſe. Ganz durchnäßt kam ſie an, denn es hatte ſtark zu regnen angefangen.

Martha ſah ſie erſtaunt an und half ihr, ſich der naſſen Kleider und Schuhe zu entledigen.

Die gnädige Frau war überhaupt ſo ſeltſam die letzten Tage, daß alle ſich nicht genug wundern konnten, völlig ausgetauſcht, und launenhaft, daß man ihr nichts zu Gefallen thun konnte, — ſonſt war ſie immer liebenswürdig, ſelbſt wenn man ihr nicht gleich alles nach Wunſch machte.

Den ganzen Abend lief Agna nervös durch die Wohnung, kümmerte ſich mit einem Male um tauſend Dinge, von denen ſie ſonſt kaum gewußt hatte, und ſchloß ſich endlich in ihrem Zimmer ein, wo ſie ruhelos umherrannte.

In der Nacht ſtöhnte ſie ein paarmal ſo laut auf, daß ihr Mann erwachte und zum Doktor ſchicken wollte, denn ihr ſei doch gewiß nicht wohl. Aber ſie

ſuchte ihn zu beruhigen; er ging auch ſcheinbar darauf ein, feſt entſchloſſen, den Sanitätsrat zu einem baldigen Beſuche zu veranlaſſen.

Als Agna das Bankhaus am andern Morgen betrat und vorn im Geſchäftsraume blieb, um ihr Geld zu erheben, wollte der junge Mann ſie nach hinten bitten; ſie lehnte ab, allein dann mußte ſie doch zum Chef kommen, der ſie liebenswürdig fragte, ob das Geld ſehr dringend ſei? — Sie könne es natürlich ſofort haben, nur habe ihr Depot nicht ſoviel tägliches Geld mehr aufzuweiſen und erſt zum nächſten Erſten laufe es wieder ein. Die Kapitalien ſeien feſtgelegt, und nicht ohne weiteres flüſſig zu machen. Aber wie geſagt, wenn ihr daran lag und ſie das Geld nötig hatte, ſo ſtellte er es ihr perſönlich ohne weitere Förmlichkeiten zur Verfügung.

Ja, es lag ihr daran.

Er bat ſehr um Entſchuldigung, aber er hatte ſie darauf aufmerkſam machen müſſen, da ſie offenbar keinen Ueberblick über ihre augenblicklichen Depotverhältniſſe hatte und der Herr Geheimrat ſehr genau in dieſen Dingen war.

Sie verſtand ſeine Erklärungen kaum, nur das eine begriff ſie: daß es ihr ſchwer werden würde, noch einmal Geld zu holen.

Am Abend kam ſie endlich in den Beſitz der drei Briefe. —

Aber nun verließ die Angſt ſie nicht mehr, es könne ſich wiederholen. Ihr graute, morgens aufzuſtehen und die eingelaufenen Briefſchaften zu öffnen.

Immer glaubte ſie, es werde ſich eine erneute Forderung darunter finden. Bei jedem Thüröffnen, jedem klingeln, das ſie hörte, ſtand ihr das Herz ſtill vor Sorge.

Wenn ſie aus dem Hauſe trat, ſah ſie ſich um, ob die Perſon nicht wieder da war; ſelbſt im Theater und Konzert fand ſie keine Ruhe mehr.

Des Nachts lag ſie ſtundenlang wach; der Hausarzt verſchrieb ihr Beruhigungsmittel, aber ihren aufgeregten Nerven nutzten alle Schlafmittel nur für Stunden etwas.

Er riet dem Geheimrat, ſeine Frau fortzuſchicken, aber dagegen ſträubte ſie ſich. Sie wollte nicht allein fort, die Sorge wäre ſie auch in der Fremde nicht los geworden. Im Gegenteile war ſie nur viel ſchlimmer dran, denn ſie vermochte nichts zu thun, und es konnte zu einer Kataſtrophe kommen, die böſer wurde, als wenn ſie an Ort und Stelle war. Sie war zu allem entſchloſſen; nur dieſe ſchreckliche Ungewißheit marterte ſie, wann die Entſcheidung fallen würde.

Und immer ſchwebte ihr dabei der eine Brief vor, dieſer Brief, von dem er ihr geſchworen hatte: er habe ihn ſofort vernichtet, — wie würde er ſolch einen Brief auch nur einen Augenblick aufbewahren, hatte er voll Emphaſe geſprochen. Es war ein thörichter Leichtſinn geweſen, ſo etwas zu ſchreiben und zur Poſt zu geben.

Sie hatte gar nicht darüber nachgedacht, hatte es ihm ſchreiben müſſen, weil es ſie quälte, und ſie ſich ein paar Tage nicht ſehen konnten.

Und nun grübelte sie: mit welchen Worten sie ihm das geschrieben hatte. Wenn dieser Brief in andere Hände kam, war sie vernichtet.

Jetzt, da ihre alten Briefe auftauchten, konnte sie kaum glauben, daß der Brief damals von ihm zerrissen war. Wenn das Schriftstück noch vorhanden war, war sie verloren, dann war alles vorbei.

Aber nein, diesen Brief gab ein Mann nicht aus der Hand. Die anderen mochten durch unglückseligen Zufall Fremden in die Hände gefallen sein, mit diesem war es nicht möglich.

Das durfte nicht sein.

Aber es konnte eben so gut geschehen sein, wie mit den anderen.

Sie hatte damals die schlimmsten Befürchtungen gehegt und ihn in der Angst angefleht, daß er ihr helfen müsse, sonst brachte sie sich um.

Nachher stellte sich heraus, daß sie sich zu früh ganz unnötige Sorge gemacht. Es war alles gut.

Aber diese Tage der Ungewißheit vergaß sie nicht; und da er auf ihre Frage, was er thun werde, wenn es doch einmal eintreffen sollte, keine Antwort gab, fürchtete sie sich und dachte über allerhand nach, worüber der Rausch sie bis dahin hinweggetäuscht hatte.

Ganz verzweifelt war sie gewesen, bereit, jedes Verbrechen zu begehen, — das alles stand in jenem Briefe, daß er ihr die Hand reichen müsse, um sie vor offenkundiger Schande zu bewahren. —

Wer wußte, weshalb er so plötzlich abgereist war. Vielleicht hatte er alles stehen und liegen lassen

und war fortgegangen. Was war mit dieſem Briefe geſchehen? . . .

Sie wünſchte ſich eine Krankheit, die ſie hinraffte. Sie ſehnte ſich darnach, tot zu ſein, und trug ſich mit Selbſtmordgedanken. Damit war zwar ihr ſelbſt, aber nicht den andern geholfen, über die der doppelte Skandal ihres Selbſtmords hereinbrach. Sie hielt nichts damit auf.

Wenn ſie durch einen Unglücksfall umkam? Das ging eher, denn dann würde man ihre Familie wohl in Frieden laſſen.

Sie grübelte, wie ſie es anſtellen konnte, aber ſie fand keine Möglichkeit. Sie beſaß auch nicht den Mut zu ſolch einem Schritte.

Morphium wollte ihr der Arzt nicht geben, ſo ſehr ſie darum bat, und ſie wußte nicht, wie ſie es ſich verſchaffen konnte. Der Doktor mußte es ihr verſchreiben, wenn es ein Verſehen ſein ſollte, dem ſie zum Opfer fiel.

Dieſe furchtbare Ungewißheit, ob der verhängnisvolle Brief noch vorhanden war! Am beſten, ſie wandte ſich direkt an ihn.

Und ſo forſchte ſie ihm nach. Trotzdem es ihr alle Ueberwindung koſtete, fragte ſie nach ihm bei ihren gemeinſamen Bekannten; aber gewiſſes konnte ihr niemand ſagen.

Man hatte dieſes gehört und jenes, jeder glaubte etwas anderes, lediglich Mutmaßungen. Zwei Bekannte hatten ihn in Paris geſehen mit einer ſehr feſchen Dame, ſonſt wußten ſie nichts.

Sie dachte daran, ſich an ein Detektivebureau zu wenden, aber ihr Wankelmut ließ es zu nichts kommen. Sie ſchrieb ſich verſchiedene Adreſſen auf, kam auch bis vor die Häuſer, aber dann traute ſie ſich nicht hineinzugehen.

Da ſaßen ſicher irgend welche frechen Schreiber, die ſie neugierig ausfragen würden, unter dem Vorgeben, dies und jenes wiſſen zu müſſen. Wie ſollte ſie es begründen, daß ſie die Adreſſe eines jungen Mannes haben wollte und dafür mehrere hundert Mark auszugeben bereit war? Denn da er ſich offenbar im Auslande befand, konnte es ſich nicht um eine Kleinigkeit handeln. Wahrſcheinlich kriegten die doch nichts heraus. Dieſer Weg ſchien ihr ausſichtslos, und ſie ſtand davon ab. —

Gleich anfangs hatte ſie an ſeine alte Adreſſe geſchrieben, der Brief war mit dem Vermerk zurückgekommen: Verzogen, unbekannt wohin.

Sonſt wußte man ſtets, wohin jeder aus ihrem Bekanntenkreiſe ging. Diesmal verſagte alles.

Aber ewig konnte er nicht fortbleiben, er mußte einmal wieder kommen, oder irgend etwas von ſich hören laſſen. Darauf hoffte und wartete ſie in einer Ungeduld, die ſie zur Verzweiflung trieb.

Sie hatte für nichts mehr Intereſſe in ihrer Ruheloſigkeit. Ihr Mann und das ganze Hausweſen litten darunter; am meiſten Elly, die der Mutter überall im Wege war.

Selbſt fremden Menſchen fiel es auf, wie ſie ſich geändert hatte. Sie vernachläſſigte ſich in ihrer

Kleidung und Haltung; hörte kaum zu, wenn jemand mit ihr sprach, und alle Welt bemitleidete sie, daß sie so nervös geworden.

Sie versuchte, im gesellschaftlichen Trubel, in Theater und Konzerten Zerstreuung und Ablenkung zu finden, aber es half nicht. Sie lebte wie ein zum Tode Verurteilter, der nicht weiß, ob er leben oder sterben wird, der jeden Augenblick die Schreckensbotschaft erwartet, daß er am andern Tage dem Henker verfallen soll.

Dem einzigen, der um ihr Geheimnis wußte, ihrem Vater, getraute sie sich nicht etwas zu sagen. Sie brachte es nicht fertig, die Sache noch einmal zu berühren; jeder Unterredung mit ihm suchte sie aus dem Wege zu gehen. Nur nicht aufs neue seine vernichtenden Worte hören, die ihr in der Stille der Nacht oft in den Ohren klangen, die bitteren Anklagen, die er an jenem Sonntage von der Kanzel herab gegen sie erhoben hatte.

XXII.

Eines Tages, als sie es am wenigsten erwartete, als sie damit rechnete, daß nun alles gut werden könne, fiel die Entscheidung; sie glaubte wenigstens, daß es sich um den schrecklichen Brief handelte, der ihr als wichtiges Schreiben angeboten wurde; diesmal der eine Brief gegen Zusendung von dreitausend Mark.

Es konnte nichts anderes sein, denn es hieß: der Brief enthalte ein vernichtendes Belastungsmaterial. —

Der Drohbrief wurde bei Tiſch hereingebracht, ſie legte ihn beiſeite, und erſt als ſie fertig gegeſſen hatten, riß ſie ahnungslos das Couvert auf.

Ihr Mann ſaß ihr gegenüber, Elly las am Fenſter in einem Buche.

Er blickte auf, um ſich Zucker in ſeine Taſſe zu nehmen, da ſah er ihr Geſicht, wie ſie totenblaß im Seſſel zurückgelehnt ſaß.

— Agna, was iſt dir? iſt dir nicht wohl?

Sie antwortete nicht, alles um ſie herum war wie verſunken. Wie gelähmt ſaß ſie da, aber die Gedanken jagten in wilder Flucht durch ihren Sinn. Tauſend Dinge auf einmal dachte ſie, alle Möglichkeiten erwog und verwarf ſie.

Nun war das Ende da; denn ſie ſah keine Rettung. Sie hatte zu viel geduldet, ſie konnte nichts mehr ertragen; wieder aufs neue all' die Qualen auf ſich nehmen, dieſe ſchlafloſen Nächte, dieſes verzweiflungsvolle ſuchen nach einer Hilfe, das überſtieg ihre Kräfte. —

Sie fühlte den Brief in ihrer Hand, ſie hörte wie von ferne die Stimme ihres Mannes beſorgt fragen. Wenn ſie ihm doch hätte ſagen können, was ſie bedrückte, wenn ſie nur den Mut finden würde, denn um ſeinetwillen duldete und litt ſie, verheimlichte und log ſie.

Von dem Augenblicke, da ſie ihm alles geſtand, war ſie ihre heimtückiſchen Feinde los, da hatte ſie es einzig mit ihm zu thun. Aber das vermochte ſie nicht, ihm Auge in Auge die Schande zu geſtehen.

Und der Entſchluß keimte in ihr, fort zu gehen, ihm aus der Ferne alles zu ſchreiben, alles zu beichten, damit er den offenen Kampf gegen dieſe Erpreſſungen ergreifen konnte; ſie wollte ſich von ihm ſcheiden. Wenn ſie aus dem Hauſe ging, dann konnte kein Menſch ihm einen Vorwurf machen, der doch von nichts gewußt hatte; dann waren die Drohungen nichtig und die Briefe wertlos. Sie konnten nicht mehr gegen ihn gebraucht werden.

Er mochte über ſie denken und reden, wie er wollte, wenn ſie nur nicht mehr dieſe entſetzlichen Nächte zu fürchten hatte, wenn ſie nicht mehr in jedem Menſchen, der ſich ihr näherte, einen heimlichen Feind ſah, der darauf ausging, ſie zu verderben.

— Agna, was iſt dir? —

Eine lähmende Mattigkeit überkam ſie — ſie fühlte, wie er ſich zu ihr herüberbeugte.

Sie hörte ein raſcheln, es war wohl der Brief, der zur Erde glitt; ein paar Augenblicke war es ganz Nacht um ſie, — als ſie ſich gewaltſam aufrichtete, ſah ſie, daß Elly nicht mehr im Zimmer war. —

Der Brief lag nicht an der Erde, ſie fühlte an ſich herum — dann ſchien ihr, als habe ſie das nur geträumt — aber da ſah ſie, wie ihr Mann vor ihr ſtand und faſſungslos auf ein Stück Papier ſtarrte, das er in der Hand hielt.

Sein Geſicht war aſchgrau, und zwei ganz verſtörte Augen blickten ſie durch die Kneifergläſer an. —

Es war dämmerig geworden, aber deutlich ſah ſie jedes zucken in ſeinem Geſichte, dieſe völlige Verſtändnisloſigkeit, ein unſicheres Gefühl, daß irgend

etwas entſetzliches mit dieſem Briefe in Zuſammenhang ſtand; denn wer konnte von ſeiner Frau die Summe von dreitauſend Mark verlangen gegen Auslieferung eines Briefes.

Sie ſahen ſich eine Weile erſtarrt an, und in ihr zitterte der Wunſch: wenn er ſie doch fragen wollte, damit ſie ihm Rede und Antwort ſtehen konnte.

Endlich ſagte er ſtockend, mit einem verhaltenen zittern in der Stimme:

— Agna, was iſt das für ein Brief? —

Sie antwortete nicht, ſah ihn nur mit ganz irren Augen erwartungsvoll an.

Sie verſuchte ihre Gedanken zu ſammeln, aber alles zerflatterte, daß ſie ſich außer ſtande fühlte, etwas zu ſagen; ſie wußte nicht, womit ſie beginnen ſollte, ſie fühlte, daß ſie ihm die Sache nicht klar machen konnte.

Endlich ſagte ſie auf ſeine fragenden Blicke:

— Es ſind Leute, die Briefe . . . die einen Brief von mir in Händen haben und die nun Geld dafür verlangen.

— Was für Briefe? Und was für Leute ſind das? . .

— Ich weiß nicht, — aber ſie wollten die Briefe dir ſchicken, oder anderen ausliefern, die dir feindlich ſind, und da habe ich ihnen gegeben, was ſie verlangten, aber ſie kommen immer wieder, und ich weiß nicht mehr, was ich anfangen ſoll; alles was ich konnte, habe ich ſchon hingegeben, jetzt weiß ich nicht mehr ein noch aus.

— Was ſind das für Leute, Agna?

— Ich weiß nicht, — ich habe es dir längſt ſagen wollen; aber ich habe nie den Mut gehabt; ſie haben mich ja verrückt gemacht.

— Aber Agna, was können das nur für Briefe ſein?

— Frag mich nicht!

— Wie kommen Briefe von dir in ſolche Hände?

— Ich weiß nicht.

— Aber ſo ſage mir doch um alles in der Welt, was ſteht denn in den Briefen?

Sie ſchluchzte jetzt nur für ſich hin, das Geſicht auf den Arm gelegt, den ſie an die Lehne ihres Stuhles ſtützte.

— Was kann denn in den Briefen groß drinſtehn? Agna, du haſt Geſpenſter geſehen. Was haſt du denn geſchrieben? irgend einen thörichten Klatſch an eine Freundin! — Aber Agna, ſo hab doch Vertrauen.

Sie ſchüttelte nur den Kopf.

— Haſt du über irgend jemand zu hart geurteilt und läßt dir nun Angſt machen?

Sie ſchwieg.

— Aber Agna, ſo antworte mir doch! — Ich kann das von dir fordern.

— Verlange es nicht.

— Aber ich beanſpruche dein Vertrauen.

— Ich kann es dir nicht ſagen.

— Das verſtehe ich nicht. —

— So laß mich meine Sache allein zu Ende führen. Willſt du mir aber helfen, ſo gieb mir das Geld. Ich bitte dich!

— Aber Agna, ich glaube gar . . . .

— Gieb mir das Geld! dann wird alles gut sein.

— Wie kann ich das? — Erst muß ich doch wissen, um was es sich handelt.

— Du willst also nicht . . .

— Ich werde doch nicht eine solche Summe fortwerfen. Laß mich diese Sache ordnen. Du wirst sehen: die Geschichte wird sich in aller Harmlosigkeit in nichts auflösen.

— Das wird sie doch wohl nicht.

— So sag mir, um was es sich handelt.

— Du willst mir ja nicht helfen.

— Aber ich kann doch nicht ins blaue hinein . . .

— So laß nur! Es hat ja auch keinen Zweck. —

Sie war aufgestanden.

Es war ganz dunkel geworden im Zimmer; von draußen fiel das Licht durch die Bäume herein, und die Schatten der Zweige, die sich im Winde bewegten, huschten über die Flammen der Straßenlaternen, daß alles an den Wänden in tanzender Bewegung zu sein schien.

Sie stand in der Thür, als er sie zurückrief:

— Agna, nicht so! — ich bitte dich. Glaubst du denn, diese thörichte Geschichte sei mir gleichgiltig? — Ich bitte dich, sage mir, um was es sich hier handelt.

— Du bestehst darauf?

— Ja, das möchte ich. An wen sind diese Briefe gerichtet? vielleicht kannst du mir das sagen.

Sie sah ihn groß an. Es war ihr wie im Traum, als ob sie vor der Entscheidung stehe, die auch die Erlösung brachte; ganz tief atmete sie ein und aus, dann sagte sie mit tonloser Stimme, aber fest und ruhig:

— Die Briefe — ſie ſind an einen Mann . . .

— Einen Herrn? —

— Ja, einen Mann, den — den ich geliebt habe.

— Agna! — —

— Nun weißt du es.

— An wen? . .

— Ich habe es dir geſagt.

— Ich verſtehe dich noch immer nicht — an jemanden, den du geliebt haſt, früher — ehe du mich kanntеſt — ehe . . .?

— Nein, nicht früher, als ich dich längſt kannte — erſt als wir verheiratet waren.

Er war ganz beſtürzt zurückgetreten; nun ſah er an dem Thürpfeiler ihr blaſſes Geſicht, — nur das Geſicht mit den geſchloſſenen Augen, ganz hell im vollen Scheine der Straßenlaternen, während rings herum die Schatten der Blätter und Zweige, durch die das Licht fiel, ſich im tollen Tanze jagten.

— Wer iſt es?

— Wozu willſt du das wiſſen? — Willſt du hingehen und ihn fordern? . . das wäre eine ungleiche Sache. Was willſt du alſo von ihm? — Du kannſt ihn nicht erreichen.

— Nenne mir den Namen!

— Nein, denn es hat keinen Zweck.

— So ſage mir, wer das Geld von dir erpreſſen will, wer hat dieſe Briefe im Beſitz?

— Ich weiß nicht. Es hat ja auch gar keinen Wert. Von mir wirſt du es nie erfahren. Lebewohl.

— Was willſt du thun?

— Nichts! — nichts was dich kränken könnte, nur was ich thun muß: dieſes Haus verlaſſen. —

Das Mädchen kam in das Zimmer und drehte das elektriſche Licht auf, ahnungslos, daß jemand dort war.

Sie erſchrak und ſtotterte eine Entſchuldigung, ſie wollte nur etwas ins Zimmer bringen.

— Es iſt gut, Martha, bleiben Sie nur.

Damit benutzte Agna die Gelegenheit, das Zimmer zu verlaſſen und ſich in dem ihren einzuſchließen. —

Wenige Augenblicke ſpäter klopfte es an ihre Thür. Ihr Mann, der ſie ſprechen wollte.

— Ich ziehe mich um, antwortete ſie ruhig.

— Mach auf, ich muß dich ſprechen.

Sie ließ ihn nicht ein, aber in ein paar Minuten wollte ſie zu ihm kommen, das mußte ſie ihm auf ſeine Bitten verſprechen, die er ganz ängſtlich ſtellte.

XXIII.

So ſaß Cordelius nun in ſeinem Arbeitszimmer und lauſchte auf jedes Geräuſch; ſetzte ſich, ſtand wieder auf und ging vom Fenſter zur Thür, wo er horchend jedesmal ſtehen blieb.

Er war überzeugt davon, daß ſie Geſpenſter ſah, er wollte ſie nicht quälen, aber er wollte die Angelegenheit ſelbſt in die Hand nehmen. Geld mußte man ſchon opfern, denn nichts konnte verderblicher ſein, als wenn grade jetzt ſein Name irgendwie

unangenehm an die Oeffentlichkeit kam. Er ſtand vor einer außergewöhnlichen Beförderung, eine beſondere Ehrung ſollte ihm zu teil werden; er wußte, daß von den nächſten vier Wochen viel abhing, und er hatte Gegner, die ſich nichts entgehen ließen, die mit größtem Eifer ſelbſt ſeine intimſten Familien-Angelegenheiten heranziehen würden, wenn ſie dazu dienen konnten, ihm in irgend einer Weiſe zu ſchaden.

Er überblickte ſein Leben. Es fand ſich bisher nichts, was nicht vor dem ſtrengſten Richter beſtehen konnte. Er hatte immer korrekt gehandelt, ſchon als Junge auf der Schule. Als Student war er gradezu ein Muſterſchüler geweſen, und als er erſt im Staatsdienſte war, konnte keiner an Pflichteifer mit ihm rivaliſieren.

Vor allem nichts außergewöhnliches, nur keine Handbreit vom Pfade des vorgeſchriebenen abweichen.

Er konnte Menſchen nicht leiden, die frei dachten und handelten. Die Sittengeſetze der ſogenannten guten Geſellſchaft waren für ihn bis aufs Tittelchen bindend.

Er erinnerte ſich, wie er ſeiner Zeit mit dem Paſtor Ewald bekannt geworden war, wie er zum erſten Male in das Haus kam und Agna ſah. Da hatte es freilich Momente gegeben, wo er in ſeiner Korrektheit ſchwankend geworden war, aber nur im geheimen, wenn er mit ſich allein war.

In aller Form hatte er dann ſeine Werbung zuerſt bei den Eltern angebracht, und von denen erſt erfuhr Agna, daß ſich der Regierungsrat für ſie intereſſierte. Sie hatte eine ſo ruhige vornehme Art,

die ihm imponierte, sie war so frei von aller Ueberschwenglichkeit und hatte selbst gar nicht das Bewußtsein, sie könne je für einen Mann wärmer empfinden, daß sie den Antrag in aller Ruhe mit den Eltern in Erwägung zog und ihr Ja-Wort nach ein paar Wochen der Prüfung gab. Es war der erste Mann, der ihr Interesse erweckt hatte, sie liebte ihn auf ihre stille Art, auf eine sittsam bräutliche Weise, wie es sich für eine Pastorstochter schickte.

Sie hatten ihre Hochzeitsreise gemacht, natürlich nach Italien; dann hatte sie ihre Pflichten als Gattin und bald auch als Mutter erfüllt, wie er es sich nicht besser wünschen konnte.

Und nichts, gar nichts in der ganzen Zeit ihrer Ehe lag vor, womit er nicht einverstanden war, außer daß sie eine Vorliebe für alle Arten Sport hatte, aber das sah er ihr nach; es war ihm persönlich unsympathisch, allein er hütete sich wohl, etwas dagegen zu sagen, zumal es die allgemeine gesellschaftliche Billigung fand, und sie in ihrem Eifer immer sehr schnell wieder nachließ.

Er hatte ein einziges Mal ein Racket in der Hand gehabt, und an dem Ball vorbei in die Luft geschlagen, dann nie wieder. —

Ihr Haus führte sie tadellos, hatte nie irgend welche Wünsche, sondern fügte sich in alles, wie er es für das beste hielt.

Sie hatte keine besondere Freundin, war mit niemandem recht intim, und ging nur viel auf Wohlthätigkeitsfeste, was er selbst wünschte, damit sein

Name in den Zeitungen genannt wurde, was entschieden einen guten Eindruck machte und ihm in jeder Hinsicht nur förderlich sein konnte.

Seine Zukunft lag vor ihm so klar wie seine Vergangenheit; alles ging seinen gesetzmäßigen Gang, — und nun kam von außen her ganz unerwartet etwas fremdes, dieser Brief, den er nicht verstand, so wenig wie Agnas Worte: sie habe sich für einen anderen interessiert.

Er wußte von Frauen, die mit irgend einem Künstler einen geheimnisvollen Briefwechsel anfingen; aber solche Dinge lagen doch Agna garnicht.

Das war ausgeschlossen.

An wen nur mochte sie diese Briefe gerichtet haben?

Es konnte niemand anders sein, als einer, den sie aus ihrer Mädchenzeit kannte, der sich wahrscheinlich wieder an sie herangedrängt hatte, und dem sie dann zu scharf geantwortet, um ihm klar zu machen, daß sie die Vergangenheit vergessen hatte. Ihm war, als hätte sie einmal von einem Jugendfreunde gesprochen, der zur See gegangen war. Irgend so eine Frauenthorheit, die sich nun rächte. —

Wie konnte sie so etwas aber auch hinter seinem Rücken unternehmen, ohne ihn aufzuklären?

Sie that ihm leid, denn er fühlte, in welch peinlicher Situation sie sich befinden mußte.

Was ihn kränkte, war, daß sie ihm kein Vertrauen entgegenbrachte.

Unruhig ging er auf und ab, machte sich tausend Vorstellungen, und hatte dabei immer das leise Angst-

gefühl, es könne schlimmeres dahinter sein, etwas, das geeignet war, ihm in seiner Stellung zu schaden.

Dreitausend Mark! — was um alles in der Welt konnte nur in den Briefen stehen, um solch eine Summe zu rechtfertigen?

Da that sich die Thür auf, und Agna trat ein, sie war zum fortgehen angezogen, sodaß er sie ganz erstaunt ansah.

— Du wolltest mich sprechen, fragte sie.

— Wo willst du denn hin?

— Ich habe einen Weg vor.

— Agna, was willst du thun?

Einen Augenblick sah sie ihn fest an, dann sagte sie:

— Ich will zu meinem Vater.

— Und was willst du da?

— Ich weiß nicht, frage mich nicht!

— Aber das braucht doch nicht jetzt zu sein.

— Es muß sein.

— So werde ich dich begleiten.

— Ich kann dich nicht dabei brauchen.

— Aber Agna! —

— Laß nur, du wirst dich daran gewöhnen müssen, daß ich nun meinen Weg allein gehe.

— Was soll das heißen, Agna?

— Daß ich fortgehe.

— Aber ich bitte dich, wohin denn?

— Das wird sich finden. Ich kann nicht länger hier bleiben, ich muß fort.

— Aber so sage mir . . . .

— Weil ich kein Recht habe, hier zu bleiben.

— Kein Recht? Du, Agna?

— Ja ich. Haſt Du vergeſſen, was ich dir vorhin geſagt habe? Schon lange kein Recht mehr.

— Aber Agna, das . . .

— Es iſt gut von dir, daß du mich halten willſt; aber ich kann nicht bleiben.

Er ſah ſie ſtarr an, und ſie fuhr leiſe fort:

— Du haſt es alſo noch immer nicht verſtanden, und ich muß dir mit deutlichen Worten ſagen, daß ich einem Manne vertraut habe, einem Menſchen, an den auch die Briefe gerichtet ſind, mit denen man mich jetzt ins Verderben hetzt. Sieh mich nicht an, als ob ich irre rede, es iſt ſo; ich, Agna, deine Frau, habe hier in deinem Hauſe nichts mehr zu ſuchen — aber ich habe auch draußen keinen Menſchen mehr; — denn das alles iſt tot, es war vergeſſen, es war alles vorbei, — jetzt ſtellt ſich mir das drohend in den Weg, und ich kann nicht weiter.

— Agna — du . . .

— Nun iſt es vorbei mit all meinem Glück!

Sie lachte ſo gequält und voller Hohn auf; und wiederholte leiſer, ganz gebrochen:

— Mein Glück! —

Plötzlich trat er auf ſie zu, faßte ſie hart am Handgelenk und fragte:

— Wer iſt das? ſeinen Namen!

Sie ſah ihn ruhig an:

— Willſt du ihn etwa töten? — ich weiß nicht, wo er ſein mag, — wir werden ihn wohl beide nicht finden.

— Ich will es wiſſen.

— Du thuſt mir weh! . .

Er ließ ihren Arm los, und sie sah ihn groß an.

— Oder willst du mich töten? — Bitte! ich wünsche mir nichts sehnlicher; ich hätte es längst selbst gethan in all der Angst, aber ich bin zu feige.

— Wer? Agna, wer?

— Was nützt es dir, wenn du den Namen erführest.

Sie lächelte so matt.

— Es ist ja schon lange her. Weshalb regt es dich jetzt so auf? Laß mich meine Sache allein führen.

— Nein, dazu bin ich da.

— Gieb mir das Geld und laß mich allein handeln; ich weiß, was ich zu thun habe. Wenn du das nicht willst, und wenn ich es auch von meinem Vater nicht erhalte, weiß ich, was ich zu thun habe.

— Agna!

— Das würde mich den Mut finden lassen. Giebst du mir das Geld?

— Nein, niemals.

— Dann lebwohl!

— Agna!

— Lebwohl! . . .

Ehe er noch zum Bewußtsein kam, war sie zum Zimmer hinaus, und er hörte die Thür draußen schlagen.

Er war der ganzen Sache gegenüber völlig fassungslos, und hatte beständig das Gefühl, sich zu sagen: das ist ja alles nicht wahr, — das ist ja reiner Unsinn! —

Aber dann sah er sich um, sah sein Zimmer und die halb offene Thür, durch die sie gegangen war;

und im gleichen Augenblicke wußte er, daß er ſie nicht gehen laſſen durfte, daß dann alles für ihn verloren war — die Angſt befiel ihn, daß damit der Skandal anfing.

Mit einem Schlage entrollte ſich vor ihm eine Zeit ſinnloſer Anklagen, verſteckter Beſchuldigungen. Die Ruhe ſeines Lebens war zerſtört; fremde Menſchen wühlten in ſeinen Privatangelegenheiten, in die intimſten Dinge ſeines Hauſes drangen ſie neugierig ein. Dann war es vorbei mit ſeiner Zukunft, dann konnte er ſeine Koffer packen und als Privatmann ſich in ein kleines Neſt verkriechen für den Reſt ſeiner Tage.

Das durfte nicht geſchehen, um keinen Preis.

Wo wollte Agna hin? — ins rieſenhafte vergrößerte ſich ihre Schuld plötzlich — und wie ſie fortgeſtürzt war, da ward ihm mit einemmale klar: daß ſie nicht zu ihrem Vater gehen würde! Sie hatte ja ſelbſt geſagt, ſie wolle fort — ganz fort. Nur das nicht — das durfte nicht ſein — ſie durfte ſo etwas nicht thun — das war ja das ſchlimmſte, was ihm begegnen konnte!

Sie durfte das Haus nicht verlaſſen, jetzt nicht, — oder ſie wurden alle unglücklich. Blitzſchnell jagten ſich dieſe Gedanken in wirrem durcheinander, beherrſcht von der einen Gewißheit, daß kein Menſch von all dem erfahren durfte, — und ſchon war er draußen, hatte haſtig den erſten Hut ergriffen, der an dem Haken hing — und ohne Mantel, nur um ihr ſchnell nachzukommen, eilte er hinaus.

Die Thür ließ er hinter sich ins Schloß fallen, und im Nu war er die Treppen hinunter und auf der dunklen Straße.

Er sah nichts, da er unmittelbar aus dem hellen Zimmer kam; aber dann schien ihm, als ob rechts ein paar Häuser weiter eine Dame rasch über den nassen Damm ging. Ohne zu überlegen, eilte er nach dort, und hatte sich nicht getäuscht: sie war es.

Er atmete wie erlöst tief auf, als er neben ihr war.

— Agna! —

Sie schrak zusammen, daß sie aufschrie, als sie jemand so hastig anredete.

— Agna, wo willst du hin?

— Laß mich!

— Nein, Agna, komm zurück, sei vernünftig. Laß uns das alles in Ruhe besprechen.

Sie hörte nicht auf ihn, wie er auch in sie drang; sie lief wie gehetzt weiter, um ihm zu entgehen, der sich dicht an ihrer Seite hielt.

Ein feiner Regen sprühte vom Himmel, der ihnen ins Gesicht schlug, jetzt kamen sie wieder über eine Straße und beinahe wären sie beide in den Schmutz des Reitwegs geraten; dann fand sie einen Uebergang, und nun waren sie im Schutz der Bäume. Es regnete immer heftiger; dicke Tropfen schlugen schon durch die Zweige, und nun ward es ein toller Guß, sodaß er sie endlich unter einem Baume, wo es trockener schien, festhielt.

— Agna, sei vernünftig und komm zurück. Wir können doch hier nicht im Regen stehn, du bist schon

ganz naß. — Komm nach Hauſe und laß uns in Ruhe überlegen. Du ſiehſt doch, daß ich mir alle Mühe gebe, ruhig zu bleiben. Du ſagſt: du habeſt ſchon ſoviel geduldet und alles gethan, damit man nicht mit Fingern auf uns zeigt, — ſei nicht mein ſchlimmſter Feind, indem du gehſt. Du magſt hernach thun, was dir gut dünkt, was du für notwendig hältſt — aber thu' nichts ohne mich. Ich bitte dich: denk ein wenig an Elly, denk an mich! . . Gieb der Welt nicht die gefährlichſte Waffe in die Hand durch dein fortgehn. Wohin willſt du? — was wollteſt du thun? —

Sie ſchluchzte nur wild auf, und ſtützte ſich an den Baum, an deſſen zerriſſener Rinde das Waſſer herabgelaufen kam.

Es that ihr ſo gut, wie er auf ſie einſprach. Sie war fortgeſtürzt, ohne recht zu wiſſen wohin, nur beſeelt von dem einen Wunſche, nichts mehr zu hören, nichts mehr zu empfinden. Sie wollte aus allem heraus; und eine dunkle Sehnſucht trieb ſie, dem Tod in die Arme zu laufen, um endlich Ruhe zu haben.

Sie hatte damit gerechnet, daß ihr Mann ſie aus dem Hauſe weiſen, daß es eine ſchreckliche Scene geben würde, — nun kam er im Unwetter ihr nach, um ſie zurückzuholen.

Er hatte ihren Arm gefaßt; es durchzuckte ſie, als er ſie anrührte, dann zog er ſie fort, indem er unaufhörlich auf ſie einſprach. Er begriff ja noch immer nicht. Er konnte doch nicht in einer Viertelſtunde ſein ganzes Leben umſtürzen; alles ſollte anders ſein, als er es gedacht; das konnte er nicht.

Nur jetzt mußte sie zurückkommen, nur eine kurze Zeit noch ausharren, damit nicht seine ganze Zukunft zerstört wurde. —

Sie war ganz durchnäßt, und er stand neben ihr, triefend in seinem leichten Rocke. Der Regen ließ nicht nach, die Kleider klebten an ihrem Körper, und sie fror zitternd in ihrer Nässe.

So ließ sie sich willenlos, wie ein krankes Kind fortziehen. Was sollte sie hier draußen in der Kälte und der dunklen Nacht! — Sie hatte eine Sehnsucht nach Licht und Wärme, und dabei war sie totmüde.

Ein Wagen war nicht zu finden, die jagten alle besetzt durch den strömenden Regen. So mußten sie den Weg zu Fuß zurück. Es war nicht weit, aber es blieb kein Faden mehr an ihnen trocken.

Sie ließ alles mit sich geschehen. Er brachte sie nach Haus und in ihr Zimmer. Dann rief er das Mädchen, damit sie ihrer Herrin half, sich auszukleiden und sie ins Bett zu bringen, indessen er sich gleichfalls trockene Sachen nahm.

Agna wurde dem Mädchen unter den Händen ohnmächtig, ehe sie hinübergebracht werden konnte.

Ein Schüttelfrost warf sie, und ihre Zähne schlugen aneinander, sodaß er den Sanitätsrat voller Sorge anklingelte, der glücklicherweise zu Hause war und sofort zu kommen versprach.

Indessen schickte er das Mädchen hinaus, denn Agna redete wirr, lauter zusammenhangslose Dinge aus ihren Gesprächen von zuvor; und davon brauchte niemand zu wissen. —

Da ſaß er nun allein an ihrem Lager.

Nur in einer Ecke brannte ein verſchleiertes Licht, hell genug, daß er jede Regung in ihrem blaſſen Geſichte erkennen konnte.

Er ſagte ſich: vielleicht war alles nur ein wirres Gerede, ein Vorbote ausbrechender Krankheit — doch nein, er vermochte ſich dieſer Selbſttäuſchung nicht hinzugeben; alles was ſie geſagt hatte, trug den Stempel der Wahrheit.

Wie er ſie vor ſich liegen ſah, blaß und frierend, wie er an die lange Zeit dachte, vom erſten Augenblicke, da er ſie geſehen, bis zum heutigen Abend, als ſie beim Empfang des Briefes erblaßte, da fand er keine Löſung des Rätſels; denn ein Rätſel war ihm alles, was er in dieſer letzten einen Stunde erfahren hatte.

Und während er vergebens nach einer Erklärung ſuchte, kam ihm zum Bewußtſein, wie fremd ſie ſich geworden waren.

Im Drange ſeiner Berufsgeſchäfte war er immer mehr ſeinen eigenen Weg gegangen und hatte ſich nicht eben viel um ſeine Frau gekümmert. Erſt zu Tiſch ſprachen ſie ſich, das war am ſpäten Nachmittage, denn am Morgen war ſie meiſt noch nicht auf, und er nahm ſein erſtes Frühſtück allein.

Vor allem war eine ſtarke Entfremdung ſeit der Geburt Ellys zwiſchen ihnen eingetreten. Agna war ſcheu und fand den alten Ton nicht mehr, und er ſelbſt wagte es nicht recht, ſich ihr in der alten Weiſe zu nähern. Das Kind ſtand zwiſchen ihnen. So ſehr Agna das kleine Weſen liebte, ſo ſehr ihr Herz daran

hing, so froh war sie, alles hinter sich zu haben; und nun fürchtete sie sich, noch einmal diese schreckliche Zeit durchzumachen.

Damit hatte die Entfremdung angefangen, äußerlich änderte sich nichts, indem sie viel ausgingen und Gesellschaften mitmachten. —

Dann war van Jonge zu ihnen ins Haus gekommen.

Van Jonge! —

Einen Atemzug lang glaubte er, daß er es sei, aber dann wies er den Gedanken von sich. Nein, der hatte sich zu freundschaftlich auch zu ihm gestellt — und dann war er eine so offene gerade Natur, der auf Schleichwegen sich gewiß nicht wohl fühlte. Wenn der Briefe von Agna hatte, wäre er gewiß der letzte gewesen, sie zu mißbrauchen.

An Jonge war nicht zu denken.

Wer konnte es aber sein? —

Irgend ein Fremder, der an seinem Hause vorbeigegangen war und mitgenommen hatte, was vom Hausherrn achtlos am Wege liegen gelassen, um das sich der Besitzer nicht viel gekümmert, der seinen Schatz nicht gehütet und geachtet hatte. —

Agna, mit ihrer ruhigen Natur, die so kühl und vornehm zurückhaltend war, — sie sollte alles vergessen haben, alles was er an ihr bewunderte? Da mußte sie verzaubert sein, denn mit ihrem keuschen Wesen war das nicht in Einklang zu bringen. —

Er sah in die Nacht hinaus, wo der Regen unaufhörlich fiel, eine tiefe Dunkelheit, daß nichts zu erkennen war.

Er verſuchte ſich vorzuſtellen, wie die Zukunft ſich geſtalten ſollte. Er vermochte es nicht.

Wenn doch der Arzt nur erſt da war!

Dieſes kurze warten in Ungewißheit brachte ihn zur Verzweiflung.

Agna warf ſich unruhig. Er lauſchte auf ihr wirres Gemurmel, ob nicht irgend ein Name darin vorkam, aber er verſtand nichts. Nur ein undeutliches Gewirr zuſammenhangsloſer Sätze und Worte, ein dumpfes aufſtöhnen; dann knirſchte ſie wieder mit den Zähnen, und der Froſt ſchüttelte ſie, daß ſie ſich unter die Decke verkroch.

Jäh ſchrie ſie jetzt auf, gellend laut und richtete ſich auf, in wilder Angſt warf ſie die Decke ab und wollte ſich erheben. Als er herbeieilte, um ſie zu halten, vermochte er es kaum, ſie hielt ihn für einen ihrer Verfolger, der ihr nach dem Leben trachtete, ſie ſtieß ihn von ſich und rang gegen ihn, unter qualvollem ſtöhnen verzweifelter Angſt.

Ihre Glieder zitterten im Fieber, die Furcht verlieh ihr Kräfte, daß er ſie nicht halten konnte, als im kritiſchen Momente der Arzt kam, um die Kranke zu halten und ſie mit ſanften Zureden wieder zu beruhigen.

Unter ſeinen Worten wurde ſie ſtiller und lag da, ſchwer und fieberhaft atmend, aber matt ohne das Angſtgefühl der Verfolgung.

Er konnte noch nicht ſagen, was ſich aus dieſem Fieber entwickeln würde, vielleicht nur ein vorübergehender Anfall, der bald gehoben war. — Ruhe und Schlaf waren vor allem nötig.

Er klingelte beim Roten Kreuz an, um eine Schweſter für die Nacht zu haben, die ſofort zugeſagt wurde.

Die Kranke wurde jedesmal unruhig, wenn ihr Mann ſich näherte. Er wollte anfangs nicht aus dem Zimmer, in der Beſorgnis, daß ſie in ihren Phantaſieen von den Vorgängen etwas verraten könne, aber dann ſagte er ſich, daß die anderen ihre Reden für Fiebererſcheinungen halten und keinen beſonderen Wert darauf legen würden.

So ließ er denn geſchehen, was der Arzt anordnete und atmete auf, als die Schweſter kam und in ihrer ruhigen Art alles in die Hand nahm.

Die Kranke wurde ſtill unter ihren Fingern, ſie atmete leichter und warf ſich nicht mehr, ſodaß der Geheimrat ſich beruhigter in ſein Zimmer zurückziehen konnte.

XXIV.

Erſt in der Einſamkeit ſeines Zimmers, als er an ſeinem mit Akten und Papieren überhäuften Schreibtiſche ſaß, fiel ihm der Brief wieder ein; er ſuchte in all ſeinen Taſchen und fand ihn endlich.

Er glättete ihn, legte ihn vor ſich hin und las ihn langſam Wort für Wort. Jetzt verſtand er die geheimnisvollen Andeutungen, die der Brief enthielt.

Der Entſchluß ſtand bei ihm feſt, daß er dieſe Sache um jeden Preis aus der Welt ſchaffen mußte, aber wie ſollte er das beginnen? Der Brief enthielt

nur die Andeutung, daß die Antwort am Montag an der alten Stelle abgeholt werde.

Wo und was war dieſe alte Stelle? . .

Damit kam er nicht weiter.

Und wie er bis ſpät in die Nacht in ſeinem Zimmer auf und abging, an der Thür horchend, ob nicht von drüben, wo ſeine Frau lag, ein Geräuſch kam, legte er ſich alles klar.

Seine Frau! — Er ſagte das Wort ganz laut. Das mußte ſie bleiben, was auch geſchehen war. Dieſes eine ſtand für ihn feſt.

Für das nächſte halbe Jahr bis zum Frühling mußte alles ſeinen alten Gang gehen, dann konnte man ja immer noch ſehen, wie die Dinge ſich geſtalten würden. Bis dahin aber mußte alles geheim gehalten werden.

Auch mußte er erſt wiſſen, um wen es ſich handelte, was alles geſchehen war, und wie er ſich zu dieſen ganz unerhörten Dingen ſtellen konnte. Die Wohnung war groß genug, daß ſie nötigen Falles neben einander hinleben konnten, ohne ſich zu ſtören.

Vor der Welt mußte es ein Geheimnis bleiben. Seinem guten Namen durfte kein Fleck anhaften. Das Herz ſchlug ihm bei dem Gedanken, in weſſen Händen die verhängnisvollen Briefe ſich befinden mochten. Und wenn es die größten Opfer koſtete: er mußte in den Beſitz der kompromittierenden Schriftſtücke kommen, ſobald als möglich, ehe Unheil damit geſchehen konnte.

Dazu war es nötig, mit Agna zu ſprechen, die einzig und allein den Weg kannte, auf dem man mit den Leuten unterhandeln konnte.

Digitized by Google

Agna aber lag ohne Beſinnung drüben im Fieber, und er konnte ſich nicht mit ihr verſtändigen.

Wer weiß, wie lange das dauern mochte.

✿

Am andern Mittag erwachte ſie aus ihrer Bewußtloſigkeit und verlangte ihren Mann zu ſprechen. Er war nicht mehr daheim, und als er telephoniſch angerufen wurde, er möge nach Hauſe kommen, erſchrak er, im Glauben es ſei was paſſiert, was man ihm verheimlichen wollte.

Die Schweſter beruhigte ihn ſofort und ließ ihn im Krankenzimmer allein.

Agna lag noch im Fieber, aber ſie war bei dämmerndem Bewußtſein. Ihre Augen gingen unruhig, ihre Finger lagen nicht eine Sekunde ſtill.

Als er eintrat, zuckte ſie zuſammen, als wolle ſie ſich verkriechen, aber da ſie ſeine beſorgte ſcheue Miene ſah, faßte ſie Vertrauen, ſtreckte zaghaft die Hand nach ihm aus und zog ihn an ſich heran, ganz dicht.

Und mit aufgeregter Stimme, im Flüſtertone, als ob es jemand hören könne, ſprach ſie haſtig auf ihn ein. Anfangs noch wirr, aber allmählich kam Klarheit in ihre Bitten.

Er ſolle dem Mädchen gleich ſchreiben, um den Brief zu erhalten, aber er mußte ihr ſchwören, daß er keinen Blick hineinwarf in das, was ſie ihm bringen würde. Wenn er was wiſſen wollte, dann mochte er ſpäter fragen. Sie wollte ihm getreulich Rede und Antwort ſtehen — aber von anderer Seite, ohne daß ſie dabei war, ſollte er nichts erfahren, das ertrug ſie nicht.

Und er verſprach es — er hatte garnicht mehr die Empfindung dafür, was ſie ihm angethan, wie ſehr ſie gefehlt hatte — er fühlte ſich in der Angſt mit ihr vereint, gemeinſam mit ihr wollte er den Feinden wehren, die ſein Haus bedrohten.

Er verſuchte, ſie zu überreden: ob man nicht beſſer daran that, einfach die Polizei zu Hilfe zu rufen; aber er ſah ſelbſt ein, daß es keinen Zweck hatte, denn damit konnte die Sache nur ſchlimmer werden, und es wurde nichts gewonnen.

Auf das Geld kam es nicht an, das mußten ſie ſchon hinter her werfen — damit die Gefahr endlich beſeitigt wurde.

Er ſah in ihr jetzt lediglich die Bundesgenoſſin; ſeit Jahren hatten ſie ſich nicht ſo aneinander gehalten, hatten ſie gefühlt, daß ſie doch zuſammen gehörten, daß ſie Mann und Frau waren, mit gemeinſamen Intereſſen, wie in dieſer Stunde.

Der Arzt hatte ihm die dringendſte Schonung der Kranken anbefohlen; und ſo getraute er ſich nicht, die Frage zu ſtellen, die ihm auf der Zunge brannte, die Frage: wer es geweſen war. — Bei jedem Worte war er daran, ſie zu ſtellen, jedesmal bezwang er ſich noch, um ſie zu unterdrücken.

Aber die Stunde würde kommen, wo er ſie endlich ſtellen würde, und ihm graute davor. Er hatte Furcht vor dieſer Enthüllung, der er doch nicht aus dem Wege gehen konnte, von deren Beantwortung ihr ganzes ferneres Leben abhing.

Er konnte an nichts anderes mehr denken. Er hatte ihr verſprochen, nicht ſelbſt zu forſchen, und was

er einmal zugeſagt hatte, das hielt er auch, ſo ſchwer es ihm werden mochte.

So ſetzte er ſich denn mit der anonymen Briefſchreiberin in Verbindung und erhielt am folgenden Tage die Antwort: er möge mit dem Gelde ſich am nächſten Abend um ſieben Uhr am Leſſing-Denkmale einfinden, wo der Brief ihm zur Verfügung ſtehe.

XXV.

Ein kalter, ſchon froſtiger Abend. Der Mond ſtand hell am Himmel, und weiße Wolken jagten an ſeiner vollen Scheibe vorbei, ſich bunt färbend, wenn ihre durchſichtigen Ränder über die ſilberhelle Scheibe glitten.

Vereinzelt rieſelten welke Blätter aus den Baumſpitzen durch die halbkahlen Aeſte mit leiſem Geraſchel auf den harten Boden.

Schon ſeit einer Viertelſtunde ging der Geheimrat am Leſſingdenkmal auf und ab, immer bis zur Königgrätzerſtraße und zurück unter den alten Bäumen am Rande des Tiergartens bis zur Siegesallee, wo in der Ferne die weißen Marmorbilder im elektriſchen Lichte hell aus dem Dunkel der Büſche leuchteten.

Vom Tiergartenviertel her, aus der Bellevueallee und der Viktoriaſtraße kamen die Wagen und fuhren am Tiergarten und die Lennéſtraße hin. Es war Theaterzeit, die Stunde des größten Verkehrs.

Zuweilen ging jemand an ihm vorbei, zweimal eine Frau, die er scharf ansah, aber die waren es nicht.

Er hatte ein wenig Herzklopfen und war nervös. Wenn aus einem der schmalen Seitenwege des Waldes wer kam, blieb er stehen oder ging auch ein paar Schritte in den Tiergarten hinein — aber immer kehrte er rasch zum Lessingdenkmal zurück.

Einmal setzte er sich ein paar Augenblicke auf eine Bank am Rande des Reitwegs, aber es war zu kalt, sodaß er gleich wieder aufstand; er hatte auch nicht die Ruhe dazu.

Ungeduldig sah er von Zeit zu Zeit auf die Uhr, denn es war schon ein paar Minuten später, als er bestellt war; und er konnte es nicht erwarten, daß die Sache vorüber und er mit den Briefen erst wieder daheim war.

Im Geiste sah er Agna in fieberhafter Aufregung daheim liegen; er stellte sich vor, wie sie auf jeden Laut im Hause hörte, ob er noch nicht zurückgekommen sei. Statt dessen lief er hier noch auf und ab, und glaubte schon, daß er vergebens gekommen sei, und man ihn zum Narren halte.

Er bestimmte eine Zeit: von jetzt noch eine Viertelstunde, indem er sich sagte, daß er trotzdem länger warten würde; denn wie leicht konnte es sein, daß der oder die betreffende abgehalten wurde, weil irgend eine Stockung im Straßengetriebe die Verzögerung verursachte.

Da fuhr ein Taxameter hart am Reitwege an der Ecke der Königgrätzerstraße vor. Eine schlanke

Dame ſtieg aus, ſah ſich ein wenig rechts und links um, und ging auf das Denkmal zu, ſah ſich wieder um und ſchritt die paar Stufen hinauf.

Sie verſchwand ganz im Schatten; er ging direkt auf ſie zu, ſo raſch, daß ſie erſchrak und einen Schritt zurücktrat, aber er lüftete, wenn auch ſteif, den Hut und fragte:

— Entſchuldigen Sie, ich bin wohl von Ihnen auf ſieben Uhr hierher beſtellt.

Sie nickte, und unter dem großen Hute ſah er durch den Schleier ein paar unruhige Augen. Ein unaufdringlicher Parfümduft ſchlug ihm entgegen, der ihn ſeltſam berührte. Sie ſchien hübſch zu ſein, ſodaß er nicht wußte, woran er eigentlich war, und was er von der Beteiligung dieſer chik gekleideten Perſon halten ſollte.

Sie hatte ein Couvert in der Hand.

— Bitte, hier iſt der Brief, um den es ſich handelt.

Er hielt das Couvert in den Fingern, und der Gedanke drängte ſich ihm auf, daß es ſeine Pflicht ſei, nachzuſehen, ob der Brief Agnas auch darin enthalten war, dann band ihn wieder ſein gegebenes Verſprechen. Er wollte fragen, aber er bezwang ſich, ſo ſchwer es ihm ward, und übergab der jungen Dame das ausbedungene Kaufgeld.

Mit einem flüchtigen Blicke neigte ſie ein wenig den Kopf und ſchritt raſch aus dem Dunkel des Denkmales über die Allee und den Reitweg auf den wartenden Wagen zu, der ſie im nächſten Augenblicke dem Brandenburger Thore zu entführte. —

Der Geheimrat ſtand noch an dem Denkmalsgitter mit den ſymboliſchen drei Ringen; es quälte ihn, daß er nicht frei handeln konnte, daß er ſich die Hände gebunden hatte und das Rätſel ihm vielleicht immer ungelöſt blieb.

Eine Sekunde lang hatte er in den Fingern das Gefühl gehabt: daß er zugreifen müſſe, daß er dieſe Perſon feſthalten ſollte und um Hilfe rufen, damit er und Agna befreit wurden von der geheimnisvollen Macht, die drohend über ihrem Leben ſchwebte.

Allein Agna war ſo überzeugt, daß mit dem Erwerb dieſes letzten Schriftſtückes jede Gefahr abgewandt ſei, daß er nicht den Mut zum handeln fand, daß er nur ſtand und dem Wagen nachſtarrte, der in der halbdunklen Allee in wenigen Sekunden ſeinen Blicken entſchwunden war.

Langſam kehrte er ſich um und, obwohl es nur wenige Schritte waren, winkte er doch einer Droſchke, um ſo raſch als möglich heim zu kommen.

*

Die Pflegerin hatte alle Mühe, Agna zu halten. Sie wollte durchaus aufſtehen. Bei jedem Laute mußte die Schweſter draußen horchen, ob noch niemand gekommen war.

Als ſie endlich Schritte draußen hörten, war ihnen beiden das öffnen der Korridorthür entgangen.

Die Schweſter konnte das Zimmer nicht gleich verlaſſen, hatte erſt noch etwas zu ordnen, ſchüttelte Agna die Kiſſen zurecht, dann erſt waren ſie allein.

Mit wilder Haſt griff Agna nach dem Briefe und riß ihn aus dem Couvert, dann änderte ſich ihr geſpannter Ausdruck; eine herbe Enttäuſchung zeigte ſich in ihren Augen.

— Das iſt alles? fragte ſie angſtvoll.

— Ja!

— Du haſt nichts herausgenommen? —

— Wie ſollte ich — da ich dir's verſprochen hatte.

Sie ſah ſich irr im Zimmer um.

— Iſt es nicht, was du erwartet hatteſt?

— Nein!

— Du hätteſt mich handeln laſſen und mir nicht jede Einmiſchung verbieten ſollen.

Sie nickte mit zuſammengebiſſenen Zähnen.

— Vielleicht täuſche ich mich auch, ſagte ſie.

— Wie meinſt du das?

— Es iſt gut, daß wir dieſen Brief haben, aber da iſt einer — ein anderer, an dem mir viel, ſehr viel gelegen wäre.

— Was iſt das für ein Brief?

Nun ſchwieg ſie verſtockt, auf all ſeine eindringlichen Fragen gab ſie keine Antwort mehr, hielt nur das Papier mit ihren Schriftzügen krampfhaft in der Hand unter der Decke.

Halb aufgerichtet ſaß ſie, mit zuſammengezogenen Augenbrauen und ſtarrte in das Licht, als ob ſie über etwas ſchreckliches nachgrübelte.

Er redete mit ihr, ſchüttelte ſie am Arm; da fuhr ſie wie aus ſchwerem Traum auf und ſah ihn er-

ſchreckt an, aber er bekam kein Wort aus ihr heraus, ſodaß er ängſtlich die Schweſter rief, die ihn hinausſchickte. Die Kranke mußte wirklich ihre Ruhe haben.

Aber die Ruhe kam nicht. Täglich gab er ihr die Verſicherung, daß ſie ſich nicht zu fürchten brauchte, daß er ſchon ſorgen werde, damit nichts geſchehe.

Ihre wahnſinnige Angſt ſteckte ihn an.

Um ſie zu beruhigen, erklärte er ihr, daß ihm nichts an ſeiner Stellung liege; wenn es ſein mußte, war er jeden Augenblick bereit zu gehen.

Er wollte ſich Urlaub geben laſſen, um mit ihr fortzugehen, denn er zitterte ſelbſt vor jedem Briefe, der ins Haus kam.

Wenn er zu einer Konferenz gerufen wurde, wenn ein fremder Menſch ihn ſprechen wollte, jedesmal dachte er: nun werde etwas ſchreckliches ſich ereignen. Und als ſich nichts ereignete, ward er nicht etwa ſicher, ſondern immer nur unſicherer.

Seine Freunde rieten ihm, eine kurze Zeit Urlaub zu nehmen. Er habe ſich überarbeitet und ſei erſchreckend nervös. Er litt ſelbſt unter der Empfindung, manchmal war er gar nicht im ſtande, eine Sache mit dem altgewohnten Eifer zu bearbeiten. Ihm entgingen wichtige Dinge, er vergaß ſogar wichtiges — und hatte allen Halt verloren; aber er ſchüttelte auf alle Ermahnungen den Kopf. Jetzt durfte er ſich keinen Urlaub nehmen. Es hing zu viel von ſeiner perſönlichen Thätigkeit ab, und ſo kurz vor ſeiner Beförderung, das war unmöglich; ſo quälte er ſich weiter.

Eine schreckliche Stimmung herrschte im Hause, auch als Agna wieder hergestellt war. Sie ging noch nicht aus, lag in ihrem Zimmer und suchte nach Möglichkeit wenig mit ihrem Manne zusammen oder doch nicht mit ihm allein zu sein.

Er aber suchte ihre Gegenwart, das Bedürfnis, mit ihr zu sprechen, quälte ihn; er wollte mit ihr über die Dinge, die für ihn noch immer einen geheimnisvollen Schleier trugen, reden, einen Schleier, den all seine Grübeleien nicht zerreißen konnten.

Wenn er Agna direkt drängte, ihn doch endlich aufzuklären, bettelte sie: er möge nicht darauf bestehen. Die Zeit war noch nicht gekommen. Sie vertröstete ihn jedesmal auf später; und er bestand nicht auf seinem Willen; er schwieg, weil ihm selbst vor der Aufklärung bangte. —

Agna hatte sich vom ersten Tage an aus dem gemeinsamen Schlafzimmer ausquartiert. Anfangs begründete sie es damit, daß sie noch leidend sei, und die Pflegerin bei ihr wachen mußte, dann behielt sie es bei.

Ihm aber graute vor dem großen, leeren Zimmer. Es kam ihm vor, als sei Agna gestorben, denn alle ihre Sachen hatte sie mit fortgenommen, sodaß es ihm ganz trostlos schien.

Darunter litt er besonders. Ueberall fehlte sie ihm, er war es gewohnt gewesen, sie um sich zu haben, ihre Nähe zu spüren, obwohl er nicht eben viel mit ihr redete und sich nicht weiter kümmerte, was sie den Tag über gethan und getrieben hatte.

Das fiel ihm jetzt schwer auf das Gewissen; darin sah er ein großes Verschulden. Gut machen konnte er das nicht mehr.

Mit jedem Tage mehr schwand ihm das selbstbewußte Recht, über Agna zu urteilen und ihr Thun zu verdammen; er sprach zu ihr, fast als ob er ihr großes Unrecht zugefügt habe, als müsse er versuchen, ihre Freundlichkeit wieder zu gewinnen.

Und so quälten sie sich nebeneinander hin.

XXVI.

Die Verhandlung gegen den Professor Rode hatte begonnen und hielt alle Welt in Aufregung. Ein heftiges für und wider entbrannte; draußen in Moabit drängten sich die Neugierigen, trotzdem die Oeffentlichkeit ausgeschlossen war und nur den Vertretern der Presse und wenigen Interessierten der Zutritt gestattet wurde. Es durfte über die Verhandlung berichtet werden, und das geschah denn auch in der ausgiebigsten Weise.

Im Mittelpunkte des Interesses stand Lili Kulitz. Die Zeitungen brachten ihr Bild, und in allen Kunst- und Papierhandlungen stand die Photographie von der Ballwerferin, dem bekanntesten Werke Rodes, zu dem Lili Modell gestanden hatte.

Allerhand abenteuerliche Gerüchte kursierten über sie. Bald sollte ein junger Bankier die Absicht haben, mit ihr ins Ausland zu gehen, um sie gegen den

Willen seiner Eltern zu heiraten; bald hieß es, sie werde in einer der nächsten Aufführungen eines Variétés die Hauptrolle spielen; dann wieder sollte sie in einer Bar angestellt sein.

Inzwischen trat sie in Moabit als Zeugin gegen ihren einstigen Meister auf.

Ihr Vater wurde aus dem Gefängnis vorgeführt, die Mutter war freigesprochen, da ihr eine Beteiligung an der Erpressung nicht nachzuweisen war.

Der junge Verteidiger, der als Anwalt des Kulitz sich einen Namen gemacht hatte und immer nur von beleidigter Moral und Schutz der Unschuld gesprochen und die Künstler in ihrer Gesamtheit in unerhörter Weise angegriffen hatte, stand den Frauen als Berater zur Seite.

Er hatte damals Lili klar gemacht, daß wenn sie bei ihren ungewissen Angaben blieb, ihren Vater eine harte Strafe treffen würde, wenn sie dagegen bezeugen konnte, daß all das richtig sei, was ihr Vater von ihren Beziehungen zu dem Bildhauer gesagt und worauf er seine Forderungen gegründet hatte, dann konnte Kulitz womöglich freigesprochen werden. —

Und so fand sie denn auf eine ganze Reihe von Fragen, die der Vorsitzende an sie richtete, eine Antwort, und zum Schluß erhob sie, ohne mit der Wimper zu zucken, die Finger zum Schwur. —

In diesem neuen Prozesse, als sie dem Professor gegenüber stand, kam ihre Aussage nur unsicher und zaghaft heraus. Der Verteidiger Rodes brachte sie durch seine Zwischenfragen beständig in Verlegenheit,

ſie ſtand da mit niedergeſchlagenen Augen und ſah dem Angeklagten nicht ein einziges Mal feſt ins Auge.

Staatsanwalt und Richter gewann ſie durch ihre Zurückhaltung nur noch mehr, die trotz aller Aufklärungsverſuche von ſeiten der Verteidigung ihre Scheu darauf zurückführten, daß ſie gegen ihren einſtigen Wohlthäter belaſtend ausſagen mußte.

Die Mutter beſchwor, was die Tochter ihr vor Jahren erzählt haben wollte. Eine Schulfreundin Lilis trat auf, der ſie die wildeſten Geſchichten erzählt hatte über ihr Modellſtehen. Auf anonyme Zuſchriften hin wurden zwei andere Mädchen vernommen, die bekundeten, daß es nicht immer ganz harmlos bei den Sitzungen in Rodes Atelier zugegangen war, Sitzungen, die allerdings ſchon Jahre her datierten und nichts weiter ſtrafbares enthielten, vor allem da die Mädchen nicht ſo jung wie Lili geweſen waren. Sie boten aber der Anklage die Handhabe, Rode in ein ſchiefes Licht zu ſetzen.

Jede Aeußerung ſeines künſtleriſchen Temperaments oder ſeiner Männlichkeit formte ſich zu einer Anklage gegen ihn.

Er gab ohne weiteres zu, daß er Lili, wenn ſie Modell geſtanden, mal im Scherz irgend wohin einen freundſchaftlichen Klaps gegeben hatte.

Als ſeine Ballwerferin die Medaille erhielt, hatte er Lili vor Freude in die Arme genommen, war mit ihr im Atelier herumgetanzt und hatte ihr einen herzhaften Kuß gegeben, vor einem Schüler, der nun als Belaſtungszeuge geladen war.

Ein paar leichtfertige Aeußerungen gab er auch zu, gewiß! — aber das alles war doch nichts ſchlimmes; das hatte mit dem Inhalt der Anklage nichts zu thun! Das waren Dinge, die in jedem Akademieſaale täglich vorkamen, bei denen kein Menſch ſich was dachte.

Das ſchlimme hatte ſie alles erfunden oder doch fälſchlich ihm angehängt.

Vergebens kämpfte ſein Verteidiger, vergebens ſuchte Rode ſelbſt dem Gerichtshofe klar zu machen, wie Lili der Freundin gegenüber einfach renommiert hatte, um ſich intereſſant zu machen; wie alles, was ſie damals den Eltern erzählt, einzig auf deren Drohungen zurückzuführen war, ein Geſtändnis aus ihr herauszupreſſen. Wie ſie das, was ihr wahrſcheinlich mit einem anderen paſſiert war, in ihrer Angſt ihm in die Schuhe ſchob, weil ſie glaubte, daß die Eltern ſich dann beruhigen würden.

Nach Jahren erſt war der Alte an ihn herangetreten, zu einer Zeit, da er Lili nicht mehr ſtändig beſchäftigte. Plötzlich hatte er Geld gefordert, und Lili, um den Vater zu retten, unterſtellte jetzt vor Gericht Dinge als wahr, die es nicht waren.

Sie hatte dieſe ihre Ausſage in der erſten Verhandlung beſchworen und mußte jetzt dabei bleiben, wollte ſie nicht meineidig werden. Es gab für ſie kein zurück mehr.

Auf das Zeugnis eines Mädchens, das zur Zeit der Beſchuldigung noch nicht eidesmündig geweſen, konnte nach Jahren doch kein Gewicht gelegt werden. —

Allein es half nichts; weder die Bemühungen ſeines Anwaltes, noch die Lebhaftigkeit ſeiner Un-

ſchuldsbeteuerung, dieſer leidenſchaftliche Verſuch, ſich rein zu waſchen, hatten Erfolg.

Aus jeder Frage des Staatsanwaltes, aus dem ganzen Verhalten der Richter ſah er, daß er vergeblich kämpfte. Sie waren alle von ſeiner Schuld überzeugt, und nur ganz vereinzelt trat die öffentliche Meinung für ihn ein. Alles war gegen ihn.

Die eine poſitive Bekundung Lilis wog mehr als alle ſeine Worte. Immer wieder wurde auf dieſe eidliche Zeugenausſage hingewieſen; und mehr und mehr ſchwand ihm die Hoffnung, daß es ihm gelingen könne, ſeine Richter zu überzeugen.

Er beſchwor Lili, die Wahrheit zu ſagen, — er erinnerte ſie an Dinge, die ſie vielleicht vergeſſen hatte, inſtändig flehte er ſie an, aber ſie blieb bei ihrer Ausſage. Schöner als je ſtand ſie vor ihm, die Augen niedergeſchlagen, und wiederholte immer nur das eine: Ich habe die Wahrheit geſagt.

XXVII.

Als Agna bei Frau von Liebenow am Vormittage vorſprach, um der Freundin zum Geburtstag ein paar Orchideen und Lilien zu bringen, fand ſie ſchon verſchiedene bekannte Damen vor, denen das Hausmädchen Sherry und Weißbrotſchnitten mit Lachs und Caviar herumreichte. Nach den Begrüßungen und den beiden Freundſchaftsküſſen auf die Wangen kam ſie gleich in die lebhafteſte Unterhaltung, einen eifrigen Streit über

den Rodeprozeß, bei dem die Meinungen ſcharf aneinander gerieten, je nachdem man Sympathie oder Antipathie für den Angeklagten hegte.

Unterbrochen wurde dieſe leidenſchaftliche Erörterung nur durch bewundernde Ausrufe über Agnas Koſtüm, deſſen Chinchillapelz ihr entzückend zu dem blaſſen Geſichte ſtand, in dem die Augen jetzt fieberhaft groß waren.

Sie kleidete ſich wieder feſch, nachdem ſie ſich eine ganze Zeit unverantwortlich vernachläſſigt hatte.

Ihre gewohnte Thätigkeit hatte ſie wieder aufgenommen, und nur ein paar Falten um die Augen zeigten an, daß ſie gelitten hatte. Vor der Welt hielt ſie ſich tapfer, da vergaß ſie manchmal alles, aber wenn ſie daheim mit ſich allein war, oder auf einem ihrer regelmäßigen Spaziergänge, kamen die böſen Gedanken wie Ratten hervorgeſchlüpft, um an ihrem Gehirn zu nagen; und ſie fand nichts, um ſie zu verſcheuchen.

Heute war ſie ausnehmend zufrieden mit ſich und der Welt, ſchon als ſie am Morgen aufgeſtanden war; ſie kam ſich nett und apart vor, als ſie ſich zum ausgehen fertig machte und vor dem Spiegel ſtand. Sie hatte ihre Tage, wo ihr nichts zur Hand ging, das beſtſitzende Kleid ſtimmte nicht zu ihr; dann wieder ſchien alles wie für ſie geſchaffen. Heute ging eben alles von ſelbſt.

Sie hatte ihre Schlittſchuhe über den Arm gehängt und wollte an der Rouſſeauinſel laufen. Bei Frau von Liebenow wollte ſie ſich mit Ada Weſterkamp treffen, die eine leidenſchaftliche Läuferin war. Ein

anderes junges Mädchen schloß sich ihnen an, und durch den verschneiten Tiergarten, wo alle Wege sauber gefegt und die hartgetretene Schneekruste mit gelbem Sande bestreut war, wanderten sie der Rousseauinsel zu.

Auf den schmalen Wegen, die zur Eisbahn führten, war ein lebhafter Verkehr. Zuschauer, die ihren Spaziergang dahin richteten, waren in der Mehrzahl; Gruppen von Schulkindern zogen lärmend oder sittsam neben einander hinaus, mit den Schlittschuhen klirrend. Alle Gesichter waren von der Kälte gerötet, daß die Augen so frisch ins Leben blickten.

Ueber dem gefrorenen See hingen zwischen den Bäumen die langen Fahnen, und an ausgespannten Stricken hunderte von Wimpelfähnchen.

Auf dem Eise trieb sich eine fröhliche Menge herum; eifrige Läufer eilten im Fluge über die Bahn, andere zogen holländernd weite Kreise.

Zu zweien und dreien untergefaßt, oder sich gegenseitig an den Händen haltend, um eine Stütze zu haben, liefen die Backfische und jungen Damen, manchmal gefolgt von einem Jüngling, der sich den Anschein gab, als gingen ihn die Mädchen nichts an, denen er unentwegt nachlief.

Und am Arme flausrockiger Kavaliere, deren Nummer an der Schulter ihren Beruf als Lehrer verriet, versuchten ältere Jungfrauen ängstlich die Kunst noch zu erlernen, während hunderte von Kindern unsicher dahinkrebsten und aller Welt im Wege waren.

Agna hatte Elly versprochen, eine halbe Stunde mit ihr zu laufen, inzwischen fuhr sie mit ihren Freundinnen, hie und da Grüße austauschend. Zu-

weilen blieben ſie eine ganze Weile ſtehen, um zu plaudern; dann zogen ſie ſich in eine Bucht zurück, um Figuren zu üben; ſie waren jetzt ihrer ſechs.

Müßig plaudernd ſtanden ſie bei einander, als plötzlich eine Dame erzählte:

— Sie kennen doch Rolf van Jonge?

Agna ſtand ein Stück abſeits, aber ſie hörte die an Ada Weſterkamp gerichtete Frage, und ſah, wie ſie nickte und eine andere neugierig fragte:

— Was iſt denn?

— Meine Couſine iſt in Florenz, und hat ihn dort vor ein paar Tagen getroffen. Er iſt verheiratet.

— Ach, nicht möglich?

— Mit wem denn?

— Schon lange?

— Jedenfalls erſt ganz kurze Zeit.

— Aber mit wem?

— Mit einer Amerikanerin, die hier Muſik ſtudieren will, ſodaß ſie nach Berlin kommen werden.

— Ach nein.

— Sie ſoll furchtbar viel haben.

— Na, das hat er nötig.

— Wieſo?

— Nun, das hat er verſtanden, Geld durchzubringen. Das hat bei ihm keine große Rolle geſpielt. Hoffentlich geht er glimpflicher mit dem Gelde ſeiner Frau um.

— Wie heißt ſie denn?

— Ich glaube Mabel Cromwell oder ſo.

— Ach, wohl Mabel Crawley, die kenne ich, die war ja vorigen Winter ſchon hier.

— Es kann ſein.

— Und ſie kommen bald hierher?

— Das weiß ich nicht.

Agna ſtand abſeits und lief jetzt ganz enge Kreiſe. Das Herz ſchlug ihr zum zerſpringen, denn jeden Augenblick erwartete ſie, daß die Sprecherin ſich an ſie wenden würde.

Ada, die wußte, daß Agna ſeit langer Zeit mit Rolf van Jonge auseinander war, warf forſchende Blicke nach ihr und redete eifrig, um die Aufmerkſamkeit nicht auf Agna zu lenken.

Es dauerte nicht lange, als eine etwas ſtarke Dame grüßend an ihnen vorbeifuhr, an der Hand eines Herrn, der nicht ihr Gatte war, ſodaß ſich die Aufmerkſamkeit dieſem Paare zuwandte, das ihnen reichlichen Stoff zu allerhand Vermutungen gab. Eine jede wußte irgend etwas, und ſo war bald der wildeſte Klatſch im Gange. Rolf van Jonge war darüber vergeſſen.

Ada kam zu Agna, aber ſie that, als habe ſie nichts gehört, ſodaß die Freundin keine Gelegenheit fand, ein Wort darüber zu verlieren.

So tapfer ſich Agna hielt, im Innern tobten die Gedanken; ihr Herz ſchlug und die widerſtreitendſten Gefühle rangen mit einander.

Sie fühlte ſich ſo unſicher auf den Füßen, daß ſie im begriff war, abzuſchnallen, als Elly oben am Ufer erſchien und ihr jubelnd zuwinkte.

Nun mußte ſie um des Kindes willen noch bleiben, Elly hing ſich an ihre Hand, und bald liefen ſie gewandt über die Eisfläche, die eben mit Beſen und Schaufeln wieder gereinigt und geebnet wurde.

Das war ein ſo angenehmes Gefühl, wie ſie leicht und frei dahinglitten, daß ſie aufatmete, und ſich ganz dem Genuſſe der körperlichen Bewegung hingab.

Eine halbe Stunde liefen ſie noch. Zuweilen kam eine Schulfreundin Ellys heran und kam eine Strecke mit; dann hatten ſie genug und mußten auch nach Hauſe. —

Die Schlittſchuhe über dem Arm, gingen ſie am See hin, unter den verſchneiten Bäumen der Regentenſtraße zu. Sie waren beide ein wenig verfroren und freuten ſich auf das warme Zimmer.

Elly hatte ihre Arbeiten zu erledigen, und Agna blieb allein.

*

Verheiratet ſollte er ſein. —

Ein ſeltſames Gefühl beſchlich ſie. Wenn er ſich verheiratet hatte und reich geheiratet — hatte ſie doch nichts mehr zu fürchten, — dann war es ganz ausgeſchloſſen, daß er irgendwie hinter den Leuten ſteckte, die mit den Briefen Geld von ihr erpreſſen wollten.

Dann fand ſie in ihm den beſten Bundesgenoſſen gegen dieſe Geſellſchaft.

Ganz ſicher aber war ſie dieſer Sache nicht. Ein leiſes Mißtrauen verließ ſie nicht, denn ſie kannte ſeine gewiſſenloſe Rückſichtsloſigkeit: Ihm war nichts heilig. —

Miß Mabel Crawley! . . .

Sie ſuchte in ihrer Erinnerung, und aus dem anfänglichen Nebel tauchte plötzlich deutlich das Geſicht der kleinen Amerikanerin auf, die ſelbſt im warmen Frühling noch immer in ihrem ſchwarzen Pelzjackett herumlief.

Auf einer Gesellschaft beim Major Westerkamp hatte sie die fesche kleine Person zum ersten Male gesehen. Nach einem üppigen Diner, das kein Ende zu nehmen schien, wurde viel musiziert, und der Hausherr drang in Miß Crawley, zu spielen, aber sie weigerte sich ganz entschieden. Nein, sie war eine Schülerin, die gekommen war nach Deutschland, um zu lernen, wie man spielt gut; und sie hatte bis jetzt erst gelernt, daß sie spielte schlecht — und nun wollte sie erst lernen richtig. Bis dahin hatte sie keine Meinung von sich, als zu zeigen ihrem Lehrer, was sie an Musik verstand. —

Ihre drollige Rede, wobei die Augen so gutmütig hin und hergingen, hatte Agna gefallen, die sich an dem Abend noch viel mit ihr unterhielt. Rolf hatte sich ihnen zugesellt und half hie und da ein, wenn der Kleinen nicht gleich das rechte Wort einfiel.

Dann hatten sie sich beim Tennis wieder getroffen und eine Partie zusammen gespielt. Agna hatte gleich gemerkt, wie diese Fremde höchst ungeniert mit Rolf zu flirten anfing; seitdem war sie seltener auf den Tennisplatz gekommen.

Aus jener Zeit datierte auch ihre erste Entfremdung; aber daß Miß Crawley Schuld daran trug, wenn auch nur eine entfernte Mitschuld, das hätte sie nicht vermutet.

Mit der also war er verheiratet! Man erzählte sich, daß sie mehrfache Millionärin sei, sie sollte Goldminen besitzen, die jährlich Millionen brachten; aber diese übertriebenen Gerüchte schrumpften zusammen,

Digitized by Google

bis immer noch ein sehr ansehnliches Vermögen überblieb, so daß die jungen Leute, die auf eine reiche Erbin ausgingen, sich stark an sie herandrängten.

Sie schien keinen zu bevorzugen, flirtete mit allen, aber vergab sich nichts. Sie wollte in Deutschland Musik lernen, erklärte sie. Wenn sie wollte heiraten einen armen jungen Mann, wäre sie geblieben in Amerika, wo sie konnte finden genug.

Nun hatte sie also einen armen Deutschen geheiratet!

Plötzlich überfiel Agna ein brennender Haß gegen diesen Menschen, dem sie immer nur gutes erwiesen, dem sie alles geopfert hatte, ihre Ehre, den Glauben an sich selbst — alles, alles — und der das damit vergalt, daß man sie mit Briefen, die sie ihm geschrieben, zum Wahnsinn trieb.

Wenn auch diese Briefe ohne seine Schuld in andere Hände gefallen waren, so trug er doch die Verantwortung dafür.

Nach der Beschreibung ihres Vaters konnte er es sein. Sie hatte ihm anfangs ein Bild von Rolf zeigen wollen, das sie hatte; aber sie vermochte sich nicht zu entschließen und versteckte die Photographie ganz hinter anderen. Vernichten durfte sie das Bild nicht, falls ihr Mann danach fragte.

Wer aber besaß ihre Briefe? wer war der Herr gewesen, der sie beim Vater verpfändet hatte?

Sie begriff das nicht, sie wurde ganz irre und stand vor einem Rätsel.

Aber der größte Teil ihrer Angst fiel fort. Jetzt konnte es nicht mehr schwer sein, ihn aufzufinden.

Im äußerſten Notfalle, überlegte ſie, würde ſie ſich an ihn ſelbſt oder ſeine Frau wenden.

Denn damit hatte ſie eine Waffe gegen ihn in der Hand, die ſie ausnutzen konnte. Wenn ſie nur erſt wußte, wie die Briefe in den Beſitz fremder Leute gelangt waren.

Und ſo wartete ſie mit ſteigender Ungeduld, ob ihr nicht eine ſichere Nachricht über ihn zukam. Daß er bald nach Berlin zurückkommen würde, ſchien gewiß zu ſein; ſie horchte herum und erfuhr, daß ſeine Frau entſchloſſen war, die nächſten zwei Jahre in Berlin zuzubringen.

Er kam alſo zurück! dann konnte ſie ihm jeden Augenblick begegnen; und ſie ſtellte ſich vor, was geſchehen würde: ob er es überhaupt wagte, in ihre Kreiſe zu kommen, dieſe alten Kreiſe, in denen er früher verkehrt hatte.

Weshalb ſollte er nicht? — Selbſt wenn er mit den Briefen operiert hatte, was konnte ihm geſchehen, ſolange niemand ſonſt davon wußte? Jetzt war das anders ſeit ſeiner Heirat. Jedenfalls war ſie dann vor ihm ſicher. Bisher hatte er nichts zu verlieren gehabt, nun aber hatte er eine Stellung zu wahren und mußte ſelber Rückſicht nehmen auf ſich wie auf andere.

Darin ſah ſie ihre Erlöſung. —

XXVIII.

— Hans Gilſa war heut bei mir. Denk dir, Jonge iſt wieder in Berlin. Er hat ſich verheiratet; und weißt du, mit wem? ſo fragte faſt aufgeregt der Geheimrat.

— Vor einiger Zeit wurde ſchon davon geſprochen, er ſei verlobt.

— Weißt du auch, mit wem, Agna?

— Ja, mit einer Amerikanerin, einer Miß Crawley.

— Aber Agna, ich denke wunder, was ich dir für eine Neuigkeit erzähle. Davon haſt du mir ja gar nichts geſagt.

— Ich habe wohl nicht dran gedacht.

— Ja, und weißt du: er will hier bleiben; ſie ſollen eine Wohnung draußen am Kurfürſtendamm gemietet haben.

— So!

— Findeſt du es nicht merkwürdig, daß er uns ſo gar nichts mitgeteilt hat?

— Hat er es den anderen angezeigt?

— Ich weiß nicht, gehört habe ich nichts.

— Nun alſo!

— Aber uns hätte er es doch anzeigen können.

— Weshalb gerade uns?

— Na, erlaube mal, Agna, ſo wie er bei uns verkehrt hat.

— Deshalb! — Er hat ja die ganze Zeit nichts von ſich hören laſſen.

— Das nehme ich ihm auch ſehr übel.

Sie hob nur ein wenig die Schultern.

— Wenn er uns fallen läßt, wundert mich das nicht, denn ich glaube, dieſe Miß Crawley konnte mich nicht leiden; was übrigens auf Gegenſeitigkeit beruhte.

— Ich dachte, es ſei eine ſehr nette junge Dame.

— Das ſchien ſo; ſie entwickelte ſich nicht nach ihrer beſſeren Seite.

— Da hat er es alſo nicht gut getroffen.

— Wer kann das beurteilen?

— Schade um ihn.

Sie ſchwieg, um nicht mehr zu ſagen; und dabei hatte ſie das eigentümliche Gefühl, wie er ahnungslos von Rolf ſprach. — Der Gedanke kitzelte ſie, wie ſie mit einem Worte dieſe behagliche Ruhe ihm zerſtören konnte; ſie war beinah neugierig darauf, was für ein Geſicht er machen würde, wenn ſie ihm die oft erbetene Aufklärung gab.

Zuweilen fühlte ſie das Bedürfnis, ſich auszuſprechen, ſich alles von der Seele zu wälzen, — dann ſagte ſie ſich wieder, daß ein ſolches Geſtändnis gar keinen Zweck hatte.

Es ging alles im gewohnten Geleiſe, nur daß ſie noch mehr neben einander hinlebten, als es früher geſchehen war. Sie redeten mit einander wie zwei gute Bekannte, gingen in Geſellſchaft und gaben Geſellſchaften. Es gehörte zu ihrer Stellung, daß ſie ſich nicht zurückziehen konnten; ſie mußten ihren Verpflichtungen gerecht werden.

Sie hatte dieſe ihre Pflichten tadellos erfüllt ſelbſt zu einer Zeit, da ſie für ihren Gatten nicht die geringſte freundliche Empfindung hatte, als all ihre Gedanken

einem anderen gehörten — jetzt, da sie nur noch den bitteren Nachgeschmack der Enttäuschung und verächtlichen Hasses hatte, da ihr Mann ihr freundlich begegnete, und sein ganzes Benehmen zeigte, wie er ihr das Leben nicht schwerer als nötig machen wollte — keimte eine stille Dankbarkeit in ihr auf.

Sie fühlte wohl, daß sein Betragen in erster Linie auf der Sorge vor einem Skandal basierte, sich in Amt und Würden tadellos zu halten, um der kommenden Gnade teilhaftig zu werden, und nicht gezwungen zu sein, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen und auf die bevorstehenden Ehrungen zu verzichten — aber sie trug ihm das nicht nach, sondern war bestrebt, auch ihrerseits ihm seine Sorgen nach Möglichkeit abzunehmen.

So sehr ihr jedes Alleinsein mit ihm peinlich war, um so mehr sah sie darauf, ihm alles zu Willen zu machen. Sie kümmerte sich um den Haushalt mehr als sie es jemals gethan hatte, vor allem beaufsichtigte sie Elly, die ein wenig vernachlässigt war. Unter der Fürsorge der Mutter blühte sie wieder auf, war fleißig, um der Mama, die so still und blaß einherging, Freude zu machen.

Elly durfte jetzt ganze Nachmittage bei ihr sein. Früher hatte das Kind sie oft unangenehm an ihre Pflichten erinnert, mit all den lästigen Fragen war Elly ihr auf die Nerven gefallen.

Jetzt war es ihr ein Bedürfnis, mit ihrem Töchterchen zu schwatzen. Sie interessierte sich für die geringfügigsten Einzelheiten, sah ihre Garderobe durch, half ihr trotz der Gouvernante bei den Arbeiten,

konnte ſtundenlang mit ihr plaudern und gewann ſo Einblick in die Seele des Kindes, das ſich in den letzten Wochen vereinſamt und verlaſſen vorgekommen war.

Alle Nachmittage gingen ſie Schlittſchuhlaufen, und dieſe regelmäßige Bewegung that ihr gut, daß ſie ſchlief und nicht mehr ganze Nächte in wirrer Angſt wachend lag, froh wenn der erſte Tagesſchimmer die Geſpenſter des Grauens verſcheuchte. —

Es war ihr, als ſei ein gefahrdrohender Sturm hoch über ihr Haus hingeraſt, die Sorge, daß er ſich wiederholen könne, lag zwar lauernd im Hintergrunde, aber jetzt war tiefe Windſtille, in der man wieder aufatmen konnte. —

Ein paar Tage ſpäter hörte ſie von anderer Seite, daß Rolf mit ſeiner jungen Frau ſich bereits eingerichtet und bei Bekannten ſeinen Antrittsbeſuch gemacht hatte.

Sie ſagte ihrem Manne nichts davon, und wartete in Unruhe auf den Augenblick, daß ſie mit van Jonge einmal zuſammenkommen würden. —

XXIX.

Ihr Mann hatte nun doch davon gehört, daß van Jonge bei Bekannten geweſen, ſie aber vernachläſſigte, und voller Unmut ſagte er eines Tages:

— Ich möchte wirklich wiſſen, weshalb Jonge nicht zu uns kommen will.

— Aber, ſo laß doch.

— Wenn er zu Leuten läuft, die ihn beinah gar nichts angegangen ſind.

— Das weißt du ja nicht.

— O, doch, das weiß ich. Er hätte ſich zuerſt bei uns ſehen laſſen ſollen.

— Wenn ſeine Frau uns nun nicht mag?

— Die Höflichkeitspflicht hätte er wenigſtens erfüllen können. Deshalb braucht man nicht gleich intim mit einander zu verkehren.

— Man kann doch keinen Menſchen zwingen. Wenn er nun nicht mochte?

— Aber Agna! entweder man lebt innerhalb der Geſellſchaft, dann hat man die Sitten und Gebräuche mitzuhalten — oder man ſtellt ſich außerhalb dieſer Geſetze, dann gehört man aber nicht mehr zur Geſellſchaft.

— Vielleicht thut van Jonge das.

— Er durfte es nicht unterlaſſen, uns ſeinen Beſuch zu machen.

— Er durfte nicht, wieſo?

— Nein, das durfte er nicht thun.

— Wenn er nun aber dieſen Beſuch nicht machen konnte?

— Nicht machen konnte? —

— Ja! wenn es nun etwas gab, was es ihm durchaus verbot.

— Du meinſt ſeine Frau. —

— Nein, nicht ſeine Frau — aber allerdings eine Frau . . .

— Eine Frau? . . . Agna? . . Was haſt du mit ihm gehabt?

— Weshalb ſiehſt du mich ſo an! Wenn er nun recht that, nicht mehr in unſer Haus zu kommen?

— Van Jonge? . . .

— Wenn du ſelbſt es geweſen wäreſt, der ihn nicht mehr über dieſe Schwelle gelaſſen hätte?

— Agna . . . er . . . van Jonge? . .

— Ja, er! . . . wer denn ſonſt? —

Er war einen Schritt zurückgetreten und ſtützte ſich ſchwer auf einen Seſſel. Der Schreck hatte ihm alle Farbe genommen.

Agna ſtand ihm mit großen erwartungsvollen Augen gegenüber. Endlich war es ihr über die Lippen gekommen. Mochte geſchehen, was wollte. Es mußte heraus. Sie ertrug es nicht mehr.

Sie atmete ganz tief, wie befreit, als ſei ein Bann von ihr abgefallen, und wartete, daß er etwas ſagen würde.

Aber da wurde die Thür aufgeriſſen und Elly kam hereingeſtürzt.

— Tante Thilde iſt gekommen mit Berthchen.

Sie warfen ſich einen raſchen Blick zu, in dem jeder den andern bat, ſich zu beherrſchen und nicht zu verraten, was eben zwiſchen ihnen ſich abgeſpielt hatte.

Dann kam auch Agnas Schweſter ſchon ins Zimmer. Sie trug ein Pelzbarett und eine dicke ſchwarze, innen mit Pelz gefütterte Jacke, die ſie ganz formlos erſcheinen ließ.

— Brr, iſt das eine Kälte, aber hier iſt's warm.

— Leg ab, Thilde, ſonſt wirſt du dich erkälten, guten Tag, Berthchen!

Sie begrüßten den Geheimrat, und legten dann ihre Sachen im Korridor ab.

— Möchtet ihr vielleicht Kaffee trinken?

— Ach ja, Agna, wir haben allerhand Besorgungen in der Stadt gemacht und sind durchfroren. — Du weißt ja, ich kann am Tage zehnmal Kaffee trinken; aber Agna, nicht so stark, 'ne richtige Lurke ist mir am liebsten. —

Sie klingelte dem Mädchen und bestellte, indessen Elly und Berthchen ein bischen steif am Fenster hockten; Elly kam der Cousine freundlich entgegen, aber die wußte in ihrer etwas unbeholfenen Art nicht viel mit der zierlichen Elly anzufangen. Dann bedrückte sie auch die ganze Wohnung. Da war alles so fein, so ganz anders wie zu Hause, daß sie sich garnicht getraute, sich ordentlich hinzusetzen.

Die beiden Frauen waren bald beim schwatzen, sie hatten sich lange nicht gesehen und viel zu erzählen.

Thilde hielt ihre Kaffeetasse auf dem Schoße, stippte ihren Zwieback ganz in den Kaffee, und biß hinein, daß ihr die braunen Tropfen an den Mundwinkeln herabliefen. Sie erklärte, nur so schmecke ihr der Kaffee.

Der Geheimrat fühlte sich von ihrem Wesen abgestoßen; er hatte es nicht fertig gebracht, sich mit ihr zu duzen, so unangenehm war ihm ihre bäuerische Art. Er verstand garnicht, wie Agna solch eine Schwester haben konnte. Und Berthchen war die Tochter ihrer Mutter, das merkte man aus allem.

Er konnte es nicht ertragen, ihr zuzusehen, ging im Zimmer auf und ab, sprach ein paar Worte mit ihr, um nicht unhöflich zu erscheinen; dann ging er in sein Zimmer zurück und machte sich dort zu schaffen; aber von nebenan hörte er unausgesetzt ihre etwas scharfe und eindringliche Stimme. Er wollte nicht hören, nahm sich ein Buch vor, aber der Klang that ihm weh, vor allem da er nicht verstand, was sie sprach. —

In seinem nervösen Aerger drängten sich die Gedanken an das, was Agna ihm eben enthüllt hatte.

Er hatte den Gedanken an van Jonge, der in ihm aufgekeimt war, sofort unterdrückt, weil er es nicht für möglich hielt, daß Rolf van Jonge dabei im Spiel sein könne. Eine solche Gewissenlosigkeit war ihm nicht zuzutrauen, — die Sache mit dem Briefe konnte er absolut nicht in Einklang bringen mit der Erinnerung, die er von ihm hatte.

Wie oft waren sie mit ihm zusammen gewesen, und der Verkehr mit Agna hielt sich immer rein freundschaftlich und uneigennützig. Nie war ihm der Argwohn gekommen, daß irgend welche Beziehungen zwischen den beiden herrschen könnten. Wie oft hatte Rolf van Jonge an seinem Tische gesessen, wie oft hatte er Agna Gesellschaft geleistet, indeß er im Nebenzimmer seinen Arbeiten nachgegangen war.

Er sollte mit Briefen Agnas sich Geld verschafft haben? — Wie war das denkbar? ein Mann, der immer den Kavalier herauskehrte, der zwar leichtsinnig war und spielte, aber doch ein Ehrenmann durch und durch schien.

Wenn er in Verlegenheit war, weshalb kam er nicht einfach zu ihm, weshalb sollte er sich Geld auf Schleichwegen zu verschaffen suchen?

Aber freilich, wenn einer mit der Frau zu thun hatte, konnte er nicht gut den Mann anborgen, das vertrug sich nicht mit der Kavaliersehre; hingegen schien es sich zu vertragen, daß er diese Frau durch Drohungen mit ihren Briefen an den Rand der Verzweiflung brachte. Darin schien er nichts zu finden.

Seine Erbitterung richtete sich jetzt gegen diesen Menschen, der ihm schon seit Wochen alle Ruhe genommen hatte.

Zu lange hatte er sich mit dem Gedanken gequält, was er thun würde, wenn er erst den Namen wußte; die verschiedensten Wege hatte er bedacht — jetzt, da es van Jonge war, konnte er keinen von allen gehen.

Ueber das Alter war er hinaus, daß er hinging und den Menschen einfach niederschlug; dazu war er auch zu sehr der stets korrekt handelnde Beamte, dem solche Leidenschaftsausbrüche fern lagen. Er konnte ihn durch einen Freund fordern; allein jener war gewandt in allen Sportsachen, während er selbst früher in seiner Studentenzeit seine paar Schlägermensuren recht und schlecht ausgefochten hatte, aber mit einer Pistole kaum umzugehen verstand. Dazu war die Sache schon über ein Jahr her, und er hatte keinerlei Beweise, außer was Agna ihm selbst gesagt.

Vor allem zerrte er selber damit seine Schande, oder doch die Schande seines Hauses an die Oeffentlichkeit, wie er es auch anstellen mochte, — und ihre

einzige Sorge hatte die ganze Zeit darin beſtanden, jeden Beweis dafür aus der Welt zu ſchaffen.

Wo fand er den Menſchen, der ihm raten und helfen konnte? Es gab nur ein einziges Weſen, mit dem er darüber reden konnte: Agna ſelbſt.

Irgend etwas mußte geſchehen. Er konnte doch nicht zu allem ſchweigen und thun, als wiſſe er von nichts! Man mußte doch Stellung dazu nehmen, aber wie? — was nur? Es war ſchwer, das rechte zu finden, ohne daß man ſich dabei für alle Zeit kompromittierte.

In ſeine flutenden Gedanken tönte aus dem Nebenzimmer die blecherne Stimme ſeiner Schwägerin, die mit Agna über die banalſten Gleichgiltigkeiten voller Wichtigkeit plapperte; und am Fenſter konnte er Elly mit Berthchen ſitzen ſehen, wie ſie verſuchten, ſich mit einander zu unterhalten.

Die Unruhe brannte in ihm, mit ſeinen Zweifeln zu Ende zu kommen; er hätte dieſe ſchwatzende Frau am liebſten brüskiert, Agna beim Arme fortgenommen, um endlich mit ihr reden zu können; aber über eine Stunde mußte er ſich quälen — und als ſie endlich gegangen war, nach zehnfachem Abſchiednehmen, atmete er auf.

Er ließ ſeinem Unmut freien Lauf, und vergaß darüber faſt, wie er eigentlich mit Agna Abrechnung halten wollte.

Er ſprach immer nur davon, was er mit dieſem Menſchen, dieſem van Jonge anfangen ſollte.

Ihm waren ja die Hände vollſtändig gebunden. Alles, was ihm durch den Kopf gegangen war, alle Pläne entwickelte er vor ihr und verwarf ſie wieder.

Agna hörte seinen Klagen ruhig zu, und ebenso ruhig machte sie ihre Einwürfe.

Nur seinen Fragen an sie selbst setzte sie schweigenden Widerstand entgegen. Sie flehte ihn an, sie nicht zu quälen, und als er nicht nachließ, als er anfing, ihr Vorwürfe zu machen, und der beleidigte Gatte zum Wort kommen wollte, biß sie die Zähne zusammen, und endlich, als sie ganz nervös geworden, schrie sie auf:

— Wenn du nicht aufhörst, mich zu martern, mache ich allem ein Ende. Das ertrage ich nicht! —

Als er nicht hörte, stürzte sie aus dem Zimmer in hellster Aufregung; vor ihrer Thür holte er sie ein, sie wollte sich ihm entringen, aber er hielt sie.

— Laß mich! schrie sie, laß mich! es ist am besten für uns beide. Solch ein Leben ertrage ich nicht.

— Aber, Agna, sei vernünftig! so höre doch auf mich.

— Nein, ich kann nicht mehr.

— Ich will nichts mehr fragen; nur beruhige dich, ich will dir nicht weh thun; aber so begreife doch, daß ich nicht frage, um dich zu martern. Ich selbst leide ja, ich ertrage diese bangen Zweifel nicht. Wenn du mich doch erlösen wolltest durch ein paar Worte. Hilf mir doch!

— Laß mich, ich habe genug.

— Agna, ich flehe dich an. Ich schwöre dir, daß ich nichts mehr frage. Nur, wenn du selbst mir etwas zu sagen hast . . .

— Nein, nein, ich habe dir nichts zu sagen.

Und sie riß sich von ihm los, war in ihrem Zimmer und riegelte sich ein.

Er klopfte an die Thür, er rief ihren Namen, in fiebernder Angſt, ſie könne ſich etwas anthun. Er war nahe daran, das Haus zu alarmieren und um Hilfe zu rufen.

Da hörte er ihr haltloſes Schluchzen, und nun ſprach er leiſe durch die verſchloſſene Thür, bat und flehte, daß ſie doch vernünftig ſein ſollte; ſie möge doch bedenken. Wenn ſie je einen Funken Intereſſe für ihn gehabt hatte, dann durfte ſie nicht eine Sinnloſigkeit begehen, mit der niemandem geholfen war.

Auf all ſeine Bitten, auf ſein klopfen und ſeine ausbrechende Verzweiflung, in der er an dem Thürſchloſſe rüttelte, kam keine Antwort. Er hörte nur ihr gedämpftes ſtöhnen, als habe ſie ihr Geſicht tief in die Kiſſen vergraben.

Ein Mädchen kam, und er mußte von der Thüre fort. Nun lief er von einem Zimmer in das andere, und alle Augenblicke lauſchte er.

Als eine Thür ins Schloß fiel, ſchrak er zuſammen, das Herz ſtand ihm ſtill und ſeine Hände zitterten; er glaubte, es ſei ein Schuß gefallen. — Dann erſt wußte er, daß es nur eine Thür geweſen war. Leiſe ſchlich er an ihr Zimmer und glaubte ein röcheln zu hören. Es war ganz ſtill, ſo totenſtill, daß ein Schauer ihn überlief — endlich hörte er ſie weinen, ein tiefes ſchluchzendes weinen. —

Er ging wieder zurück, und nach einer Viertelſtunde, als das Mädchen einen Brief brachte, bezwang er ſich, damit ſeine Stimme nicht zitterte und ſchickte ſie zur gnädigen Frau: Ob gnädige Frau nicht wüßte, wo der Schlüſſel zu dem einen Bücherſchrank ſei.

Angſtvoll lauſchte er auf ihr wiederkommen, das Herz ſchlug ihm bis in den Hals.

Endlich kam Martha zurück, ganz ruhig.

— Nein, gnädige Frau hatte ihn nicht. Gnädige Frau hatte Kopfweh und ſich auf eine Stunde hingelegt. Nachher würde ſie kommen und nachſehen.

Er atmete beruhigt auf; aber die Furcht zitterte noch immer in ihm nach, bis er Elly draußen hörte, die bei der Mutter anklopfte. Dann kam ſie mit Agna, die totenblaß war. Das Kind hielt die Mutter zärtlich umfaßt und ſtützte die ſchwankende.

Er eilte auf ſie zu. Sie wollte ihm wehren, aber da Elly zu ihnen aufſah, mußte ſie zulaſſen, daß er ſie ſorgſam um die Schultern faßte und zu einer Chaiſelongue geleitete.

Freundlich bittend, ſprach er auf ſie ein, was ihr denn fehle? Sie mußte ſich ſchonen. Sie machte ſich ja ganz krank.

— Elly, bitte mit mir die Mama, daß ſie uns nicht krank wird.

— Mama! . . .

— Nicht wahr, wir beide können ſie nicht entbehren? Sie muß ſich für uns ſchonen.

Agna lächelte ſchmerzlich gequält, aber die Worte thaten ihr doch wohl. — Sie hatte ſich ausgeweint. Sie erkannte an, daß er das Recht hatte, ſie mit Fragen zu beſtürmen — aber ſie ertrug es nicht.

Mit keinem Worte erwähnte er mehr die Scene, die ſich vorhin abgeſpielt hatte. Dafür war ſie ihm ehrlich dankbar, und leiſe ſagte ſie:

— Wir wollen es uns nicht ſchwerer machen, als es ſchon iſt.

Er reichte ihr die Hand und erwiderte:

— So lange ſind wir uns gute Freunde geweſen, wir wollen verſuchen, auch weiter einander Freund zu ſein. —

Elly, die vom Fenſter neugierig auf die Straße geſehen hatte, kam herbei, und ſtellte ſich zwiſchen ſie.

Agna zog das Kind liebkoſend an ſich, während der Vater ihm über die blonden Haare fuhr.

— Wollt ihr beiden nicht fort, auf eine Zeit? Es würde euch gewiß gut thun.

— Nein, Väterchen, wir wollen bei dir bleiben. Nur wenn du mitkommſt, nicht wahr, Mama? . .

Er ſah Agna an, die unter ſeinem fragenden Blicke antwortete:

— Wir wollen nicht fort, wir wollen hier bleiben. Es hätte ja keinen Zweck, jetzt fortzugehen.

— Iſt das dein Ernſt, Agna?

— Das iſt es.

— Ich danke dir, Agna. —

Und er faßte nach ihrer Hand, die er in aufrichtigem Dank preßte.

— In dem, was vielleicht noch kommt, müſſen wir ja doch zuſammen ſtehen.

— Das wollen wir.

— Ich aber auch, Väterchen, ich auch.

— Ja, Elly, du auch! . .

XXX.

Der Schnee lag fußhoch in den Straßen, die Schlitten klingelten auf allen Wegen, es war schwer, vorwärts zu kommen, da die bittere Kälte seit Tagen anhielt, und nur in den Hauptverkehrsstraßen war der rasch schwarz gewordene Schnee völlig zergangen oder fortgeschafft.

Die Zweige der Bäume bogen sich unter der weißen Last, und auf allen Dächern häuften sich die flockigen Massen, die von den flachen Häusern in mächtigen Ballen herabgeworfen wurden. In den Gärten waren alle Wege und Beete eingeebnet, und über den beschneiten Bäumen und dem weißen Erdboden leuchtete die helle Scheibe des abnehmenden Vollmondes, nur zuweilen von fliehenden Schneewolken leicht verschleiert. Es sah alles so gespenstisch aus, und tiefgelb standen die flackernden Flammen in den Laternen, die gegen die Helle des Mondes kein erkennbares Licht spendeten.

Tief in ihren Pelz eingehüllt, fuhr Agna mit ihrem Gatten zu einer Gesellschaft beim Consul Wesendonck.

In der Roonstraße standen die Wagen und Schlitten in langer Reihe vor dem Hause. Teppiche lagen bis an den Straßenrand, ein Baldachin war aufgestellt, und zwei Diener waren den Gästen behilflich, sich aus den Gefährten heraus zu wickeln.

Auf der großen Treppe, die mit Palmen und Blattpflanzen dekoriert war, hörte man schon das Geräusch der sich versammelnden Gesellschaft; in der Garderobe eilten die Mädchen mit ihren weißen

Häubchen hin und her, um die Pelze und Mäntel in Empfang zu nehmen, und aus den Innenräumen klangen die ſingenden Weiſen einer konzertierenden Zigeunerkapelle.

Frau Agna in einem lila Crêpe de Chine Kleide ließ ſich von dem Mädchen den ſchweren Abendmantel abnehmen; dann ordnete ſie vor dem Spiegel ihr Haar, wobei ſie lauter Bekannte zu begrüßen hatte.

Sie ſah ſchlanker als je aus in dem lang ſchleppenden Kleide, das Geſicht ganz ſchmal und ſehr blaß. Und ihre ſeltſam märchenhaften Augen hatten heut einen ganz dunklen Glanz, voll fieberhafter Erregung.

Sie wußte, welche Ehrung ihrem Gatten in den nächſten Tagen bevorſtand, und ſie rechnete damit, daß die meiſten der Anweſenden ſchon davon wußten. Es war ihr nicht gleichgiltig, wenn ſie auch that, als berühre es ſie nicht weiter.

Am Arme ihres Mannes, der ihr heut ebenſo würdig und ernſt ſchien, wie ſie ſich bei der Betrachtung im Spiegel jung und anmutig vorgekommen war, betrat ſie die Geſellſchaftsräume, wo ihnen die Frau Generalconſul liebenswürdig entgegen kam, um die alten Freunde des Hauſes willkommen zu heißen.

Von drüben eilte der Hausherr herbei, der Frau Agna verehrungsvoll die Hand küßte. Er hatte die junge Frau lieb, weil ſie ihn an ſeine jung verſtorbene Tochter erinnerte, um die er noch immer trauerte, die auf einem Spazierritte umgekommen war.

Er bot ihr den Arm und ſtellte ihr verſchiedene Herrſchaften vor, von denen er annahm, daß es ſie

intereſſieren würde, zum Schluſſe einen Bildhauer, mit dem ſie in ein anregendes Geſpräch geriet.

Der Kaiſer hatte in letzter Zeit verſchiedentlich das Atelier des jungen Künſtlers beſucht, und ihm Aufträge gegeben, die er voller Eifer ausführte, trotzdem eine große ſelbſtſtändige Arbeit ihn ganz erfüllte und all ſeine Zeit eigentlich in Anſpruch nahm.

Sie hatte garnicht auf ihre Umgebung geachtet, ſo intereſſiert plauderte ſie mit der jungen Berühmtheit, — als ſie erſchrak. —

Durch die Menſchenmenge, die drängend und plaudernd an ihnen vorbei dem großen Muſikſaale zuſtrömte, wo Muſiker und Sängerinnen, die grade in Mode waren, ihre Kunſt zeigen ſollten — ſah ſie rotblonde Haare, die ſie ſofort erkannte. —

Das war Miß Mabel Crawley, die jetzige Frau van Jonge, und neben ihr, im Geſpräch mit einer kleinen älteren Dame, ſtand er ſelbſt.

Sie hörte nicht mehr, was der Mann neben ihr erzählte; die bunt geputzte Menge, die farbigen Glühlichter der Kronen, alles tanzte vor ihren Augen, ein fieberhaft unruhiges hin und herwogen, ſie griff taumelnd hinter ſich, ihr Begleiter merkte es und ſchob ihr raſch einen Stuhl hin, ſonſt wäre ſie gefallen. Sie ſchloß die Augen; eine Sekunde lang drohte die Ohnmacht ſie zu übermannen, dann riß ſie die Augen weit auf.

— Gnädige Frau, was iſt Ihnen? — iſt Ihnen ſchlecht, was kann ich . . .

Sie hörte die beſorgte Stimme, und ſie lächelte, indem ſie ſich ſchon wieder in der Gewalt hatte.

— Nur ein leichter Schwindelanfall. Bitte, führen Sie mich ins Nebenzimmer.

Er bot ihr den Arm, und ſie mußte alle Kraft zuſammen nehmen, daß ihre Füße ſie trugen.

Im Bibliothekzimmer riß er ein Fenſter auf.

— Es iſt auch betäubend warm im Saale. Darf ich Ihnen vielleicht ein Glas Waſſer beſorgen?

— Ach bitte, ja.

Sie lehnte ſich in ein weiches Eckſofa zurück und ſchloß die Augen. Sie hatte das Gefühl, als liege ſie in unruhigen Träumen, könne den Alb nicht abſchütteln und aus dem Schlafe nicht erwachen. Sie ſah um ſich: es war kein Traum.

Alſo ſie war mit ihm unter einem Dache, und es war undenkbar, daß ſie ſich nicht begegnen würden. Ganz an einander vorbeigehen konnten ſie nicht, das war trotz der vielen Gäſte ausgeſchloſſen.

Das Zuſammentreffen war ſo unerwartet, daß ſie nicht zum Entſchluß kam, ob ſie gehen oder bleiben ſollte. —

Einmal mußte es geſchehen, — ſie konnte nicht ohne Aufſehen verſchwinden, und wenn der Ohnmachtsanfall ihr auch genügend Grund bot, ſo mochte ſie das am wenigſten benutzen. Man würde darüber ſprechen, und er erfuhr es. Dieſen Triumph wollte ſie ihm, vor allem aber ſeiner Frau, nicht gönnen.

Schritte im Nebenzimmer ließen ſie zuſammenfahren, es war der Bildhauer, der ihr ſelbſt das Waſſer brachte. Hinter ihm kam ihr Mann, den jener aufgeſucht und benachrichtigt hatte.

Sie nahm einen Schluck Waſſer, und auf die beſorgte Frage ihres Mannes antwortete ſie:

— Nein, es iſt nichts, wir bleiben. Es iſt ſchon vorüber.

Mit den beiden Herren kehrte ſie zur Geſellſchaft zurück. Die vorderen Räume waren faſt leer, aus dem Saale hörte man den weichen Klang einer Frauenſtimme. Dann folgte toſender Applaus, der noch kein Ende genommen hatte, als ſie den Muſikſaal betraten, in dem der letzte Platz beſetzt war. Die Herren ſtanden an den Wänden herum, ein vor ihr ſitzender Herr erhob ſich ſofort, um Frau Agna ſeinen Sitz anzubieten. —

Der Geſang that ihr wohl: ein einfaches Wiegenliedchen, mit einem lullenden Refrain, das die Sängerin mit weicher, gedämpfter Stimme zart und einſchmeichelnd zur Geltung brachte.

Es that Agna weh, wie der lärmende Applaus die zarte Stimmung ſo roh zerriß.

Dann ſetzte ſich ein junger Komponiſt an den Flügel, und brauſend klangen die Töne einer wilden Phantaſie durch die weiten Räume.

Der Bildhauer hatte ſie verlaſſen, ſo daß der Geheimrat Agna fragen konnte, was ſie nur gehabt habe.

— Nichts, antwortete ſie, nur eine Schwäche, die vorüber iſt.

Er begnügte ſich nicht mit der Ausrede.

Sie ſtand auf, damit die neben ihr ſitzenden ſeine Fragen nicht hörten, und er ſich nicht ſo zu ihr herabzubeugen brauchte.

Als er in ſie drang, wies ſie mit den Augen auf einen Seitenpfeiler, vorn in der Nähe des Flügels.

Er folgte ihren Blicken, und nun begriff er.

Läſſig hingelehnt, den Schnurrbart keck aufgedreht, mit einem Lächeln zu jemand, der neben ihm in einer der Stuhlreihen ſaß, ſtand van Jonge dort. Jetzt klemmte er das Monocle ein und ſah mit einem impertinenten Blick über die Geſellſchaft, aber ſchon wandte er ſich wieder der Dame zu, deren rotblondes Haar ſeltſam im Scheine der Kerzen aufleuchtete.

Der Geheimrat verſtummte, er fragte nicht mehr, nur ſeine Finger arbeiteten unruhig.

Nach einer langen Pauſe, während ſie aus dem Klange ſeiner gedämpften Stimme deutlich die Erregung heraus hörte, fragte er:

— Was wollen wir thun?

— Nichts, — hier bleiben.

— Warum treffen wir ihn auch grade hier in der großen Geſellſchaft, wo einem die Hände gebunden ſind.

— Die ſind uns gebunden, wo wir auch ſein mögen. Du ſiehſt ja, ich beherrſche mich, du mußt es auch!

— Agna, hat er eine Ahnung, daß ich weiß? Kann er das wiſſen? . . . Wenn er uns nun begrüßen ſollte?

— Was heißt das? — So müſſen wir darauf eingehen. Das iſt ſelbſtverſtändlich.

— Ich bin nicht dazu im ſtande — ich . . .

— Thu, was du magſt.

— So wollen wir gehen, Agna.

— Nein, ich gehe nicht, ich bleibe. Ich ſcheue mich nicht vor dieſer Gefahr. Ich habe mich nicht vor dem Tod gebangt; dieſem Menſchen werde ich nicht weichen, mag daraus werden, was will.

— So muß man alſo ſchweigen und kann nichts thun.

— Wenn man die Geſellſchaft braucht, bleibt einem nichts anderes übrig.

Ein Herr trat auf ſie zu, groß und ſtattlich, die Bruſt voller Orden, küßte Frau Agna die Hand und fragte verbindlich:

— Nun, mein lieber Herr von Cordelius, man kann Ihnen doch ſchon gratulieren?

— Nein, Excellenz, noch nicht.

Und da der Geheimrat die Excellenz groß anſah, ſagte die:

— Ja, wußten Sie das nicht? Es iſt ſo! Sie können ſich gratulieren, es wird der erbliche. — Ja, wenn man nur eine Tochter hat! Ich dachte, es wäre ſchon publik; nun dann werde ich meine Wünſche morgen oder doch übermorgen wiederholen. Ich bin über die Ehrungen, die man Ihnen zugedacht hat, durchaus unterrichtet. Ehre, dem Ehre gebührt.

— Zu gütig, Excellenz.

— Ein überaus gelungenes Feſt heute, nicht wahr? Gnädige Frau amüſieren ſich vortrefflich, das ſieht man. Wenn man ſo jung und ſchön iſt. — Pardon, ich ſehe drüben meinen Sohn, der von Brandenburg herübergekommen iſt; vor acht Tagen zum Rittmeiſter befördert. Danke, danke! Auf Wiederſehen, gnädige Frau!

Und mit einem Handkuſſe verabſchiedete ſich der alte Herr.

Die Beförderung war alſo größer, als er dachte, aber dieſe Ehrungen, die in den nächſten Tagen veröffentlicht werden mußten, legten ihnen den Zwang auf, ſich ruhig zu verhalten und jede private Empfindung zurück zu dämmen. —

Das Konzert nahm ſeinen Fortgang, neue Bekannte traten an den Geheimrat heran, ſo daß ſie keine Gelegenheit fanden, mit einander zu reden.

Dann flutete alles in die vorderen Räume, denn der Muſikſaal wurde ausgeräumt, gedeckte Tiſche wurden herein getragen, und Gruppen zu ſechs und acht Bekannten bildeten ſich, die ſich zuſammenſetzen wollten und ihren Platz ſuchten.

Ganz in ihrer Nähe ſtand an einem Tiſche van Jonge. Sie mußten Agna am Arm des Major Weſterkamp, während der Geheimrat die Frau Major führte, hart an ihm vorbei, der ſie mit einer tiefen Verbeugung begrüßte, ſo tief, daß ſie ſein Geſicht nicht erkennen konnte. —

Mit kaum merklichem Kopfneigen erwiderte Agna die Begrüßung, während der Geheimrat ſteif, wie zu einem Unbekannten, die Augen gerade aus richtete, und fremd wiedergrüßte.

Agna hätte ſich gern ſo geſetzt, daß ſie nichts von dem anderen Tiſche zu ſehen brauchte, aber der Major plazierte ſie, daß ſie ſich dem nicht entziehen konnte.

Wenn ſie aufblickte, ſah ſie drüben den hochgebürſteten Schnurrbart van Jonges, wie er ſich un-

gezwungen mit seiner Nachbarin unterhielt und seiner Frau, die an der anderen Seite des Tisches saß, lebhafte Blicke zuwarf. Zuweilen klang sein etwas hartes Lachen an ihr Ohr, daß es ihr weh that.

Sie ließ den Major erzählen, Dinge, die sie von ihm nicht zum ersten Male hörte. Sie wußte, daß man ihm nicht viel zu antworten brauchte, daß er froh war, wenn man ihm nur geduldig zuhörte. Es war ihr angenehm, daß er sie zu Tisch führte. Ihr Mann kehrte der anderen Gesellschaft den Rücken, er war anfangs zerstreut, aber bald kam er mit der Frau Major doch ins Gespräch und vergaß ein wenig, was ihn bedrückte. —

Ueberall wurde die lebhafteste Unterhaltung geführt; lachen und plaudern, essen und trinken schienen die einzige Beschäftigung all dieser Menschen zu sein. Vom Nebensaale klangen gedämpft die schluchzenden Geigentöne der Zigeunerkapelle, die Gläser klangen aneinander; auserlesene Weine wurden von den von Gast zu Gast gehenden Dienern eingeschenkt; nur fröhliche Gesichter erblickte man, — und in all diesem Gesellschaftstaumel saßen die beiden scheinbar heiter an der Tafel, aber ihre Herzen quälten sich, und immer wieder fragte Agna sich: ob der Mann, an dessen Seite ein junges Weib saß, das er um des Geldes willen geheiratet hatte, ob dieser Mann eine Ahnung hatte, was er ihr angethan; ob er Schuld trug an den Kämpfen, die sie hatte durchmachen müssen. Er hatte sie ihrem Gatten abspenstig gemacht, dann sie schnöde verlassen, und ihr das ganze Leben vergiftet; in gewissenloser Gier zertrat er ihr das Herz, und hatte

ihren Mann, ihren Vater und ſie ſelbſt für alle Zeit unglücklich gemacht.

Da ſaß er und lachte. Sie hätte aufſtehen mögen, mit Fingern auf ihn weiſen und ſeine Schande allen ins Geſicht rufen, — dieſer Geſellſchaft, die alles gehen ließ, die ſchwieg und vertuſchte und kein Wort des Vorwurfes fand, ſolange nichts an die Oeffentlichkeit kam, — die aber ſchonungslos verurteilte und verdammte, ſobald, wie es bei dem Profeſſor der Fall war, ein unglücklicher Zufall das Vergehen an die große Glocke brachte.

Da mußten ſie nun ſtill halten und durften nichts thun, wenn ſie ſich nicht für alle Zeit aus dieſer Geſellſchaft verbannen wollten, die ſie zu ihrem Fortkommen nötig hatten. Agna hatte früher einmal geglaubt, ſie ſei im ſtande, ſich keck über alle Schranken hinweg zu ſetzen, aber ſie hatte den Mut nicht mehr dazu.

Dieſer anfängliche Trotz war längſt in ihr gebrochen, ſie hatten ihn beide nie beſeſſen, nie die Kraft in ſich gefühlt, der Welt Widerſtand zu leiſten. Die konventionellen Geſetze der Sitte hielten ſie in ihrem Banne.

Und ſo ſaß denn Herr Rolf van Jonge frei und unbehelligt, und konnte ſich des Geldes dieſer Amerikanerin freuen, deren Vater niemand kannte, im Beſitz von Millionen, an denen vielleicht das Blut und Leben zahlloſer, armer Menſchen klebte, über die das goldene Rad zermalmend hinweggerollt war, indeß der Klumpen Gold gleich einem Schneeballe, einer Lawine gleich wuchs und wuchs, auf ſeiner Bahn

alles vernichtend und zerstörend, was sich ihm in den Weg stellte. —

Sie zweifelte jetzt nicht mehr daran, daß van Jonge es gewesen, der ihrem Vater die Briefe gebracht, der sie um des Geldes willen verraten und verkauft hatte; jetzt konnte er darin wühlen, und damit mußte sie Ruhe vor ihm finden. Nun hatte er im Ueberfluß, wofür er den schmachvollsten Verrat begangen hatte, dessen kein Mann sonst fähig war. —

Der Hausherr begrüßte in gezierter Rede seine Gäste; alles stand auf, um die Gläser aneinander klingen zu lassen. Bekannte von entfernten Tischen erhoben sich, um anzustoßen, und van Jonge ging hinter ihrem Rücken vorbei. Sie fühlte seine Nähe, sie hätte sich gern umgesehen; aber schon war er wieder an seinem Platze.

Ihr Gatte sah zuweilen herüber, mit einem sorgenden Blicke. Diese freundliche Nachsicht hatte sie im Anfang erbittert. Sein Mitleid marterte sie. Gegen Vorwürfe wäre sie gewappnet gewesen, aber er war still und sorgte sich um sie; er hatte nicht getobt und nicht geflucht. Er war wie gebrochen, sichtlich gealtert.

Voller Unruhe konnte er das Ende des Diners gar nicht erwarten.

Als sie endlich aufstanden, fragte er sie leise, ob sie nicht besser gehen wollten.

Nein, sie blieb. Jetzt nach Hause gehen, dazu war sie nicht im stande. Damit sie sich einander daheim gegenüber saßen oder jeder in einem anderen Zimmer hockte und sich mit quälenden Gedanken marterte; nein! —

Sie wollte niemandem aus dem Wege gehen.

Mit ihrer Weigerung verfolgte ſie einen ganz beſtimmten Zweck, den ſie nicht mehr aus den Augen ließ. Sie konnte nicht länger im Zweifel leben, ſie mußte ſich Gewißheit verſchaffen. —

Während die Geſellſchaft ſich wieder in alle Räume verteilte, wurden aus dem großen Saale die Tiſche mit ihrer Unordnung hinausgetragen, der Parkettboden ward gereinigt, und die Zigeunerkapelle begann eine ſeltſam wilde, phantaſtiſche Verzerrung der Aufforderung zum Tanz.

Frau Agna hatte ihrem Mann zugeredet, ruhig ſein Spielchen zu machen, das einzige Vergnügen, dem er nach großen Geſellſchaften fröhnte. Er erklärte anfangs, darauf zu verzichten, allein weshalb wollte er ihr das nutzloſe Opfer bringen; ihr that ſchon kein Menſch etwas; und ihr lag daran, ein wenig allein zu ſein. Sie ſchloß ſich ihrer Freundin Ada und Frau von Liebenow an.

Sie ließ van Jonge nicht mehr aus den Augen. Er ſpielte nicht, das wußte ſie von früher her. Für Kindergartenſpiele hatte er kein Verſtändnis, erklärte er immer; wegen zehn oder zwanzig Mark ſetze er ſich nicht ſtundenlang an den Spieltiſch, das überließ er den Säuglingen oder würdigen Greiſen.

So oft Agna ihn irgendwo erblickte, war er an der Seite ſeiner Frau. Sie war ſtärker geworden, das Geſicht hochmütig und hart, mit ihren kalten, geſchäftsmäßig blickenden Augen, in denen keine Spur von Seele oder Empfindung lag. Das ſchönſte an ihr waren ihre Hände. Sie hatte keine kleine Hand,

etwas zu groß für eine Frau, aber ſo wohlgebildet, ſchmal und lang, mit überaus feingeformten Fingern.

Ihr Mann lief ein wenig neben ihr her, aber man merkte doch, daß er Einfluß auf ſie hatte, er lag gleichſam immer auf der Lauer, um ſie unter zu kriegen. —

Agna war in den ſchmalen Wintergarten gegangen. Es war ſchwül und feucht, die Glaswände dicht betaut, und fortwährend kamen die Paare und gingen, indem ſie fragende Blicke auf die einſame Dame warfen, die den Platz hier einnahm. Sie wollte ein paar Augenblicke mit ſich allein ſein.

Als ſie in den Tanzſaal zurück wollte, traf ſie in einem Durchgangszimmer mit ihm zuſammen.

Er hatte ein verbindliches Lächeln um den Mund, und mit einer halben Verbeugung wollte er raſch an ihr vorbei. —

Das Blut ſtockte ihr, aber ganz kalt trat ſie ihm in den Weg.

— Herr van Jonge!

Er blieb betroffen ſtehen, denn das hatte er nicht erwartet.

— Gnädige Frau! . .

Das verbindliche Lächeln ſchwand nicht aus ſeinem Geſichte, aber ihm war nicht behaglich zu Mute, als er ihre Augen ſah und den energiſchen Zug um den Mund. Er wußte, welche Willenskraft in dieſer Frau ſteckte. Man mußte bei einer Frau auf alles gefaßt ſein, aber daß ſie ihn hier in der Geſellſchaft einfach ſtellte, das verblüffte ihn.

Sie trat an ihn heran, ſah ihm feſt ins Auge und ſagte: —

— Wollen Sie mir eine Frage beantworten?

— Aber gnädige Frau, mit größter Bereitwilligkeit.

Ohne die Stimme zu dämpfen, fragte sie langsam:

— Haben Sie noch Briefe von mir?

— Aber gnädige Frau . . .

— Haben andere Leute noch welche in Händen?

— Andere Leute? — aber wie sollten . . . .

— Bitte, keine Komödie! — Sind noch Briefe von mir in fremden Händen? . .

— Aber . . . .

— Antworten Sie mir, bitte!

Er zuckte die Achseln auf diese energische Frage, und sagte dann:

— Nein! gnädige Frau.

— Können Sie mir — können Sie Ihr Wort darauf geben?

— Ja, das kann ich.

— Sie haben mir früher einmal Ihr Wort gegeben, daß Sie einen Brief vernichtet hätten, einen Brief . . . Sie werden wissen, welchen ich meine. Sie selbst haben mir damals über meinen Leichtsinn die bittersten Vorwürfe gemacht. Ist der Brief noch vorhanden, oder haben Sie ihn verbrannt, wie ich Sie gebeten hatte?

— Der Brief ist verbrannt.

— Ihr Wort? —

— Mein Wort darauf!

Sie atmete tief auf. Sie glaubte ihm, wie er das jetzt sagte und ihr dabei fest in die Augen sah.

— Und es ist nichts mehr in fremden Händen? —

— Nichts!

— Sie wissen das bestimmt?

— Ganz bestimmt! —

Sie schwieg, und er stand vor ihr, als erwarte er ihre Fragen, um Antwort darauf zu geben.

Mit dem Taschentuch fuhr sie sich über das Gesicht — dann sagte sie:

— Wir haben uns wohl nichts mehr zu sagen.

Er verbeugte sich stumm, froh daß er gehen konnte; und innerlich zitternd, daß er es gewesen, daß es nun keinen Zweifel mehr gab, betrat sie den hellglänzenden Tanzsaal, wo eben die Paare sich zu einer Quadrille aufstellten.

— Agna, Agna! Ach bitte, komm zu uns.

— Nein, Liebste, ich tanze nicht.

— Ach, weshalb nicht? Quadrille tanzt du doch so gern.

— Heute nicht, Ada.

— Ach wie schade.

— Ein andermal, mir ist nicht ganz gut. Aber zusehen werde ich.

Sie setzte sich an die Seite hin, und schloß halb die Augen. Sie hatte ihre Absicht erreicht, hatte ihn gesprochen. Eine große Ruhe überkam sie; eine so tiefe innere Ruhe, daß sie nicht im stande gewesen war, auch nur ein Wort mehr zu sagen, kein Wort der Anklage, kein empörtes aufwallen. Einen Augenblick lang war ein sinnloser Zorn in ihr aufgestiegen, sie hatte das Gefühl gehabt, daß sie sich auf ihn stürzen müsse, um ihn zu töten für alles, was er ihr angethan hatte.

Aber wie er so gesellschaftlich korrekt vor ihr stand, sank ihre Hand herab, die nach einer Waffe suchen wollte.

Eine völlige Apathie hatte ſich ihrer jetzt bemächtigt. Sie ſaß wie gebrochen, ſah durch einen Schleier die Herren und Damen hin und hergehen, tiefe Verbeugungen machen, ſich anlächeln, umdrehen, ſich bei den Händen faſſen und bald hierhin bald dorthin tänzeln. Das ſchien ihr ſo kindiſch und ſinnlos, wie ſonſt ganz vernünftige Leute, weil da droben ein paar falſche Zigeuner fiedelten, ſich zu Narren machten.

Auf der anderen Seite des Saales gab es eine heilloſe Verwirrung, aber man ſchien ſich köſtlich zu amüſieren, lachen und rufen tönte herüber, und als ſie genauer hinſah, war es Frau van Jonge, die das Unheil anrichtete.

Die Quadrille war zu Ende, die Paare fluteten durcheinander, und Agna erhob ſich, um das Spielzimmer aufzuſuchen. —

An einem der kleinen Tiſche fand ſie ihren Mann mit einigen älteren Herren beim Spiele. Er reichte ihr über die Schulter die Hand, während ſein Nachbar gab; dann zog er einen Stuhl heran, und ſie ſetzte ſich neben eine Fenſterniſche und ſah ein wenig zu. Sie verſtand nichts von dem Spiele, mechaniſch folgten ihre Augen nur den Karten, die auf den Tiſch geworfen wurden. Gegen den ſcharfen Cigarrenrauch mußte ſie ein paarmal huſten — dann hatte ſie ſich daran gewöhnt. —

Drüben bei der Geſellſchaft hatte ſie nichts mehr zu ſuchen, ſie hatte erreicht, was ſie wollte. Nun war ſie geborgen; die Stille, die hier herrſchte, nur unterbrochen von den einzelnen Ausrufen der Spieler,

das angenehme Licht auf den grünen Tiſchen, alles war ihr behaglich, wenn auch der eine oder andere ihr einen mißbilligenden Blick über ihre Anweſenheit zuwarf.

Einer der Herren wurde abgerufen, und der Geheimrat kam zu ſeiner Gattin.

— Wollen wir gehen, fragte er?

— Ja, ich bin abgeſpannt.

— So komm. —

Es war ſpät geworden, und in der Garderobe hingen die Mädchen den fortgehenden ſchon die Mäntel um. —

Im geſchloſſenen Wagen fuhren ſie durch die kalte Nacht. Keiner ſprach ein Wort. Nur jetzt keine Auseinanderſetzungen, dann konnten ſie beide nicht ſchlafen. Agna war totmüde, lehnte den Kopf zurück, während der Geheimrat alle Augenblicke über die beſchlagene Scheibe an ſeiner Seite fuhr, um in die Schneelandſchaft hinausblicken zu können.

Zu Hauſe mußte ſie erſt das Mädchen wecken laſſen, ehe ſie kam, um ihr beim auskleiden behilflich zu ſein. —

Endlich war ſie allein; ſie hatte noch immer Sorge, daß ihr Mann kommen würde, um mit ihr zu ſprechen. Davor graute ihr, — aber es blieb ihr erſpart.

Sie ließ das Licht brennen, ſaß in den Kiſſen, und wirre Erinnerungsbilder drängten ſich vor ihren Augen, all die Scenen der Vergangenheit. Sie ſah ſich wieder, wie ſie die Stunde nicht erwarten konnte, wenn Rolf zu ihnen kam. Sie hatte keinen anderen Gedanken mehr gehabt, als mit ihm zuſammen zu ſein.

Sie ſah ſich, wie ſie in der öden Gegend des Hafenplatzes, unter den Bäumen ſich hindrückte und auf den Augenblick wartete, daß ſie in das Haus ſchlüpfte. Dieſe Stunden ſeligen Rauſches, von denen ſie geglaubt, daß ſie nie ein Ende nehmen würden! — Nur wenige Male hatte ſie den Mut gefunden; aber jeder Augenblick ſtand lebendig vor ihr.

Wie ein Traum war ihr das alles.

Und ſie hatte ihn geliebt! —

Als Kind hatte ſie von einem Märchenprinzen geträumt, der da kommen würde, um ſie aus den Feſſeln der Alltäglichkeit zu erlöſen. — Sie glaubte an ihn, ſie dichtete ihm all ihre Märchenwünſche an, und fühlte nicht, wie er über ihre Sentimentalitäten lächelte. Aber er ging darauf ein, weil es ihm neu war. —

Heute hatte ſie ihn ganz anders geſehen, — ein fremder Menſch hatte vor ihr geſtanden, und ſie hatte ihn angeſtarrt; ſein banales Lächeln, dieſe tadelloſe Korrektheit der Haltung — und der Ring am Finger, daß er einer anderen gehörte, die ihn ſich mit ihrem Gelde erkauft hatte, das alles hatte ſie abgeſtoßen. Sie haßte ihn. —

Und den hatte ſie geliebt! —

Das war nun vorbei.

Wie aber würde ſich ihre Zukunft geſtalten? — Davon konnte ſie ſich keine Vorſtellung machen.

So recht glaubte ſie noch nicht, daß ſie nun ſicher ſein ſollte vor Erpreſſung, ſicher vor Briefen, die drohend auftauchten, um ſie zu erſchrecken.

Aber ein leiſes Gefühl wohliger Ruhe überkam ſie bei dem Gedanken. Sie war bereit, alles zu thun, zu bleiben oder aus dem Hauſe in die Einſamkeit zu gehen, wenn nur die Angſt und die Sorge ſich nicht länger an ihre Ferſen hefteten.

Und mit der Hoffnung an ein Glück, das ſie für unerreichbar gehalten hatte, ſchlummerte ſie ein.

XXXI.

Alle Augenblicke kam der Depeſchenbote mit Glückwunſchtelegrammen, das Telephon klingelte beſtändig und früher ſchon, als ihr Mann es ihr mitteilen konnte, wußte Frau Agna von der langerſehnten Beförderung.

Sie waren alſo um die Klippe herum. Geſtern noch hatte ſie ſich geſorgt, am Morgen noch hatten ſchlimme Gedanken ihr keine Ruhe gelaſſen, es könne irgend etwas ſich hindernd in den Weg ſtellen.

Nun aber war alles glatt gegangen. Sie waren Excellenz. — Die Beförderung war amtlich publiziert, und wenn man jetzt gegen ſie eine Intrigue anzetteln würde, konnte er mit Ehren von Amt und Würden ſich zurückziehen, ohne daß es allzuſehr ſchmerzte.

Vielleicht war es nun nicht nötig.

Vorerſt koſtete ſie das Gefühl der Genugthuung voll aus, dieſes Behagen, daß alle Welt ſich für ſie intereſſierte, daß Glückwünſche von Freunden und Bekannten ihnen von allen Seiten zuſtrömten.

Noch galten ſie alſo was in der Welt, noch ſuchten die Leute ſie auf; aber wie leicht hätte es geſchehen können, daß ihr Haus gemieden wurde, daß ſie als einfache Privatleute ſich irgendwo verſtecken mußten. —

Um die Nachmittagszeit ſtellten ſich allerhand Beſucher ein, der Salon war keinen Moment leer, und ihre Freundinnen überſchütteten ſie mit Blumen.

Sie hatte ſich an den Schreibtiſch geſetzt und wohl zehnmal zur Probe geſchrieben: Agna von Cordelius, Agna v. Cordelius. Es machte ſich gut und klang voll.

Seit langer Zeit koſtete ſie wieder eine reine Freude. Gegen abend fuhr ſie mit Elly zum Vater hinaus, um ihm die Nachricht perſönlich zu bringen.

❁

Ueber Nacht war Tauwetter eingetreten, von allen Dächern tropfte es, die Straßen, durch die der Hauptverkehr ging, waren voller Schlamm. Ein häßliches Grau breitete ſich über alles, und der Himmel war mit dunklen Regenwolken ganz verhängt.

Aber als ſie durch die ſchmutzigen Straßen in das Predigerhaus kamen, da lag der Park gleich dem Tiergarten noch ganz im Schnee, nur die Wege waren vertreten und dunkel; die Bäume mit ihren leeren Aeſten ſtanden ſchwarz und kahl, aber auf dem Raſen breitete ſich, wenn auch zuſammengeſchmolzen, ein weißes Schneetuch.

Sie mußten auf den Vater warten, und die Großmutter machte ihnen ſchnell Kaffee. Das that ſie nicht anders, wenn wer zum Beſuch kam, mochte es nun

vormittags oder abends ſein. Elly durfte, trotz der Cichorie, vor der ſie ſich ekelte, es der Großmutter nicht anthun, ihre Taſſe ſtehen zu laſſen. Es war das einzige, was ihr die Freude verdarb. —

Als Paſtor Ewald endlich heimkam, war er außer ſich vor Freude.

Wirklich, ſo vergnügt war er lange nicht geweſen; das ließ er ſich gefallen. Er hatte keine Ahnung gehabt.

Die Hände behaglich aneinander reibend, ging er im Zimmer auf und ab, ſtreichelte Agna über das Haar und lächelte Elly, die in einem der ſchweren Lehnſtühle ſaß, großväterlich zu.

Die Frau Paſtor war wieder fortgelaufen. Sie hatte Waſchtag und alle Hände voll zu thun, ſie konnte das Mädchen unmöglich ohne Aufſicht laſſen. Und eine lange Klagelitanei über die Mädchen folgte, die Agna ſtill über ſich ergehen ließ. Sie kannte das von der Mutter; aber ſie verſtand es nicht, denn in ihrem Hauſe gab es all das nicht; ſie hatte es mit ihren Dienſtboten nie ſchlecht getroffen.

Elly hatte ein paar illuſtrierte Hefte gefunden, in denen ſie blätterte.

— Bleib einen Augenblick hier, Elly, ich habe der Mama etwas zu ſagen.

Sie ſah auf und nickte dem Großvater zu.

Agna ſchlug das Herz. Was wollte er von ihr? Und doch brannte ſie darauf, zu erfahren, ob ſich vielleicht wegen der Briefe etwas ereignet hatte. Sie glaubte an dem Klange ſeiner Stimme, daß es der Fall ſei. Gern hätte ſie gebeten, daß er es ihr hier

ſagte; aber ſchon ging der Vater ins Nebenzimmer und winkte ihr, ihm zu folgen.

Als er mit ihr in eine der tiefen Fenſterbrüſtungen trat, ſah ſie am Ausdrucke ſeines Geſichtes, daß es nichts ſchlimmes ſein konnte. Seine Augen ruhten ernſt, aber nicht zornig auf ihr. Das beruhigte ſie.

Sie ſetzte ſich, während er mit dem Rücken gegen das unverhängte Fenſter vor ihr ſtehen blieb, und leiſe, mit ſeiner ernſten Stimme ſagte er:

— Agna, der Herr war wieder da.

Angſtvoll ſah ſie zu ihm auf.

— Die Briefe gehören jetzt uns. Soll ich ſie dir geben?

— Bitte ja.

— Was willſt du damit machen?

— Sie aus der Welt ſchaffen.

— Soll ich ſie nicht vernichten?

— Nein, laß es mich thun, bitte!

Während er hinging, ſie zu holen, ſah er die Scene vom Vormittag wieder vor ſich. Auf den erſten Blick hatte er den Mann erkannt. Er trat anders auf, ruhiger und ſicher. Ganz beſcheiden aber hatte er geſagt:

— Herr Paſtor, ich komme, Ihnen eine Schuld zu begleichen.

Er wies ihm einen Stuhl an, denn er war ganz überraſcht, ihn vor ſich zu ſehen, und die Sorge befiel ihn: jener komme, um dieſe ſchrecklichen Briefe zurück zu holen.

— Sie waren vor einiger Zeit so liebenswürdig, einem meiner Freunde die Summe von fünfzehntausend Mark zu leihen. Ich bringe sie Ihnen heute zurück. Was damit erhofft wurde, hat sich erfüllt. Sie haben jemand seine Existenz gründen helfen. Darf ich zum Dank dafür Ihnen diese Summe für Ihre Armen, oder zu welchem guten Zweck Sie sonst wollen, überweisen? —

Damit nahm er aus seiner Brusttasche noch ein paar große Scheine und fügte sie dem Päckchen zu, das er auf den Schreibtisch gelegt hatte.

— Sie entsinnen sich, fuhr er fort, daß ich Ihnen als Bürgschaft ein Packet Briefe übergab. . .

— Allerdings, und Sie kommen wohl, sie zurückzufordern?

Eine bange Pause entstand, dann sagte Pastor Ewald:

— Sie werden es begreifen, daß ich Ihnen die Papiere nicht zurückgeben kann. Ich bin gebeten worden, die Briefe zu erstehen. Genügt es Ihnen, wenn Sie für das Geld hier mir die Briefe lassen?

— Herr Pastor, Sie haben diese Summe seinerzeit geliehen, und ich bringe sie Ihnen heute wieder. Das ist eine Sache für sich. — Liegt Ihnen viel an diesen Briefen?

— Ja.

— Nun wohl, ich bin nicht gekommen, sie Ihnen fort zu nehmen. Ich habe nur die eine Bedingung zu stellen, daß die Papiere vernichtet werden. Ich möchte Sie bitten, dies in meiner Gegenwart zu thun. —

— Jetzt? —

— Ja.

— Das kann ich nicht, denn ich habe verſprechen müſſen, der Abſenderin die Briefe zurück zu geben.

— Wie? es weiß jemand um die Briefe? —

— Ja! . . . ſie weiß darum! . . .

Rolf war aufgeſtanden. Dann ſagte er langſam, tonlos:

— Das hätten Sie nicht thun ſollen. Aber es iſt gut. Thun Sie mit den Briefen, was Ihnen gut ſcheint.

— Dann nehmen Sie alſo wohl das Geld zurück.

— Nein, das hat nichts mit einander zu thun.

— Ich verlange aber nichts umſonſt.

— Nein, Herr Paſtor, Sie können mit dem Gelde machen, was Sie wollen. Die Briefe haben nichts mehr damit zu thun. Und nun ſage ich Ihnen nochmals beſten Dank.

— Sie wollen es nicht anders?

— Nein!

— Nun, Sie nehmen mir damit zwar ein gut Teil Berechtigung, zu zürnen, daß Sie mit dieſen Briefen überhaupt zu mir gekommen ſind, — aber ich danke Ihnen, daß Sie mir die Papiere laſſen. Was Sie gefehlt haben mögen, das werden Sie vor einem Anderen zu verantworten haben. Leben Sie wohl! —

Sie ſtanden ſich gegenüber und ſahen ſich in die Augen, es war als wollten ſie ſich die Hand zum Abſchied entgegenſtrecken, aber dann ging der Beſuch mit einer ſtummen Verbeugung aus dem Zimmer. —

Da lag das Pack Banknoten, daneben die Briefe. Dieſe große Summe, die jener ſeiner Schuld beigefügt hatte, ſollte ſeinen Armen zu gute kommen. So viel er ſelbſt auch für ſeine Gemeinde that, mit dieſem Gelde konnte er etwas weniger vorſichtig umgehen, wie ſonſt.

Erſt jetzt fiel ihm ein, wie er dem Manne faſt die Hand gegeben hatte. Nun machte er ſich Vorwürfe; aber im Momente hatte er alles vergeſſen gehabt, und die Hand ſchon gehoben.

Denn wie jener ohne ein Wort zu verlieren, ihm die Briefe gelaſſen hatte, da war in ihm ein Gefühl der Verzeihung aufgequollen, das jeden Vorwurf erſtickte.

Sollte er nun das Packet gleich verbrennen? — Aber nein, es war für Agna eine größere Beruhigung, wenn ſie es erſt in die Hand bekam und es ſelber vernichtete. —

So ſchloß er nun den Schrank auf, nahm das Päckchen heraus und brachte es Agna, die erwartungsvoll mit großen Augen blaß in ihrem Stuhle ſaß.

Sie griff danach, wollte es in der Taſche verbergen, allein es war zu groß, und ſo mußte ſie es offen in der Hand tragen, als ſie in das Nebenzimmer zu Elly zurückgingen.

Die Mutter kam aufgeregt wieder herauf.

Nein, was man ſich über die Mädchen ärgern mußte! Es war nicht zu glauben.

Ganz echauffiert wehte ſie ſich mit dem Taſchentuche Luft zu.

Sie ärgerte ſich noch tot über dieſe Bande.

Elly lachte, wie die Großmutter ſo aufgeregt war, daß Agna ihr zuwinken mußte, denn ſonſt ſetzte es leicht ein Donnerwetter über ungezogene Kinder und ſchlechte Erziehung.

Agna wurde jede Minute länger zur Qual, ſeit ſie die Briefe in Händen hielt. Sie konnte es nicht erwarten nach Haus zu kommen, deshalb benutzte ſie den Vorwand, daß ſie noch allerhand wichtiges zu beſorgen habe, um aufzubrechen.

Endlich hielt ſie alſo die Briefe in Händen; der Vater hatte ſie ihr gegeben, ohne jeden Vorwurf. Nun war ſie Siegerin, nun konnte ſie frei den Kopf heben. Eine triumphierende Siegesgewißheit erfüllte ſie.

Die ganze Welt hatte ein anderes Geſicht bekommen.

Und dieſe Stimmung hielt den ganzen Tag an. —

Zu Hauſe fand ſie ganze Stöße von Briefen und Telegrammen vor, und ſie überlegte, daß ſie durch eine große Geſellſchaft ſich für all die Freundlichkeit revanchieren mußten.

Als ihr Mann kam, brachte er ein paar Freunde mit, und raſch klingelte ſie bei den nächſten Bekannten und Freunden an, und eine kleine zwangloſe Geſellſchaft war bald beiſammen. —

Vorher aber ſah er mit Agna noch gemeinſam die Glückwünſche durch; die neuen Briefe öffnete er und reichte ſie ihr hin. Da fiel ihm eine Karte entgegen, Rolf van Jonge. —

Er hielt ſie eine Weile in der Hand, und betrachtete ſie, ehe er ſie Agna reichte.

Sie nahm das Blättchen Papier, warf einen flüchtigen Blick darauf und legte die Karte zu den übrigen. Dann ſahen ſie ſich an, ganz ruhig, als wollten ſie ſagen: Verlieren wir kein Wort mehr darüber; — und ſie blätterten weiter.

Agna hatte keine Zeit, nachzugrübeln, ſie mußte für ihre Gäſte ſorgen.

Die Zimmer waren taghell erleuchtet, eine ſo frohe Stimmung herrſchte, ein behagliches plaudern und lachen, wie ſie es ſeit langer Zeit nicht gekannt hatten. —

*

Die Gäſte waren gegangen.

Es war ſtill geworden im Hauſe. Die Lichter waren erloſchen, und die Dienerſchaft räumte die Tiſche ab.

Ueber dem Hauſe lag noch immer etwas wie Feſttagsſtimmung. Die beängſtigende Oede war gewichen, als hätten die paar Leute mit ihren Frohſinn all die Schwere und das drohende Unheil verſcheucht.

Agna ſtand am Fenſter und ſah in die Nacht hinaus.

Ihr Mann ging im Zimmer auf und ab. Nebenan hörte man das klappern der Teller, das klirren der Gläſer und der ſilbernen Meſſer und Gabeln.

Eine milde Stimmung der Verſöhnung keimte in ihm auf. Die Erbitterung, die ihn anfangs erfüllt hatte, war geſchwunden. Er hatte es immer ver-

ſtanden, das unangenehme in ſeinem Leben zu vergeſſen — ſich ſelbſt darüber weg zu täuſchen — und jetzt ſah er nur die Leere vor ſich, die entſtehen würde, wenn Agna nicht mehr im Hauſe ſein ſollte.

Sie waren ſo gute Freunde geweſen. Weshalb ſollten ſie es nicht ferner ſein?

Er ſah, wie Agna zögerte, das Zimmer zu verlaſſen. Sie wußte nicht recht, wie ſie fortgehen konnte, ohne ihm Gute Nacht! zu ſagen und ihm wenigſtens an einem Tage wie dem heutigen die Hand hinzuſtrecken. So drehte ſie ſich denn, ſchon halb im fortgehen noch einmal um, ging auf ihn zu, gab ihm die Hand und ſagte leiſe, indem ſie die Augen ein wenig hob:

— Gute Nacht!

— Gute Nacht, Agna!

Er ließ ihre Finger nicht, ſondern hielt ſie in ſeiner Hand feſt, und leiſe, damit die Leute nebenan nichts hörten, ſagte er:

— Ich danke dir auch, Agna!

Sie ſah erſtaunt auf.

— Du dankſt mir? — wofür denn?

— Für heute abend. Wie du zu all unſeren Freunden geweſen biſt. Was wäre das alles wohl ohne dich? Was wäre ich ohne dich? . .

Sie ſenkte tief den Kopf, und nach einer langen, bangen Pauſe fragte er ganz leiſe:

— Agna, möchteſt du nicht auch ferner in dieſem Hauſe bleiben? —

Ihr Kopf ſank noch tiefer.

— Sieh, Agna, ich weiß nicht, wie ich mir ein Leben ohne dich denken ſoll. Ich bin nicht mehr

jung, ich kann mir kein neues Leben bauen. — Ich kann nicht und ich will auch nicht. Möchteſt du nicht bei uns bleiben?

Sie ſchwieg noch immer, aber er fühlte auf ſeiner Hand ein paar ſchwere, heiße Tropfen.

Vorſichtig hob er ihren Kopf und ſah ihr Geſicht, das voller Weh ganz verzerrt war.

Er beugte ſich über ſie und ſagte bittend:

— Agna, liebe Agna! —

Sie ſchluchzte auf, entwand ſich ihm ſanft und eilte aus dem Zimmer. —

Er ließ ſie gewähren, denn er hatte das ruhige Gefühl, daß ſie nun wußte: Er werde ſie nicht hinaus ſchicken, er nicht. Und ſie würde bei ihm bleiben, denn ſie hatte ja keinen Menſchen in der Welt ſonſt, an dem ſie ſich halten konnte.

Er fühlte den Unterſchied des Alters, und wie er ihre Jugend nie recht verſtanden hatte, wie er ihr immer nur der väterliche Freund geweſen war.

Das wollte er jetzt mehr als je ſein.

Deshalb ließ er ſie, ging ihr nicht nach; ſondern ſie wollten ſich beide in Geduld faſſen und der Zeit vertrauen.

XXXII.

Es war ganz ſtill geworden im Hauſe. Die letzten Lichter waren erloſchen.

Agna hatte ſich in ihr Zimmer zurückgezogen und es ſich behaglich gemacht. Im Kamin flackerte das

Feuer wieder hell auf. Das hatte ſie gern, in die Flammen ſtarren und das Holz knacken hören.

Der weiche Schlafrock ſchmiegte ſich eng und warm an, und ſo hockte ſie vor dem Kamine, deſſen roter Flammenſchein durch das Zimmer tanzte.

Neben ihr lag geöffnet das Packet, das ſie heute erhalten hatte; die Briefe waren zerſtreut.

Sie nahm den einen und andern auf, um noch einen Blick hinein zu werfen.

Die Schrift kam ihr ganz fremd vor, voller Staunen las ſie manche Sätze. Sie verſtand nicht, wie ſie ſo hatte denken und vor allem ſo etwas hatte ſchreiben können. Als ſeien es Aufzeichnungen einer ihr ganz fremden Perſon.

Eine leidenſchaftliche Glut ſchlug ihr aus dieſen Zeilen entgegen, ein wildes Begehren, das ſich kühn über alle Schranken hinwegſetzte, ein Mut, der bereit war, einer Welt zu trotzen.

Und völlig mutlos und feige ſtand ſie nun am Ende, jämmerlich war ihre Keckheit gebrochen; da lag ſie nun am Boden, die ſo hoch hatte fliegen wollen. Jetzt begriff ſie ſich nicht mehr.

An wen hatte ſie all dieſe Gefühle verſchwendet? Wie wenig wert war der Mann es geweſen! Sie hatte ſich einen Götzen aufgerichtet, aber der Gott war ein Steinbild geweſen, an dem ihre Kraft zerſchellte. —

Sie nahm den Brief und warf ihn in das kniſternde Holz hinein. Die rote Flamme leckte an dem Papiere hin und zerſtörte das weiße Blatt, daß

es als graue Asche auf der Glut tanzte und dann von dem Luftzuge fortgerissen wurde.

Einen Brief nach dem anderen nahm sie und überantwortete ihn der Vernichtung. Sie fing an zu lesen, aber meist überfiel sie ein Ekel, daß sie nicht weiter konnte, und das Papier fiel ungelesen in die Flammen.

Alles stieg vor ihr auf, all die alten Bilder, aber der Rausch fehlte, der ihnen damals eine Art Verklärung geliehen hatte. Nur die brutalen nackten Thatsachen blieben bestehen, und wie mit Eiseskälte legte es sich auf ihre Empfindung.

Wie sie da saß, die letzten Briefe im Schoße, schwand die Erinnerung an den Mann mehr und mehr.

Dafür weckten einzelne Worte und Zeilen in ihrem Herzen ein anderes Echo. Ihre eigene reine Empfindung tauchte aus all dem Wust auf: die schmerzend brennende Sehnsucht nach etwas besserem, nach anderem, als sie es in der Alltäglichkeit besaß.

Die Sehnsucht wuchs und wuchs, — aber nun wußte sie, daß sie unerfüllbar war, daß was sie sich gewünscht hatte, in der Welt in der sie lebte, nicht zu finden, daß es für sie nicht vorhanden war.

Die heißen Thränen flossen ihr unaufhörlich über die Wangen; und wie sie die letzten Briefe in die auflodernden Flammen warf, schien ihr, trotz allem was sie ertragen, trotz dem Schmerze und der Schmach, die sie erduldet hatte, als opfere sie da der roten fressenden Glut ihren letzten Traum von Glück.

XXXIII.

Der Prozeß Rode war zu Ende gekommen. Aus den engen Mauern des Gefängnisses trat der Professor zum ersten Male, wenn auch nur auf einen Tag, hinaus in die Freiheit.

Die Martern der Untersuchungshaft waren vorbei. Gestern war sein Urteil gesprochen: ein ganzes Jahr lang sollte er eingesperrt wie ein Tier in einem engen Käfige leben, sollte auf alles verzichten, was die Welt da draußen bot. Er sollte tot und begraben sein für seine Kunst, die in ihm starb.

Milde war man gegen ihn gewesen. Er hatte die Erlaubnis erhalten, noch einmal in sein Atelier gehen zu können. Sein Mädchen an der Quelle wollte er fertig machen, vielleicht war es in wenigen Stunden vollendet, und das Werk konnte dann hinausgehen in die Welt, um ein letztes Zeugnis abzulegen von seiner Künstlerschaft.

Mitten in der Gerichtsverhandlung, da Lili Kulitz als Zeugin gegen ihn auftrat, hatte er, wie sie vor ihm stand, die Bewegung des Armes erhascht, die ihm fehlte. Und so ganz erfüllte ihn die jauchzende Freude des Fundes, daß es ihm kaum zum Bewußtsein kam, wie das Mädchen die Hand zum Schwure erhob, kraft dessen er verurteilt ward.

Diese Ruhe war mit sein Verderben gewesen; aller Augen waren in diesem Momente auf ihn gerichtet gewesen, der nur die Bewegung des herabfallenden Armes sah, der vergaß, wo er sich befand,

Digitized by Google

vergaß, daß man um seine Ehre, um seine Freiheit feilschte und handelte.

Alle Fragen beantwortete er nur noch mechanisch. Er war apathisch, hatte gleichsam alle Kraft verloren. Zu lange hatte er gegen seine Ankläger gekämpft. Im entscheidenden Momente erlahmte seine Energie. Und so wurde ihm das Urteil gesprochen.

Wie ein Traum zog die Verhandlung an ihm vorüber. Die ersten Tage war er völlig bei der Sache gewesen, am dritten war er gebrochen und verloren.

Sein Verteidiger verstand ihn nicht mehr, er wurde an ihm irre. Er wollte die Sache nicht aufgeben, wollte weiter kämpfen, aber dafür hatte Rode vorläufig kein Ohr. Nur der eine Wunsch beseelte ihn: in sein Atelier zu kommen, um sein Werk zu vollenden, so wie er es blitzartig vor sich gesehen hatte. Nur jetzt keine Zögerung. —

Er erhielt den Urlaub. Die Pforten des Untersuchungsgefängnisses öffneten sich nach Wochen zum ersten Male für ihn.

Er ging nicht allein, ein Wächter begleitete ihn, aber das störte ihn nicht. Den Menschen beachtete er kaum, als er an dem großen roten Speicher vorbei, über die Lutherbrücke in den Tiergarten fuhr, seinem Atelier zu. —

Es war frühlingsfeucht. Ein nebelbedeckter Himmel, an dem die Sonne verschleiert ohne Licht, mondartig als silberne Scheibe schwamm.

Aber es lag wie ein drängen nach Leben über dem Walde; der Boden schimmerte grün, an den

Sträuchern keimten die erſten blaſſen Blätter, und von den Blattknoſpen der Bäume fielen die braunen Hülſen.

Menſchen, freie Menſchen überall, daß ihm das Leben ganz fremd vorkam; alles ſchien ihm neu, als ſei er in fremdem Lande und in einer fremden Stadt.

An der Bellevueallee mußte die Droſchke eine ganze Weile warten.

Ein paar Schwadronen Ulanen zogen vorüber, die Muſik ſpielte den finniſchen Reitermarſch. Die Lanzenfähnchen flatterten ſo luſtig im leichten Morgenwinde, das klappern der Hufe tönte in die Muſik, und lebensfroh und geſund ſaßen die Leute auf ihren ſchmalen leichten Gäulen, daß es eine Freude war. —

Die Droſchke hatte den Tiergarten verlaſſen und hielt vor dem Hauſe. Gefolgt von dem Wächter, betrat er das Atelier. In dem Vorraum ließ er den Mann, der ſich alles genau anſah, ob es auch keinen zweiten Ausgang gab.

Rode lächelte ſchmerzlich:

— Haben Sie keine Angſt, ich laufe Ihnen nicht weg.

— Nee nee, ſagte der Mann — blos, man muß ſeine Pflicht thun. Anders geht das nich.

— Das ſollen Sie auch. Niemand wird Sie daran hindern.

Dann ſchloß er die Thür zum Atelier auf. In dem Thürrahmen blieb er ſtehen. Wie oft hatte er in ſeiner Zelle von dieſem Raume geträumt, hier, wo er faſt zwanzig Jahre gearbeitet hatte.

Er ſetzte ſich in einen der alten, wurmſtichigen Chorſtühle, und die Hände gefaltet, verharrte er lange unthätig.

Es klopfte. — Der Portier, der ſcheu hereinkam, während hinter ihm der graue Kopf des Wächters ſichtbar ward. Er wollte dem Herrn Profeſſor man blos melden, daß der Diener vor einer Stunde mal weggegangen war. Er hatte nichts davon gewußt, daß der Herr Profeſſor heute zurückkommen würde. Es ſei aber alles in Ordnung. Heute ſeien ein paar Briefe angekommen, die würden wohl vorn in der Wohnung liegen. Es hätten auch viele nach Herrn Profeſſor gefragt; er habe immer geantwortet: der Herr Profeſſor ſeien fort, und er könne nicht ſagen, wann der Herr Profeſſor zurückkommen würden.

Er winkte dem Manne ab, und war wieder allein. Er kramte herum, ſchloß einen Schrank auf. Die Skizzen und Photographieen zu dem Staatsauftrage fielen ihm in die Hände, daneben ein Revolver, den er auf Reiſen immer mitgeführt hatte. Einen Augenblick betrachtete er ihn; der gab ihm die Freiheit, der endete all ſeine Qual, — aber er legte ihn zurück in das Fach.

Dann betrachtete er die Photographieen. Dazu hatte Lili ihm damals auch geſtanden. Für die Genien brauchte er ſie — aber nun war es vorbei; — wer konnte wiſſen, ob man ihm den Auftrag noch gab, einem Manne, der im Gefängniſſe geſeſſen hatte. — Dazu würden die Herren ſchwerlich den Mut haben. Sie würden wohl den Vorwand brauchen, daß es mit der Ausführung eile; und er war ja nicht im ſtande,

zu arbeiten, ein ganzes Jahr lang nicht; wer wußte, ob er ſpäter noch die Kraft dazu hatte.

Er ſchob die Blätter zurück. Dort drüben ſtand das Modell des einen Kriegers. Es wäre gewiß was geworden. Vielleicht wurde es auch noch, vielleicht! —

Die Boſſierhölzer ſuchte er ſich zuſammen, griff in die große Thonkiſte. Die hatte der Kerl natürlich vergeſſen, ganz trocken, er ſchüttete Waſſer darüber, und nachdem er den großen weißen Arbeitskittel übergeworfen, griff er hinein und knetete ſich einen Klumpen zurecht.

Dann erſt wandte er ſich zu ſeiner Brunnengruppe. Die Tücher waren feucht, aber nur oberflächlich. Von ſeinen beiden Schülern hatte ſich in der letzten Zeit offenbar keiner hier ſehen laſſen.

Er nahm die ſteifen Fetzen vorſichtig ab.

Oh weh, manche Teile waren ganz hart, und als das Werk frei von allen Hüllen da ſtand, ſah er, wie der Thon vertrocknet war, hie und da waren große Riſſe, beſonders an den älteren Stellen.

Die Figur aber ſchien gut geblieben zu ſein.

Den nur ſkizzenhaft ausgeführten Arm brach er einfach los. Daran herum baſteln führte zu nichts. Von vorn anfangen, war das einzige. —

Wie er ſo vor dem Mädchen ſtand, und dieſes ſchmale Geſicht ſah, das er mit ſo viel Liebe geſchaffen hatte, dieſen lächelnden Kindermund, der ſo nett immer mit ihm geplaudert und nun ſo häßlich gegen ihn ausgeſagt hatte, die Augen, die ſo keuſch und träumeriſch blickten, da befiel ihn ein mutloſer Schmerz.

Er hatte ſie lieb gehabt, hatte alles gethan, was er ihr nur an den Augen abſehen konnte. Manchmal war er von einem inbrünſtigen Dankbarkeitsgefühl erfüllt geweſen, wie ſie ihm geholfen hatte, und er ihrer Jugend und Anmut ſeine ſtärkſten Erfolge verdankte; und nun hatte ſie die Hand wider ihn zum Schwure erhoben. —

Eines Tages war ein Mann zu ihm gekommen, hatte ihm ein beſchriebenes Stück Papier gezeigt, und ihn aufgefordert, ihm ins Gefängnis zu folgen. —

Fünf Männer in ſchwarzen Talaren ſaßen zu Gericht; er kannte keinen von ihnen, und keiner kannte ihn perſönlich; ſie fragten ihn, er antwortete; andere Menſchen ſagten, was ſie glaubten, — dann trat ein Mädchen vor, ſprach eine Formel nach, und kraft dieſer Formel hielten ſie ihn alle für ſchuldig; er ſollte ſich gegen Sitte und Geſetz vergangen haben. —

Die fünf Männer gingen in einen Nebenraum, kamen zurück, und der in der Mitte verkündete: daß er, Ernſt Rode, ein Jahr lang von dieſer Welt nichts ſehen ſollte, ſeine Kunſt ſollte tot ſein, er ſelbſt ein Jahr lang tot und begraben.

Und wenn er im Gefühl ſeiner Schuldloſigkeit ſich nicht bei dem Spruche beruhigte, ſo kamen nach einer Zeit fünf andere Männer, und die würden ihn wieder verdammen, denn er war machtlos, er war ganz in den Händen dieſer Richter, die ihn für ſchuldig hielten.

Ein aufſteigender, wilder Groll ließ ihn die Hände ballen.

Und wem verdankte er das? wer trug einzig ſchuld, daß er aus der Reihe der anſtändigen Menſchen

ausgeſtoßen wurde, daß er zurück mußte in die engen, licht- und luftloſen Mauern des Gefängniſſes? . . .

Eine Wut überfiel ihn gegen die Undankbarkeit dieſes Mädchens; er ſah ſie vor ſich in ihrer lachenden Schönheit, da dicht vor ihm, und ſie lachte über ſeinen Jammer — ehe er zum Bewußtſein kam, was er that, hatte ſeine Hand den ſchlanken Hals würgend umfaßt, und in ſinnloſer Wut, mit geballter Fauſt ſchlug er ihr in das Geſicht, dieſer gemeinen Dirne, wieder und wieder. —

Ein verdrückter Klumpen Thon ſtand plötzlich vor ihm, — dieſe formlos fratzenhafte Maſſe brachte ihn zur Beſinnung.

Da erſt ſah er, was er angerichtet hatte; und er mußte lachen, ein qualvolles, unſinniges Lachen, das leer in dem großen Raum wiederklang.

Zerſtören, das war das richtige! — Nichts ſchaffen, nur nichts für dieſes Frauenzimmer thun, ſondern ſie tilgen vom Erdboden, damit kein Menſch mehr von ihrer Schönheit wußte, niemand ihrer gedachte.

Mit ein paar raſchen Griffen war die Figur zerſtört, das eine Bein lag an der Erde, er trat mit dem Fuße darauf, daß es zerbröckelte, dann drückte er ihr mit ſeinen Fäuſten langſam die Schultern zuſammen, daß die Bruſt berſtend vorquoll, und mit zwei Stößen war nichts mehr zu erkennen, eine formloſe Maſſe, ohne jede Linie, ein chaotiſch wüſter Klumpen grauen Thons. —

Seine Hände waren voller Schmutz, er ging auf die Waſſerleitung zu, — da ſah er am Erdboden eine Hand liegen, die rechte Hand die den Schwur gethan,

— und er zerbrach ihr die Finger, jeden einzeln, und ſchleuderte ſie fort. Dann wuſch er ſich und hockte ſich hin, um ſein Zerſtörungswerk zu betrachten. —

Auf dem Tiſche neben ihm lag ein Brief. Er hob ihn auf und legte ihn wieder hin, irgend eine Geſchäftsanzeige. Daneben ein Stoß Zeitungen, ſorgfältig geordnet, oben auf das Morgenblatt.

Mechaniſch griff er danach und warf einen Blick hinein, um zur Ruhe zu kommen, denn ſein Blut ſchlug wild.

Wie ein thörichter Knabe hatte er gegen das unſchuldige Kunſtwerk gewütet; aber es war gut ſo. Ihr war recht damit geſchehen, und er war zufrieden mit ſich. Tief atmete er auf, wie erlöſt.

Plötzlich fiel ſein Blick auf eine der erſten Notizen unter Kunſt und Wiſſenſchaft.

Ein großer Staatsauftrag, einer der ehrenvollſten und gewinnbringendſten war ſoeben vergeben. Anfänglich war ernſthaft nur Profeſſor Ernſt Rode in Betracht gezogen, deſſen Entwürfe allgemeine Anerkennung gefunden hatten. Jetzt aber war die Entſcheidung anderweit gefallen; und der Bildhauer Hans Kraus war bereits dabei, die lebensgroßen Modelle auszuführen. Im Intereſſe der Kunſt mochte es zu beklagen ſein, daß die Regierung ſich genötigt ſah, von den Arbeiten Rodes abzuſehen; allein die verſchiedenartigſten Erwägungen machten es verſtändlich, daß er aus der Reihe der Bewerber ausſchied, da er zur Zeit nicht imſtande war, einen derartigen Auftrag auszuführen; denn ein Strafaufſchub oder

eine Aussetzung der Vollstreckung durfte nur schwer angängig erscheinen. —

Er las die Notiz zum zweiten Male.

Also es war geschehen! Sein Lebenswerk, womit er seine Künstlerlaufbahn zu krönen hoffte, wurde ihm genommen. Das war das Ende! . . .

Da drüben stand die halbvollendete Büste eines schlesischen Magnaten. Er hatte nichts mehr von dem Manne gehört. Der kam wohl auch nie mehr in sein Atelier.

Wer kam überhaupt noch zu ihm, und zu welchen Menschen konnte er noch gehen? —

Seine Freunde? — Er hatte keine.

Er sah, wie die Not herankroch, die Sorge, ob er auch für das Alter genug hatte, um zu leben; denn wer konnte wissen, ob nach dem Jahr Gefängnis sein Geist kräftig genug blieb, seine Hände noch fähig, um zu bilden? —

Er blickte sich in seinem Arbeitsraum um. Den sollte er nun lassen; da draußen wartete der Mann, um ihn zurückzubringen in die sichern Mauern des Gefängnisses, die ihn abschlossen von allem Leben, von jeder Kunst.

Dahin mußte er zurück, mit gebundenen Händen, fern von der Freiheit, die er so liebte.

Atembeklemmend legte sich die Angst auf seine Brust, wie er das ertragen sollte.

Nein, nein! Dazu war er nicht geschaffen.

Er mußte Licht und Luft haben, Freiheit, Freiheit! wenn er nicht vergehen sollte.

Und alles das um dieses Kind, um dieses Mädchen, das mit gesenkten Augen vor dem Richtertische stand und ihn belastete mit schmählicher Schuld.

Das Zeitungsblatt sank raschelnd zu seinen Füßen, qualvoll schwer stützte er den Kopf auf die Hand, und sah keinen Ausweg aus der Not und der grauenvollen Angst, die ihm das Herz zusammen schnürte.

Da draußen schien die erste Frühlingssonne, da draußen blühte und duftete bald alles, da lebten und atmeten die Menschen in jubelnder Freiheit, — und er sollte zurück in die kahlen Mauern einer engen Zelle, in deren dunklen Ecken lauernd der Wahnsinn brütete.

Das ertrug er nicht. —

XXXIV.

Rolf van Jonge kam mit mehreren Herren aus einer Sitzung der Kolonialgesellschaft, wo ein Freund von ihm einen Vortrag über afrikanische Bahnen gehalten hatte. Niemand hatte Lust, nach Hause zu gehen; allerhand Vorschläge schwirrten durch die Luft, schließlich kam man überein: man müsse den beiden Herren, die drei Jahre in Afrika gewesen waren, ein Berliner Tanzlokal zeigen.

— Na, Jonge und Sie als junger Ehemann, Sie dürfen wohl nicht mit, was? das erlaubt wohl der Pantoffel nicht.

— Was fällt Ihnen ein, Herstatt.

— Gar nichts, ich würde mich blos freuen, wenn Sie bewieſen, daß Sie nicht ganz ausgetauſcht ſind, ſondern noch ein bischen der alte, der kein Spielverderber war.

— Das Vergnügen können Sie haben.

— Na alſo. Zu irgend welchen Dummheiten will Sie keiner verleiten. Wir werden, wenn es nötig ſein ſollte, ſchon über Ihre Tugend wachen.

— Schon gut, gehen wir.

— Es iſt noch früh, wir bummeln wohl hin.

— Mit Vergnügen.

Zu zweien und dreien gingen ſie die Friedrichſtraße hin und bogen in eine Querſtraße, wo in der Ferne über einem hellen Thorweg ein elektriſches Licht hing, und grade aus einer Droſchke ein weibliches Weſen in grauem Theatermantel ſtieg.

Durch den Flieſenflur des Vorderhauſes, an dem Portier vorbei, der grüßend die Windthüren aufhielt, ſtiegen ſie eine Treppe hinauf, und legten in einer Art Foyer ihre Garderobe ab, wo ſie ſchon die erwartungsvollen Blicke der hier promenierenden Tänzerinnen begrüßten.

Eine italieniſche Kapelle ſpielte einen Straußſchen Walzer, nach dem die Paare ſich in dem prunkvollen Saale drehten.

Von der Galerie, die logenartig abgeteilt war, ſahen Herren und Damen herab; rings an den Wänden des Saales ſtanden Tiſche, an denen die nicht tanzenden ſaßen; Flaſchen und Gläſer ſtanden auf den weißen Tüchern. Die italieniſche Kapelle muſizierte an der einen Seite des Saales, während auf der andern

Seite die unvermeidlichen Ungarn in ihren verſchnürten Röcken, die dicken Schnurrbärte ſchwarz gewichſt, mit den fettglänzenden Haaren, ihre Inſtrumente in der Hand, nur darauf warteten, um ihre Zigeunerweiſen aufzuſpielen.

Sie ſaßen vor einer Waſſerkaskade, und das Waſſer plätſcherte über bunte Glasſtufen, die alle Augenblicke die Farbe änderten.

Der Tanzſaal war mit Gold überladen, und die vielen elektriſchen Birnen an den Wänden und an dem großen Kronleuchter verbreiteten ein angenehm gleichmäßiges Licht.

Durch den Saal wirbelten die Paare, in der Mehrzahl Mädchen, die die Schleppen ihrer Kleider hochgehoben hatten, und ſo mit einander tanzten, wobei ſie den Herren, die vor den Tiſchen, die Hände in den Hoſentaſchen, herumſtanden, auffordernde Blicke zuwarfen.

Die Muſik verſtummte, und die tanzenden zerſtreuten ſich. In einer Ecke wurde Lärm laut. Sofort ſtürzten ein paar Kellner dorthin, um die Ruhe wieder herzuſtellen.

Gleich darauf parlamentierte der Geſchäftsführer im Vorſaale mit einer jungen Dame, die etwas ausgiebig dekolletiert war; ſie verſchwand denn auch in der Garderobe, und hatte ſich einen Tüllſtreifen über den Ausſchnitt gelegt und mit Nadeln befeſtigt, ehe ſie eingelaſſen wurde.

Es wurden nur Rundtänze getanzt, und der äußere Anſtand ward ſo gewahrt, daß ein melancholiſcher Zug ſtumpfer Langeweile über dem ganzen lag, in den

Mienen der blasiert herumstehenden Herren, oder den meist geschminkten Gesichtern der Mädchen, die ein paar Stunden vorher sich schon im Chor der Operetten, oder als Statistinnen im Cirkus und Variété müde gemacht hatten, und nun in kostbaren Toiletten, einige auch im einfachen Straßenkleid, unter dem aber die bunte Seide der Dessous rauschte, ihre Zeit hier totschlagen und ihre Gage ergänzen wollten.

Einige kamen aus Lust am Tanze, sie wirbelten unaufhörlich durch den Saal, andere schüchtern aus Neugier, um den ersten Schritt zu wagen.

Sobald die Musik einsetzte, kam Leben in die Menge, das quirlte so bunt durcheinander, scheinbar voller Lebenslust.

Die Herren gingen durch das Lokal, aber sie fanden keinen Tisch frei, Jonge suchte mit den Augen die Logen ab, als ihm plötzlich jemand zuwinkte. Es war sein Freund Max Hesslein.

Er war aus Paris herüber gekommen, um den Winter einmal in Berlin zuzubringen. Während die anderen sich mit an einen Tisch setzten, ging Jonge mit Herstatt die breite Treppe nach oben.

In dem großen Vorsaale saßen auf den Divans vor den hohen Spiegeln vereinzelte Paare in eifriger Unterhaltung.

Hesslein war mit einer jungen Dame da, einem schlanken Geschöpf, mit blassem schmalen Gesicht und noch kindlichen Augen, aus denen aber schon das Laster lächelte.

Jonge begrüßte Hesslein und die Dame, die ihm

bekannt vorkam, aber er wußte nicht gleich, wer es ſein konnte.

Heſſlein ſtellte ſie vor.

— Fräulein Lili Kulitz, vom Prozeß Rode weltbekannt.

Er ſagte das mit einem ſelbſtgefälligen Stolze, daß er dieſes Mädchen, deſſen Name in den letzten Wochen in allen Zeitungen geſtanden hatte, von der alle Welt geſprochen, an ſeiner Seite hatte.

Sie reichte Jonge die Hand und fragte:

— Sie haben mich wohl gar nicht erkannt? Ich mich ſelbſt beinah auch nicht, als Max mich in dieſe chiken Sachen geſteckt hat.

— Ach, Sie kennen ſich ſchon? fragte Heſſlein ein wenig pikiert und mißtrauiſch.

— Ja, ich habe Fräulein Kulitz beim Profeſſor Rode kennen gelernt.

Er dachte an die Zeit, da Agna zu ihren Sitzungen in das Bildhauerateliер ging, und er ſich zuweilen einſtellte, um ſie abzuholen. Ein paar mal hatte er Lili in ihrem einfachen, ſchlichten Sommerkleidchen getroffen und mit ihr geplaudert.

Das Kind war ihm aufgefallen, und wenn nicht alle ſeine Gedanken Frau Agna gehört hätten, würde er ſich das Geſchöpfchen mit den jugendlich ſchlanken Formen wohl genauer angeſehen haben.

Heſſlein hatte ſie faſt aus dem Gerichtsſaal heraus geholt und ſie glänzend eingerichtet.

Sie war eine andere geworden, mit dem modiſch friſierten Kopfe, dem großen Hute, dieſem koſtbaren

Kleide, das ihre ſchlanke Figur ſo fein zur Geltung brachte. Schöner ſchien ſie ihm als je. Und ſo ſchüchtern ſie im Atelier geweſen, ſo ſelbſtſicher und keck trat ſie jetzt auf. Alle Augenblicke ließ ſie ſich ihr Glas mit Sekt füllen und ſchwatzte unaufhörlich, ſodaß die beiden Herren ihre Freunde vergaßen, bis van Jonge daran erinnerte.

Aber nun hielt Heſſlein ihn zurück. Er mochte ſie nicht alle herauf in die Loge bitten, aber Volkmar und Giersdorf mußte er begrüßen. Wenn Jonge alſo Lili ein paar Minuten Geſellſchaft leiſten wollte, ging er mit Herſtatt mal hinunter.

Rolf blieb mit Lili allein. Ihm war die Situation nicht angenehm; er dachte immer daran, wie gut und freundlich Rode zu dem Mädchen geweſen war. Und zum Dank dafür war die Familie Kulitz gegen den Profeſſor vorgegangen, bis ſie ihn nun ins Gefängnis gebracht hatten.

Ihn ſchauderte ein wenig, wenn er das Mädchen anſah, das an allem Schuld war, und das geputzt, mit lachendem Munde, vor ihm ſaß und ihm ſtolz erzählte, wo und wie ſie jetzt wohnte.

Plötzlich ſah er zwei Mädchen hinter ſich ſtehen, die eine ſagte laut:

— Pfui Teufel, ſone Gemeinheit und Frechheit! Das iſt doch nicht zu glauben.

— Pfui! wiederholte ſie und ſpuckte vor Lili aus, daß es ihr Kleid traf.

Jonge drehte ſich um und ſagte ſcharf:

— Was fällt Ihnen denn ein? . . Sie wollen hier wohl rausfliegen? —

— Nee, ich nich, aber die da.

Damit zeigte ſie auf Lili.

— Einen armen Menſchen ins Zuchthaus zu bringen, das is die gerade wert. Heut mittag hat ſich der Profeſſor erſt umgebracht, und da geht die ſchon tanzen. Pfui Teufel! . .

— Was iſt, was ſagen Sie da? . . .

Lili ſaß totenblaß, ohne ein Wort, gegen die Logenbrüſtung gelehnt.

— Ja wiſſen Sie das nicht? — Heut nachmittag in ſeinem Atelier hat er ſich doch erſchoſſen. Da, hier ſtehts in der Abendausgabe. —

Sie neſtelte das Blatt aus der Taſche und hielt es Jonge hin.

Er warf einen Blick hinein, und ganz entſetzt ſtarrte er Lili an.

Aber die ſchrie plötzlich auf:

— Nein — nein! ich will nicht. Das habe ich nicht gewußt! — O Gott, das habe ich doch nicht gewollt, das nicht! . . .

Man war aufmerkſam geworden. Alles drängte plötzlich herbei. —

— Was is denn los?

— Wo iſt ſie? —

— Da, das iſt die Lili Kulitz.

— Gleich tot iſt er geweſen, durch die Schläfe hat er ſich geſchoſſen.

— Sone Gemeinheit von ſolch einem Frauenzimmer.

— Die in dem großen Blumenhut, die ſo ſchluchzt, nich? —

Hesslein war heraufgeeilt, und während Jonge sich scheu drückte, führte Hesslein Lili durch die gaffende Menge, die laut ulkte und höhnte und einer plötzlich erwachenden Verachtung Ausdruck gab. Eine wilde Empörung mit sinnlosem rufen und schreien, ein Lärm, den die Musik vergebens zu übertönen suchte.

Und diese Empörung, dieses rufen von: Gemeinheit! . . niederträchtiges Frauenzimmer! . . Drecksjöhre! klangen Jonge noch in den Ohren, als er sich aus dem Wirrwarr herausgeschält hatte, und mit hochgeschlagenem Kragen durch den flutenden Nebel, der in der Nacht hing, der Friedrichstraße zu ging.

Er nahm sich keine der vor dem Balllokal stehenden Droschken, das wollte er vermeiden, denn Mabel brauchte nicht zu wissen, woher er kam; und ein unglücklicher Zufall konnte leicht dabei im Spiele sein.

Wenn nur diese Lärmscene keine Folgen hatte, daß sie Stadtgespräch wurde.

Mußte er auch gerade mit dem Mädel allein sitzen. —

Und plötzlich sah er sich wieder im Pfarrhause mit dem Pack Briefen stehen. Jener Brief fiel ihm ein, den er von Paris an Erna geschrieben hatte. Was hatte er da viel anderes gethan als dieser Kulitz! — Zum Donnerwetter! ihm saß aber auch das Messer an der Kehle, und dann hatte er es mit vernünftigen Menschen zu thun, sodaß höchstens er selber Gefahr lief. —

Erschossen hatte sich der Professor! —

Er blieb stehen; ein offener Taxameter fuhr hart an ihm vorbei. Er sah Hesslein und neben ihm Lili. Der große Blumenhut hing ihr wild im Nacken, die

Haare hatten ſich gelöſt, der Mantel war ihr nur eben um die Schulter geworfen, und während der Wagen an ihm vorbei fuhr, hörte er, wie ſie krampfhaft ſchluchzte.

Dann verſchwand alles in dem dichten weißen Nebel, der durch die nachtſtillen Straßen flutete, blutigrote Aureolen um die Lichtpunkte der Laternen wob, und ſich atemraubend auf die Bruſt legte; — mit naßkalten Armen umfing ihn der Nebel, daß ihn bis ins Mark ſchauderte. —

XXXV.

Ein paar Häuſer von der Cordelius'ſchen Villa entfernt, fuhr ein großer Wagen mit viereckigem Kaſten, wie ein Geſchäftswagen, dunkelgrün geſtrichen, durch den Hausflur nach dem Hintergarten, wo das Atelier des Profeſſors Rode lag.

Unruhig drängten und tänzelten die Pferde. Der Beamte ſprang ab, der Kutſcher ſtieg langſam hinterher; nun kam auch der Portier, der das Thor geöffnet hatte, mit ſeiner Lampe herbei, die im Luftzuge blakte.

Er ſchloß die Thür zum Atelier auf, während der Kutſcher mit einem Drücker den Wagenkaſten hinten öffnete, daß man in den großen viereckigen Raum hinein ſehen konnte, der ganz mit Zinkblech ausgeſchlagen war. Der Raum ſchien leer, nur eine große langgeſtreckte Blechmulde ſtand darin, in der ein grauer Sack lag. Den Blechkaſten zogen die beiden heraus, und trugen ihn in das Atelier.

Der Portier hatte die Lampe ſcheu auf den Tiſch geſtellt. Ihr Schein fiel auf den Boden, wo noch die grauen Thonklumpen herumlagen, zerriſſene Stücke von Armen und Beinen; dann glitt der Schein über ein blaſſes, von grauem Bart umrahmtes Geſicht, über die ſtark gewölbte, hohe Stirn, die an der einen Seite, neben der Schläfe, ein kleines dunkles Loch zeigte, an dem etwas bräunliches klebte.

Lang ausgeſtreckt am Boden lag der gewaltige Körper da, friedlich und ſtill.

Die beiden Männer ſtellten ihre Mulde hin, nahmen ſtumm die Mützen ab, die ſie auf einen Stuhl legten, und ſahen ſich den Mann an.

Prüfend glitt der Blick des einen über den Körper, und gedämpft ſagte er:

— Na, der is nich leicht.

Dann rollten ſie ihre Sackleinewand auseinander, ſchlugen den Körper darin ein und hoben ihn in ihre ſchmale Blechkiſte, über deren Rand die eingehüllten Füße ein wenig herausragten.

Ihre Mützen ſetzten ſie auf; der andere ſpuckte in die Hände und ſagte: uff! . . .

Der Portier, der zitternd vor Aufregung herumlief, ſeit um die Mittagszeit erſt der Wächter ihn erſchreckt gerufen hatte, daß der Profeſſor ſich erſchoſſen habe; der kaum im ſtande geweſen war, einen Doktor zu holen, und nachher den Herren, die zur Totenſchau am Nachmittage kamen, garnicht antworten konnte, leuchtete ihnen, wie ſie ihre Laſt aufnahmen, ins Freie trugen und mit einem Seufzer der Erleichterung ihren Blechſarg in den Wagen ſchoben.

Dann ſchlugen ſie laut die Thüren zu und kletterten auf den Bock. Die Pferde wurden unruhig, denn der Wagen mußte auf dem engen Raume im Dunkel wenden.

Kein Menſch im Hauſe regte ſich; nur in der Durchfahrt mußte der Kutſcher ein mit ſchwerbeladenem Korbe am Arme heimkommendes Mädchen mit warnendem He! anrufen; dann fuhr der Wagen raſſelnd auf die Straße, während der Portier die großen Thorflügel wieder loshakte.

Er ſah dem enteilenden Wagen nach, der raſch im Nebel der Nacht verſchwand. —

Bei Excellenz von Cordelius vorbei, wo heute alle Fenſter im hellen Lichtglanze ſtrahlten, fuhr der dunkle Kaſtenwagen mit dem Toten.

Dort oben klangen die Geigen, da tanzte eine fröhliche Menge und feierte beim ſchäumenden Sekt jubelnd den Hausherrn: Seine Excellenz von Cordelius und ſeine anmutige Gattin, die ſchöne Frau Agna von Cordelius! Hoch! . . Hoch! . . und dreimal Hoch! . . .

Lachend und lebensfroh eilte Frau Agna durch die hellen Säle, wo alle Welt wetteiferte, um ihr wegen ihrer Schönheit, die heute alle überſtrahlte, und ihrer neuen Würde, liebenswürdige Worte der Schmeichelei zu ſagen. —

Der geheimnisvolle Wagen aber mit dem ſtillen Manne darinnen jagte im Trabe an der Villa vorbei, wo zahlloſe Equipagen reihenweiſe vor dem Hauſe harrten; dann bog er in den Tiergarten und die hell erleuchtete Siegesallee ein.

Gespensterhaft zu beiden Seiten standen auf ihren marmornen Postamenten die schneeweißen Herrscher, stolz auf ihre Schwerter und Schilder gestützt.

Ein Meister der Kunst ward zwischen ihnen dahin gefahren; ein toter Mann, der berufen gewesen, dem kalten Marmor ewiges Leben zu verleihen. —

Ueber die dunkle Spree fuhr der Wagen mit seiner stummen Last, — und als er an dem schlichten, gelben Ziegelgebäude der Morgue hielt, wohin der Tote zu kurzer Rast gebracht wurde, da ging ein flüsterndes raunen und rauschen durch die hohen Bäume, die von den Friedhöfen dahinter ihre Zweige neugierig über die Mauer neigten.

Der Nachtwind machte sich auf, — und in die feuchte Frühlingsnacht, deren Dunstatem über die gewaltige Häusermasse der Großstadt strich, sang von einem neu sich begrünenden Zweige herab ein kleiner Vogel, noch schüchtern und frierend zaghaft in den ziehenden Nebel der Nacht sein erstes Lied, wie eine schmerzlich bange Sehnsucht nach Erlösung und Auferstehung. —

Ende

Schöneberg-Berlin, $\frac{\text{25. September}}{\text{2. Dezember}}$ 1900.